This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

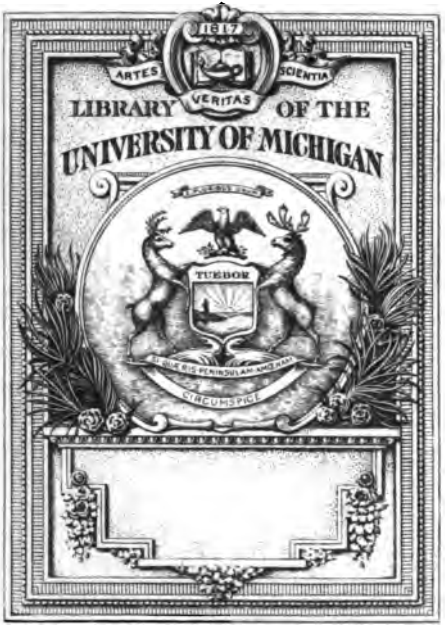
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
1
.T19

SCHLOSS WINDSOR.

Verlag von J.G.Calve in Prag.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer

Kenntnisse.

[illegible] im Gebiete der [illegible]
Länder- und Völkerkunde.

[illegible]

[illegible]

Prag,
[illegible]
1821.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1841.

(Neunzehnter Jahrgang.)

Mit 6 Stahlstichen.

Prag.
J. G. Calve'sche Buchhandlung.
1841.

Druck von Gottlieb Haase Söhne.

Compl. sets.
Hiersem.
5-20-30
21747

Inhalt

des Jahrgangs 1841.

Seite

Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen 1

I. Schloss Windsor. Nach Ritchie 1

II. Altes und Neues aus Ost-Indien. Nach Bacon . . . 31

III. Die Mascarenischen Inseln. Nach Arago, Billiard und Milbert 78

IV. Streifzüge durch die Grafschaften Englands. Nach St. Germain-Le-Duc 128

V. *Kabul.* Aus Vigne's Reise 231

VI. Skizzen aus Ungern. Nach dem Englischen 256

Stahltafeln.

I. Schloss Windsor. (Zu S. 1. — Aus Ritchie Windsor Castle etc.)

II. Fort Penkonda. (Zu S. 33. — Aus The Oriental Annual for 1840.)

III. Palast des Suba in Burhanbur. (Zu S. 64. — Aus demselben Werke.)

IV. Moschee Tschar Minar in Heiderabad. (Zu S. 70. — Aus demselben Werke.)

V. *Newcastle.* (Zu S. 224. — Aus St. Germain-le-Duc: L'Angleterre etc.)

VI. *Dost Mohammed.* (Zu S. 232. — Aus Vigne's Narrative etc.)

ALLGEMEINE ÜBERSICHT

DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Die Engländer *Dease* und *Simpson*, über deren wichtige Entdeckungen in Betreff der *Nordküste von Amerika* die Jahrgänge 1839 und 1840 berichteten, haben ihre Forschungen im Sommer 1839 weiter nach Osten hin ausgedehnt und die längst gesuchte »Nordwestliche Durchfahrt« gefunden, indem sie einen Zusammenhang des Meeres *westlich* von *Boothia* mit dem Meere *östlich* davon, dargethan haben, aus welchem Letztern

die *Fury*- und *Hekla-Strasse* in die *Hudsons-Bay* führt.

Die Reisenden schifften sich am 22. Juni auf dem Kupferminen-Flusse ein, konnten aber erst am 3. Juli, wo das Eis aufging, sich ins Meer begeben. Am 18. kamen die Boote beim *Cap Barrow* an und am 20. landete man am *Cap Franklin*, wo ein heftiger Ostwind die Reisenden vier Tage zurückhielt. Die Umschiffung des *Alexander-Caps* war der grossen Eismassen wegen mit vielen Gefahren verbunden. Von diesem Cap, unter 68° 56′ Br. und 106° 40′ westl. L. (von Greenwich) bis zu einer andern bemerkenswerthen Landspitze, unter 68° 33′ Br. und 98° 10′ westl. L., bildet die Küste eine Bay, die sich bis 67° 40′ Br. südwärts erstreckt und aus unzählbaren kleinern Einbuchten besteht, welche eine nicht minder zahllose Menge Inseln umschliessen. Nicht ohne unsägliche Anstrengung konnte man sich einen Weg durch dieses Labyrinth bahnen, hatte

aber dabei den Vortheil, die grossen Eismassen auf der hohen See vermeiden zu können. Endlich erreichte man am 5. August die *Eisbär-Spitze (White-Bear Point)*, unter 68° 7′ Br. und 103° 56′ w. L.; ein Fluss zwei Mal so stark als der Kupferminen-Fluss, dessen Mündung unter 68° 2′ Br. und 104° 15′ L. liegt, wird im Sommer häufig von Rennthieren und Moschusochsen besucht.

Am 10. Aug. sah man von der Eisbär-Spitze eine nach Südosten sich erstreckende Meerenge mit einer Menge Inseln bedeckt und starker Ebbe und Fluth. Am 12. hatte man einen heftigen Sturm und der Wind blies noch am 13. stark aus Osten; dennoch kamen die Reisenden schnell in südöstlicher Richtung vorwärts, umschifften die *Richardson*- und die *Ogle*-Spitze und setzten die Fahrt bis zum Abende fort; aber jetzt wurde der Wind neuerdings so heftig, dass sie an die Küste jenseits des *Caps Pechell* geworfen wurden. Der Wind ging

mit gleicher Stärke nach Nordosten und währte bis zum 16., wo man auf die Insel *Montreal* lossteuerte. Hier frühstückten die Reisenden an demselben Tage und auf derselben Stelle, wo *Sir George Back* bei seiner Rückkehr vom Cap Ogle nach dem Grossen Fischflusse (*Thluitscho*) sein Zelt aufgeschlagen gehabt hatte.

Es war jetzt dargethan, dass *Boothia* vom amerikanischen Festlande in *Westen* der Thluitscho-Mündung völlig abgesondert ist. Man begnügte sich aber nicht damit, sondern beschloss die Forschungen auch bis auf die *östliche* Seite dieser Flussmündung auszudehnen.

Am 17. war man am *Cap Rocky* (68° 3′ Br., 94° 35′ L.) und wurde durch Gegenwinde bis zum 19. unter diesem steil abfallenden Vorgebirge zurückgehalten, welches den Namen *Cap Britannia* erhielt. Ein kegelförmiger Haufen grosser Steine wurde hier errichtet und ins Innere desselben eine verschlossene

Flasche gelegt, welche eine kurze Nachricht von der Schiffahrt der Reisenden und von der Besitznahme des neu entdeckten Landes für die Königinn Victoria enthielt. Am 19. ging der Wind von Nordost nach Ostsüdost über. Man durchschnitt eine schöne Bay und die Küste nahm hierauf eine nordöstliche Richtung. Am folgenden Morgen war der Wind wieder nordöstlich und setzte der Weiterfahrt grosse Hindernisse entgegen, so dass die Reisenden in der Mündung eines kleinen Flusses verweilen mussten. Von den Gipfeln der Kalkhügel, die sich hier erhoben, entdeckten sie sehr weit in Nordosten Land, wahrscheinlich eines der südlichen Vorgebirge von *Boothia*. Auch zwei grosse Inseln zeigten sich in beträchtlicher Ferne in der hohen See und andere von gleicher Höhe und nicht minder weit entfernt erstreckten sich in der Richtung von Ost nach Ostnordost. Was den Reisenden von der niedrigen Küste des

Festlandes sichtbar wurde, dehnte sich nur fünf (engl.) Meilen weit aus, und die Küste schien sich dann allmählich rechts oder südwärts zu wenden. Wahrscheinlich hatte man jetzt den grossen Busen erreicht, von welchem alle Eskimos einstimmig behaupten, dass er viel Inseln enthalte und sich in südlicher Richtung bis auf etwa 40 Meilen der *Repulse-* und der *Wagers-Bay* nähere.

Die Erforschung dieses Meerbusens war für unsere Reisenden bei der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr ausführbar. Sie würde, wie es in ihrem Berichte heisst, die volle Kraft und Zeit einer andern Expedition erfordert haben, welche von einem Punkte hätte ausgehen müssen, der dem Gegenstande der Untersuchung näher liegt, als der Grosse Bären-See. — Die Lage der Mündung des erwähnten Flusses, wo die Boote zuletzt anlegten, wird zu 68° 28′ Br. und 97° 3′ L. angegeben, was in Bezug auf die Länge augenscheinlich ein

Schreib- oder Druckfehler ist, da die Reisenden *östlich* über die Mündung des Thluitscho hinausgekommen sind, diese aber unter 94° 30′ Länge liegt *).

Der anhaltende Nordostwind, der das weitere Vordringen hinderte, war nun der Rückfahrt günstig. Am 22. Aug. untersuchte man eine lange und schmale Bay westlich vom Cap Ogle; sie erstreckt sich bis 68° Br. Am 24. landete man an einer Küste, die wahrscheinlich einen Theil des südlichen *Boothia* ausmacht. Man konnte sie nur 60 Meilen weit, bis 68° 41′ Br. und 98° 22′ westl. L. verfolgen, wo sie sich nordwärts wandte. Die Reisenden hielten trotz des eintretenden Winters muthig aus, erreichten am 16. Sept. den Kupferminen-Fluss, am 24. das *Fort Confidence* am Grossen Bären-See, und bald nachher das *Fort Simpson* **).

*) S. den Jahrgang 1837 unsers Taschenbuches, S. XI.

**) *Literary Gazette*, 1840, April, S. 265 u. f.; *Nouvelles Annales des Voyages*, 1840. Mai, S. 263. —

Der Capitän *Penny* des englischen Schiffes *Neptun* hat von Eskimos mehre Erkundigungen eingezogen, die für den Walfischfang in der *Davis-Strasse* und der *Hudsons-Bay* sehr wichtig sind. Als er westlich bis zum *Cap Serle* gekommen war, hielt es schwer, sich den Walfischen zu nähern. Diese nahmen ihre Richtung so gleichförmig nach der *Cumberland-Strasse*, dass sie augenscheinlich einen Zufluchtsort nach dieser Gegend hin haben mussten. Während er im Hafen *Durban* (62° 20′ Br., 62° w. L.) vor Anker lag, fand er, dass die Eskimos, die er bei sich hatte, sehr ausgebreitete geographische Kenntnisse der benachbarten Landstrecken besassen. Sie sagten ihm, dass es am östlichen Ufer der Cumberland-Strasse, 60 Meilen jenseits des *Oestlichen Caps (Cap Easterly)*, eine Bay gebe, die sich beiläufig 140 M. weit in nordöstlicher Richtung erstrecke. Nördlich werde sie von einer langen Gebirgskette, östlich von Felsen und

südwestlich von einem sehr flachen Landstriche begränzt. Ein Arm dieser Bay gehe vom nordöstlichen Ende derselben sehr weit landeinwärts und werde vom Meere nur durch eine Erdenge getrennt. Letztere sei etwa 30 Meilen lang und enthalte verschiedene Seen mit trefflichen Lachsen. Die Bay selbst ist reich an Walfischen und hat viel Treibeis, wird aber erst im Juni oder Juli den Schiffen zugänglich. Tausende von Eskimos, unter verschiedene Stämme getheilt, bewohnen die Ufer dieser Bay und leben hauptsächlich vom Ertrage des Walfischfanges, welcher in den Monaten Juni, Juli und August so ausgiebig ist, dass sie für den ganzen künftigen Winter reichlichen Unterhalt haben. Uebrigens sind diese Eskimos ein sehr friedliches Volk; niemals giebt es Streit zwischen den verschiedenen Stämmen. — Das Klima scheint hier milder zu seyn als an der westlichen Küste der Cumberland-Strasse. Auch ist man vor den

Ueberschwemmungen sicher, die dort durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen verursacht werden. — Die Eskimos versichern, dass man niemals ein europäisches Schiff in jener Bay gesehen habe. Einige Stämme kommen durch die Cumberland-Strasse, um mit den Agenten der Hudsonsbay-Compagnie Handel zu treiben, aber sie haben diesen nichts von dem Betriebe des erwähnten Walfischfanges mitgetheilt. — Man hält in Folge dieser Nachrichten die Gründung einer englischen Factorei an der *Davis-Strasse* für etwas sehr Wünschenswerthes *).

Am 9. März 1840 wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft Nachricht von einer Reise des brittischen Artillerie-Majors *Charters* von *Zacatecas* in Mexico nach *Camotlan*

*) *Nouv. Ann.* etc., Febr., S. 260 u. ff. (nach dem *Aberdeen Advertiser*).

gegeben. *Veta grande*, der Punkt, von welchem aus der Major seine Reise antrat, liegt etwa 4 (engl.) Meilen nördlich von Zacatecas, auf einer 6 M. langen Gruppe isolirter Berge, die sich aus dem weiten Flachlande erheben, fast auf halbem Wege zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Meere, welche unter 23° Breite ungefähr 400 M. von einander entfernt sind. Die Gebirgsgruppe hat 22° 50′ Breite und 102° 27′ westl. Länge (von Greenwich). Der höchste Gipfel, der Engelsberg *(Angel)*, hat 8950 (engl.) Fuss Meereshöhe. Die magnetische Abweichung war (im Jahr 1831) 8° 7′ östlich. Die Berge sind meist kahle, nur spärlich mit Pflanzenwuchs bedeckte Felsen, bergen aber im Innern reiche Silbererze, so dass sie in dieser Hinsicht vielleicht nur denen von *Guanaxuato* nachstehen. Der Reisende bemerkt: »Ein auffallender Zug in der physischen Geographie dieses Theils von Mexico ist das Vorhandenseyn einer An-

zahl Bergketten, deren Erstreckung fast mit dem Meridian zusammenfällt. Zwischen der Stadt *Aguas Calientas* und dem Thale *Camotlan*, habe ich auf einem Wege von 120 Meilen fünf solche parallele Gebirgsketten überschritten. Die Berge erheben sich in der Regel 2000 Fuss über die zwischenliegenden Thäler und auf einigen ihrer Abhänge wächst im Ueberfluss nützliches Stammholz. Alle Gewässer dieser Thäler strömen dem *Rio Grande* zu, welcher auch die Flüsse und Bäche aus einem weitläuftigen Gebirgslande nordwärts davon empfängt. Da der Rio Grande nach Aufnahme aller dieser Zuflüsse nicht grösser ist als der Tweed bei Kelso, so sieht man, wie wasserarm eigentlich diese ganze Gegend ist. Bemerkt zu werden verdient, dass eine so hohe Bergkette, wie die westliche Seite des Thales *Bolaños*, deren westliche Abhänge mit ungeheuern Waldungen bedeckt sind, und wo vom Mai bis Oktober so häufiger Regen fällt,

dennoch nur wenig, vielleicht gar keine, Flüsse aufzuweisen hat, die das ganze Jahr Wasser haben, so dass während des Sommers aller Pflanzenwuchs verschwindet. Gegen das Ende dieser Jahreszeit hört selbst der *Bolaños* anhaltend zu fliessen auf und sein Bett zeigt mehr oder weniger trockene Stellen. Unstreitig ist die starke und beschleunigte Ausdünstung, welche der geringe atmosphärische Druck hervorbringt, die Ursache dieses merkwürdigen Unterschiedes zwischen *Mexico* und den meisten andern Ländern. Die mittlere Höhe des grossen Tafellandes kann zu 7500 Fuss angenommen werden, über welche die zahlreichen Gebirgsketten ihre Gipfel noch 2- bis 3000 Fuss weiter emporstrecken. Nur einige noch höhere, wie der *Orizaba*, der *Nevado von Toluca* und der *Istuccihuatl* übersteigen die Schneelinie, haben aber keinen Einfluss auf den fraglichen Gegenstand. Mexico ist daher jenes Mittels beraubt, welches in

den meisten südlichen Ländern des Erdtheils die Flüsse mit Wasser versorgt. Eine weite Landstrecke empfindet sieben Monate lang die Wirkungen der schnellen Verdampfung, welche durch die stets reine Luft und den immerwährenden Sonnenschein vermehrt wird. Die zur Regenzeit vom Boden eingesogene Feuchtigkeit wird erschöpft und die Atmosphäre verliert allen Wasserdampf so ganz und gar, dass es mir oft sehr schwer und zuweilen selbst unmöglich geworden ist, ihn auf dem Danielschen Hygrometer zu verdichten. Auch der menschliche Körper dunstet in diesen hochgelegenen Gegenden wahrnehmbar nur wenig aus, denn der Dunst wird von der trocknen Luft sogleich aufgesogen und nur bei sehr heftiger Bewegung zeigt sich ein schnell vorübergehender Schweiss . . . *).

---

*) *Literary Gazette*, etc. 1840. März, S. 170.

Von demselben Major *Charters* wurde in der Sitzung der erwähnten Gesellschaft vom 13. April ein anderer Bericht über eine Reise von *Sauceda* bei Zacatecas, in Mexico, nach dem Bergwerks-Distrikte *Catorce* vorgelesen. Der Weg führte zunächst in östlicher Richtung 40 Meilen weit über eine öde Fläche, wo einige verkümmerte Palmen und der Cactus die einzigen Spuren pflanzlichen Lebens waren, nach der Bergstadt *Ramos*. Die Gruben befinden sich hier in einem Hauptgange; es sind 8 Schachte, der tiefste 390 Yards, und sie bestehen aus silberhaltigem Kupferkies und Kupferglanz, hauptsächlich in Thonschiefer, mit einer 12 Yards mächtigen Decke von dichter Lava. Diese verbreitet sich über eine kleine Landstrecke um *Ramos*, von welcher der vulkanische Hügel *Zamora*, $\frac{1}{2}$ M. südöstlich, der Mittelpunkt zu seyn scheint. Dann sind noch zwei andere dergleichen Hügel in der Umgebung von Ramos, von welchen der

eine, ostnordöstlich, *La Cantera* heisst. Die Ebene zwischen *Sauceda* und *Ramos* ist mit einer dünnen Ablagerung von Kalktuff bedeckt, welcher im Sommer zu Staub wird und dem Reisenden sehr lästig fällt. . . . . Derselbe Kalktuff erstreckt sich auch über Ramos hinaus nordöstlich gegen *Cornejo*, 10 Leguas weit, und bedeckt hier eine schöne Breccie. *Catorce* liegt am Fusse einer Gebirgskette. Weiter aufwärts an derselben gelangt man, 8575 F. über dem Meere, zu der Bergstadt *Real de los Alamos*, welche 10000 Einwohner enthält. Dieses Gebirge gleicht in so fern dem von Zacatecas, dass es mit keinem andern zusammenhangt und unmittelbar aus der Ebene emporsteigt. Ueberhaupt scheint dieses das unterscheidende Kennzeichen aller Erzgebirge Mexicos zu seyn, das von *Bolaños* ausgenommen, welches zu einer grossen Kette gehört . . . Der Reichthum des Letztern ist von jeher sehr bedeutend gewesen, so dass es,

wenn nicht den zweiten, doch gewiss den dritten Platz unter den mexicanischen Bergwerks-Bezirken einnimmt . . Der vornehmste Schacht, *La Luz*, ist 6 Yards hoch, eben so breit und 1100 lang, und hat 30000 Pf. St. gekostet . . Dieses Gebirge enthält ebenfalls einen Vulkan, dem von *Ramos* ähnlich, aber grösser als der von *Zamora* *).

Auch ein teutscher Reisender, Hr. *Löwenstern*, aus Wien, hat auf einer in den Jahren 1838 und 1839 gemachten Reise um die Welt, *Mexico* besucht. Nachdem er, von Veracruz nach der Hauptstadt gekommen, sich einige Zeit in Letzterer aufgehalten hatte, besuchte er die Pyramiden von *Cholula*, *Testihuacan*, *Xochicalco* etc., die Bergwerke von *Real del Monte* und die benachbarten Obsidian-Gruben, wo sich die unter dem Namen der *Peñas Cargadas* bekannten merkwürdigen Felsen befinden, und verliess

*) *Ebendas.*, April, S. 964.

die Hauptstadt am 24. Juli 1838, um auf dem gewöhnlichen Wege über *Queretaro, Guadalaxara* und *Tepic* nach *Mazatlan* zu gehen. In *Remedios*, etwa 7 (engl.) Meilen westlich von Mexico, entdeckte der Reisende einen pyramidähnlichen Erdhügel, aus zwei Stockwerken bestehend, die allem Anscheine nach mit Stein überkleidet gewesen waren. Auf der Spitze stand die Ruine eines Castells. *Queretaro*, 100 M. nordwestlich von Mexico und 6070 F. über dem Meere, ist eine malerisch ins Auge fallende Stadt von 20000 Einwohnern. Ringsum sieht man Gärten mit hohen Cypressen und riesenmässigen Cactus, so wie eine ansehnliche Wasserleitung. *Celaya*, eine Stadt von 10000 Einwohnern, 20 Meilen weiter westlich, liegt mitten in dem fruchtbarsten und volkreichsten Bezirk von Mexico. Der treffliche Anbau dieser Gegend ist vornehmlich dem aufgeklärten Staatsmann *Don Lucas Alaman* zu verdanken. In *Guanaxuato*, 6870 F.

über dem Meere, hat General *Cortazar* neuerlich eine Bergwerks-Schule errichtet. Bei *Tepatitlan*, 80 M. weiter westlich, entdeckte Hr. Löwenstern eine andere Pyramide, von gleicher Bauart wie die von *Xochicalco*, drei Stockwerke hoch, mit einem kreisrunden Hügel auf dem Gipfel. Sie ist von Erde und dem Anscheine nach mit Stein überzogen gewesen. Dieses Bauwerk ist um so merkwürdiger, da es in einem Theile des Landes, wo dergleichen Alterthümer noch nie gefunden worden, und wahrscheinlich auf dem Wege liegt, den die eingewanderten *Azteken* von Californien nach Mexico genommen haben. *Guadalaxara*, noch andere 40 M. westlich, hat eine Bevölkerung von 70000 Seelen, und ist nach der Hauptstadt die grösste und blühendste Stadt in Mexico. Auch giebt es hier eine achtungswerthe italiänische Oper. Das Land wird nun immer wilder und unfruchtbarer, in dem Masse als man sich dem *Plan de Barrancas* nähert,

in dessen Nähe man den höchsten Kamm des Gebirges, wahrscheinlich 7500 Fuss hoch, überschreitet, worauf es schnell nach den *Tierras calientes* bergab geht. *Tepic*, eine Stadt von 10000 Einwohnern, liegt noch 2000 F. über dem Stillen Meere bei San Blas, welches etwa 30 M. davon entfernt ist. Die Strasse wendet sich von hier aus mehr nördlich und führt 30 M. weiter über den vornehmsten Fluss in diesem Theile des Landes, den *Rio Grande*, oder *Tololotlan*, welcher bei dem Nevado de Toluca, etwa 20 M. südwestlich von der Hauptstadt, entspringt und nach einem meist westnordwestlichen Laufe von 450 M. bei *San Blas* ins Meer fällt. Von hier gelangte der Reisende auf einer 20 M. weit mit der Küste parallel laufenden Strasse, über die Städte *Acaponeta* und *Escuinapa* nach dem Hafen *Mazatlan*, wo er sich nach den Sandwich-Inseln einschiffte *).

*) *Ebendas.*, März, S. 169.

Der in den vorigen Jahrgängen mehrmals erwähnte teutsche Reisende *Schomburgk* ist im Herbste 1839 glücklich nach Europa zurückgekommen. Ueber seine dritte Expedition in das Innere von *Guyana* wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft am 27. Jän. 1840 ein Bericht vorgelesen, welcher die Reise vom Fort *San Joaquim* am Rio Branco, nach *Esmeralda* am Orinoko, in den Jahren 1838 und 1839 umfasst. Ein zweiter Bericht verbreitete sich über Schomburgks Reise von *Esmeralda* nach *San Carlos* und *Moura* am Rio Negro in Brasilien, und von da über das Fort *San Joaquim* nach *Demerara*, im März, April, Mai und Juni 1839, von wo der Reisende nach England zurückkehrte *). Ein Schreibeu an Herrn v. *Humboldt*, vom Juni 1838, enthält Untersuchungen über die ehemalige Lage

*) *Lit. Gaz.*, 1840, Febr. S. 88, und April, S. 216. — *Ausland*, 1840, März, Nr. 68, 69 und Mai, Nr. 152.

des Sees *Parime* oder der *Laguna del Dorado* *).

Von dem Engländer *Turnbull* ist vor Kurzem die Beschreibung einer Reise nach *Cuba* und *Portorico* erschienen, welche sehr schätzbare Nachrichten über die Sklaverei und den Sklavenhandel in diesen spanischen Colonien enthält **). Die Reise wurde in den Jahren 1837 bis 1839 gemacht. Die Bemerkungen über Cuba beziehen sich auf den Zustand im J. 1838. Die Hauptpunkte, welche der Verfasser behandelt, sind der Unfug, welcher bisher unter *portugiesischer* Flagge getrieben worden ist, die Wahrscheinlichkeit, dass wenn dieser aufhören sollte, das Spiel unter der *amerikanischen* fortgesetzt werden wird, die Verwendung *brittischen* Capitals in Geschäften fremder Sklavenhändler und

*) *Nouv. Ann.* etc., 1840, Juli, S. 38 u. ff.

**) *Travels in the West. Cuba; with Notices of Porto Rico and the Slave Trade.* By *David Turnbull*, Esq. London, 1840. — *Lit. Gaz.*, 1840, Febr. S. 129 u. f.

die Ausfuhr englischer Waaren, für welche an der afrikanischen Küste Sklaven eingekauft werden, endlich der ungeheure Gewinn bei diesem schändlichen Handel, welcher der kaufmännischen Habsucht die grössten Lockungen darbietet, so unsicher auch die Unternehmungen ohne Schutz einer geachteten Nationalflagge seyn mögen.

Ueber die Inseln *Juan Fernandez*, westlich von Süd-Amerika, welche zwar nur einen sehr kleinen Raum im Stillen Meere einnehmen, aber der Aufmerksamkeit sowohl des Seefahrers als des Geographen keineswegs unwürdig sind, hat ein Hr. *Fowle* aus Boston in Nordamerika, welcher neun Jahre auf diesen Inseln gelebt hat und 1834 in seine Heimath zurückgekehrt ist, briefliche Nachrichten gegeben, welche die *Nouvelles Annales des Voyages* *) mittheilen. — *Juan Fernandez* ist sehr gebirgig, 15 See-

*) 1839, November, S. 177 u. f.

meilen lang und 12 M. breit. In der Mitte erhebt sich ein Pik von 3500 F. Höhe. An der Küste sind zahlreiche Bayen, worunter die grösste die von Cumberland. Etwa 1 Meile südwestlich liegt die kleine wasserlose *Ziegeninsel*. An der *Cumberland-Bay* pflegen die Walfischfänger Wasser einzunehmen; schwieriger ist es sich Holz zu verschaffen, woran die Insel zwar Ueberfluss hat, aber es ist zu weit vom Landungsplatze entfernt. Gewöhnlich versorgt man sich mit Holz an der Insel *Mas-a-fuero*. Um die Cumberland-Bay wachsen Aepfel, Birnen, Nüsse, Feigen, Pfirschen etc. Neuerlich hat man auch Waizen, Erdäpfel und andere Nahrungspflanzen angebaut; aber den Gewächsen schaden Ratten, Mäuse und die Larven eines Insekts. Im Innern der Insel findet man von Obst nur Pfirschen. — Im J. 1750 hatten die *Spanier* hier eine Niederlassung errichtet, die bis zur Revolution von Chili bestand, wo die Einwohner,

2000 an der Zahl, auf das Festland verpflanzt wurden. Man sieht noch Trümmer der Kirche, des Forts und der Wohnhäuser. Dann kamen gelegentlich um des Robbenfanges willen einige *Engländer* und *Nord-Amerikaner* hieher. Im J. 1828 erhielt ein Einwohner von Chili, *Laraïn*, von der Regierung die Insel in Pacht und gründete eine neue Niederlassung an der Stelle der alten. Er musste sich aber verpflichten, Verbrecher, die die Regierung herschicken würde, so wie als Schutzwache eine Compagnie Soldaten aufzunehmen. Die Verbrecher empörten sich später und zwangen einen nordamerikanischen Walfischfänger, sie nach *Copiapo* zu führen. Auch wurde Laraïn in der Folge im Streite mit einem andern fremden Schiffs-Capitän getödtet. — Zwei Meilen nordöstlich von der Cumberland-Bay ist die s. g. *Englische Schlucht (English Gulch)*, wo man die Höhle des schottischen Matrosen *Alexander Selkirk* (1705 — 1709) sieht,

der dem Engländer Daniel de Foe den Stoff zu dem berühmten Romane *Robinson Crusoe* gegeben hat. Man sieht augenscheinlich, dass sie bewohnt gewesen ist. — Bekanntlich wurde die Insel um das J. 1572 von *Juan Fernandez* entdeckt und erhielt nach ihm den Namen. Sperber, Kolibris und Seevögel waren damals die einzigen Bewohner der Insel. *Juan Fernandez* soll sie mit Ziegen bevölkert haben. Wenigstens waren im J. 1741, als *Anson* hier anlandete, diese Thiere in Fülle vorhanden. Vor der Ankunft Ansons wurde die Insel stark von Seeräubern und Schleichhändlern besucht, die sich hier mit Lebensmitteln versorgten. Diess veranlasste die Spanier eine Anzahl Hunde einzuführen, damit sie die Ziegen vertilgten. Es scheint aber nicht ganz gelungen zu seyn. Die Hunderasse ist noch vorhanden, und einzelne, die man eingefangen, lassen sich leicht zähmen. — Als die Spanier die Insel aufgaben, liessen sie

ihre Rinder, Schweine und Schafe zurück. Die Letztern sind durch die Walfischfänger und andere Seefahrer gänzlich vertilgt, aber zahlreiche Rinderheerden findet man noch überall, während sich die Schweine in die Wälder geflüchtet haben. Auch Katzen und Tauben waren zurückgelassen worden, die nun ganz verwildert sind. — Ausser den genannten Thieren, nebst Ratten und Mäusen, sind keine andern auf der Insel, weder Reptilien noch giftige Thiere. Das Meer ist reich an guten und zum Theil vortrefflichen Fischen.

Die Insel *Mas-a-fuero* ist 10 bis 12 Meilen lang und 6 Meilen breit. Sie steigt als Gebirge aus dem Meere bis zu 4000 F. Höhe. Es giebt eine Menge Thäler und Schluchten. Die *Big-Schlucht (Big Gulch)* wird zuweilen von Seefahrern besucht, weil sie reich an Holz und Wasser ist. Obstbäume sind keine da, aber sie würden gedeihen, wenn man sie anpflanzen wollte. Gemüse, be-

sonders Erdäpfel, kommen sehr gut fort. Wenn *Mas-a-fuero* einen Hafen hätte, verdiente es der andern Insel vorgezogen zu werden. Die einheimischen Thiere sind die nämlichen wie dort. Es ist niemals eine bleibende Niederlassung hier gemacht worden.

In neuerer Zeit war das falsche Gerücht verbreitet, dass *Mas-a-fuero* durch ein Erdbeben verschlungen worden, so dass man es vergebens aufgesucht habe. Wieder andere lügenhafte Berichte vom J. 1838 in französischen Blättern, selbst der *Moniteur*, meldeten, dass ungefähr 5° westlich von Valparaiso, bei Juan Fernandez sich eine ganze Gruppe *neuer* Inseln während eines vulkanischen Ausbruchs aus dem Meere erhoben habe. Die neuesten Forschungen haben bewiesen, dass die Fernandez-Gruppe gerade noch so besteht, wie 1572 zur Zeit ihrer ersten Entdeckung.

In Betreff neuer Entdeckungen in *Afrika* ist nur Weniges zu berichten und selbst dieses wird zum Theil bezweifelt, so dass es noch weiterer Bestätigungen bedarf. Die vom Pascha von Aegypten zur Erforschung des *Bahr el Abiad* ausgerüstete Expedition, welche im Mai 1839 von ihrer ersten Versuchsfahrt nach Khartum zurückgekehrt war *), hat sich unter der Leitung des Hauptmanns *Selim* neuerdings auf den Weg gemacht. Die ägyptischen Reisenden suchten sich Anfangs die Stämme, deren Gebiet sie durchreisten, durch Geschenke an die Häuptlinge zu befreunden, doch verschmähten sie auch nicht, als die Nothwendigkeit es gebot, den Weg der Gewalt, wie sie denn die Stämme der *Nuwir*, *Kik* und *Urara*, die sich ihnen bewaffnet entgegenstellten, mit Flintenschüssen zum Frieden zwangen und von diesen, in Folge der Wirkungen der

*) S. den vorigen Jahrgang. S. LX.

Feuerwaffen, als Götter angesehen und verehrt wurden. Die Sitten und die Sprache dieser Stämme, wie auch der von *Tatuye*, *Eliab* und *Bur*, stimmen ganz mit einander überein. Sie sind schwarz und unbekleidet, tragen an den Armen Ringe von Elfenbein, Kupfer und Eisen, treiben besonders Viehzucht und verehren die Kuh als Gottheit. Endlich kamen die Reisenden an eine Stelle, wo der Fluss sich in zwei Arme theilte und das Wasser so seicht wurde, dass die Schiffe nicht weiter konnten. Mit Hilfe des Sextanten ergab es sich, dass der Punkt unter 3° 31′ nördl. Breite und 31° östl. Länge von Paris gelegen sei. Die Reisenden kehrten darauf nach *Khartum* zurück *). — Gegen die geographische Breite dieses Punkts, wie sie hier angegeben wird, lassen sich sehr gegründete Einwendungen machen.

---

*) *Allgem. Zeit.*, Beilage Nr. 187 (5. Juli) 1840; nach dem *Journal des Debats.*

Abyssinien wird fortwährend ämsig von europäischen Reisenden durchforscht. Drei Franzosen, *Lefebvre, Petit* und *Dillon,* sind im Sommer 1839 von Kairo aus nach Dschidda in Arabien und von da über Massauah in das Innere von Abyssinien gegangen. Briefe aus *Adaua (Adua, Adwa),* welche Dr. *Petit* nach Paris an seine Freunde geschrieben hat und die bis zum 16. Sept. reichen, melden, dass die Reisenden, in Erwartung des Frühlinges, wo sie sich nach *Gondar* und einigen noch weiter entfernten Gegenden begeben wollten, ihre Zeit fruchtbringend auf verschiedene Ausflüge und Arbeiten verwendet und sich dadurch bei den Eingebornen in hohe Achtung gesetzt haben. *Dillon* erregte Bewunderung durch Abbildungen von Kirchen, die er auf ihre Bitten entwarf. Dr. *Petit* ist, wie er selbst launig bemerkt, erster Leibarzt am Hofe des *Ubié.* Er hatte eine kleine Reise von fünf Tagen nach *Schiré* gemacht,

um dem kranken Gouverneur der Provinz, einem Sohne des Ubié, Hilfe zu bringen. Das freundschaftlichste Vernehmen herrschte unter den drei Reisenden und sie sollen sich bei Hohen und Niedern mehr als irgend einer ihrer Vorgänger so beliebt gemacht haben. dass ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten bewiesen wurden *).

Ueber die erste Reise der Brüder *Thomson* und *Arnauld d'Abbadie* nach Abyssinien berichteten die vorigen Jahrgänge (1839, S. XCIII. und 1840, S. LXXVIII.). Ersterer hat im J. 1839 eine zweite Reise dahin unternommen. Er schreibt unterm 8. Febr. 1840 über seinen Bruder, welcher 1839 zurückgeblieben war: . . . . . »Er wurde der erste Günstling des Dedschesmatsch *Goscho*, welcher die Provinz *Godscham* und *Da-*

*) *Nouvelles Annales des Voyages*, 1840, März, S. 386.— Auszüge aus *Petit's* Briefen werden in derselben Zeitschrift, Mai, S. 185—220, mitgetheilt. Sie enthalten aber grösstentheils nur minder wichtige Reisebegebenheiten.

mot, die *Damat Agaws* und mehre angränzende Stämme beherrscht. Unter vielen andern Hin- und Herzügen durch diese Länder besuchte er auch die Quellen des *Abhay* (oder Bruce's Nil). Er ging an mehren Stellen über diesen berühmten Fluss, durchstreifte häufig das Land der *Gallas* und drang auf einem dieser Züge bis drei Tagreisen von *Enarea* vor. Diese Stadt soll, im Vergleich zu dem hohen Tafellande, das sie umgiebt, eine sehr tiefe Lage haben. Der König von *Enarea*, der nach der eingeführten Gewohnheit unter dem Namen seines Pferdes bekannt ist (*Abba Bagibo*, d. h. Vater des Pferdes Bagibo), trat mit meinem Bruder in Briefwechsel, welcher einen doppelt geschriebenen Brief in arabischer und Ilmorma-Sprache von ihm besitzt. Letztere hat ein, bis jetzt noch unbekannt gewesenes, eigenes Alphabet. . . . Was meine gegenwärtigen Plane betrifft, so habe ich mich entschlossen, die Einladung des Königs

von *Schoa* anzunehmen, welcher mich wiederholt nach seiner Hauptstadt gerufen hat. Ich werde zu Lande hinreisen und eine grössere Strecke Landes sehen, als diejenigen, die neulich über *Zeilah* und *Hawasch* dahin gegangen sind. Inzwischen will mein Bruder zum Detschesmatsch *Goscho* zurückkehren, die westlichen Gränzen seines Gebiets besuchen und von da mich in *Ankobar* wieder treffen, von wo wir kühne Excursionen nach Nord und Süd zu machen hoffen, um auf der einen Seite die Länder *Daba* und *Agow*, auf der andern die Gebiete der *Gallas* zu untersuchen, die sich nach dem Tafellande des mittlern Afrika ausbreiten *).

In den südlichsten Theil Abyssiniens sind im Jahr 1839 zwei teutsche Missionäre, *Krapf* und *Isenberg*, eingedrungen. Sie waren von Aegypten aus nach *Dschidda* in Arabien und von da

*) *Ausland*, 1840, Nr. 207.

nach *Zeilah*, an der Ostküste Afrikas, am Busen von Aden, gegangen. Zeilah liegt unter 11° 30′ nördl. Breite und ist eine verfallne Stadt von etwa 800 Einwohnern, dem Pascha von Aegypten unterwürfig und dem Gouverneur in *Moccha* untergeordnet. Indessen kann es seiner günstigen Lage wegen, und da es die beste Gelegenheit darbietet, ins Innere von Afrika einzudringen, bald ein wichtiger Platz werden. Der Hafen ist schlecht, hat viel Sandbänke und an seinem nördlichen Ende liegen verschiedene kleine Inseln. Die Einwohner bestehen aus Kaufleuten und Beduinen der arabischen Küste, Handelsleuten aus den, hier längs der Küste des Rothen Meeres und des Busens von Aden wohnenden Stämmen der *Somalis*, *Danakils* und aus *Abyssinien*. Die Stadt ist mit Mauern umgeben und hat auf der Landseite sieben Kanonen, die gegen das Land der Somalis gerichtet sind.

Die Reisenden verliessen *Zeilah* am 3. April in einem kleinen Schiffe und kamen am folgenden Tage nach *Tadschurah.* Diese Stadt ist noch kleiner, ärmlicher und schlechter bevölkert als Zeilah, indem sie nur etwa 300 Einwohner enthält. Indessen führt von hier der nächste Weg zu den südlichen Theilen Abyssiniens. Bei *Sukla,* nördlich von Sagalle, ist viel Wildpret und Seegeflügel, auch sind in den Gebirgen Leoparden. Die Reisenden wandten sich nun südwestlich und erreichten das Tafelland *Wardeliham,* welches beträchtlich hoch über dem Meere liegt. Von hier ging es nach einem Lagerplatze, *Mudscha* genannt, nördlich vom Salzsee *Assal.* Bei Mudscha ist der Boden, in Folge ehemaliger vulkanischer Thätigkeit, voll Spalten, Risse und Schluchten. Der Salzsee wird südöstlich und östlich von Gebirgen begränzt. Hierauf gelangte man über *Guagnal* nach dem Thale *Kallu,* wo Wasser und Pflanzen-

wuchs in Ueberfluss zu finden waren. Die Gegend wird von dem arabischen Stamme der *Mudaitis*, dem mächtigsten in diesem Theile des Landes, bewohnt. Ihre Hauptstadt ist *Aussa* (nicht Haussa, wie auf den bisherigen Karten steht), wo verschiedene Ulêmas und gelehrte Mohammedaner wohnen. Dieser Stamm breitet sich nordwärts bis *Massauah* aus. *Aussa* liegt etwa 20 (engl.) Meilen gerade westlich von *Karanta*. Die Berge südlich von Karanta sind vulkanisch. In den Thälern findet man Gras, Gestrüpp und Eschen. *Arabdera* ist eine weite, mit vulkanischem Gestein bedeckte Hochebene. *Mari* liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe und die Luft ist hier sehr rein und frisch. Andere Ortschaften sind *Lukki* mit einer weiten Aussicht auf entfernte Gebirge, *Kumi* und *Gamessa*. Beim letztern Orte sahen die Reisenden nicht weit zur Linken das von *Issa-Gallas* bewohnte Gebirge *Afraba*, während sie rechts deutlich das Hochland von *Schoa*

und *Effat* unterscheiden konnten. Bei *Mullu* fanden sie das Gras in der Ebene so hoch, dass es über einen Mann zu Pferde hinausragte, was einen guten Boden anzeigt. Indem sie dem Flusse *Hauasch (Hawasch)* näher kamen, überschritten sie eine ansehnliche Hügelkette, welche die östliche Seite des Hauasch-Thales einfasst, kamen dann nach *Dobille*, und von hier über eine schöne mit Bäumen bewachsene Ebene an das Ufer des Flusses, über welchen sie am 29. Mai, wo die trockene Jahreszeit zu Ende ging, setzten. Sie fanden den Strom 20 Yards breit, 2 bis 4 Fuss tief und die Ufer 15 bis 20 Fuss hoch. Sein fernerer Lauf durch die Ebene, von ansehnlicher Breite, ist erst nördlich, dann nordöstlich, bis *Aussa*, wo er sich zu einem grossen See ohne Abfluss ausbreitet, und das Wasser sich durch Verdunstung verliert. Die Grösse des *Hauasch* an der Stelle, wo ihn die Reisenden passirten, zeigt, dass seine

Quelle nicht weit von hier nach Südsüdwesten liegen muss, während der See, in dem er sich verliert, etwa 70 Meilen westsüdwestlich von *Tadschurah* angesetzt werden kann. Das rechte Ufer des Flusses, unterhalb der Stelle, wo er überschritten wurde, wird von Arabern des *Mudaitis*-Stammes bewohnt, das linke vom Stamme *Orgubbassin*. Weiter hinauf wohnen am rechten Ufer die *Dannakil-Warma*, südlich davon, wo die Strasse durchzieht, die *Abbarras*, und noch weiter südlich die *Alla-Gallas*. Das Dorf oder die Stadt *Mulkukudschi* liegt am linken Ufer des Flusses; nahe dabei ist ein kleiner See mit viel Flusspferden und Krokodilen. Die ganze Gegend gewährt dem Naturforscher reiche Ausbeute. Jenseits ist ein anderer See, dessen Wasser einen unangenehmen Geschmack und Schwefelgeruch hat, aber zum Reinigen der Wäsche und Kleider sehr tauglich ist. Westlich davon und etwas östlich von *Assabobe* liegt ein an-

derer, noch grösserer See, *La Adu* genannt, worin sich gleichfalls eine Menge Flusspferde aufhalten. Der Bezirk heisst *Dofar* und hat zahlreiche Wälder mit viel Wildpret und einer Mannichfaltigkeit von Vögeln, die durch ihren Gesang die Strasse sehr lebhaft machen. — Jenseits *Akonti* überschritten die Reisenden das schöne Thal *Kokai*, wo es einen Ueberfluss an hohen Bäumen, trefflichem Wasser, Vieh und mancherlei Geflügel gab. Hierauf ging es über verschiedene Berge, die zu den Vorgebirgen des von Norden nach Süden sich ausdehnenden Hochlandes von Abyssinien gehörten, nach *Dinomali*, dem Gränzposten von *Schoa*, wo Zollbeamte angestellt sind und an welchem sich unmittelbar das Dorf *Fari* anschliesst, wo die Reisenden Halt machten. — Von Fari begaben sich unsere Missionäre vorwärts nach *Ankobar*, der Hauptstadt von *Schoa*. Bald erreichten sie ein Dorf, *Alu Amba*, auf dem Gipfel eines steilen Felsens gelegen, wo

sie den ersten *christlichen* Statthalter in diesem abgelegnen Theile von Afrika fanden. Die Reise wurde dann bis *Ankobar* fortgesetzt, welches auf der Höhe eines kegelförmigen Berges liegt, von wo sich dem Blicke eine weite Aussicht öffnete. Des Königs Haus steht im obersten, höchsten Theile der Stadt und ist von Stein gebaut, mit einem Strohdache. Die andern Häuser sind von Holz, haben ebenfalls Strohdächer und sind meist mit Gärten umgeben, die sich um den kegelförmigen Berg in einer Schneckenlinie hinaufziehen. »Diese Lage, die reiche Vegetation und die kühle erfrischende Luft« — sagt *Isenberg* — »versetzte uns in das höchste Entzücken.« Da der König in *Anpollalla*, etwa 20 Meilen weiter südwestlich, sich aufhielt, so machten sich die Reisenden, um ihn zu begrüssen, dorthin auf den Weg und berührten nur einen Theil von Ankobar. Sie zogen auf steiniger Strasse an der Seite einiger Gebirge fort, welche sie

queer durch ein hochgelegenes Thal mit einem krystallhellen Bache führte. Hier war ein Grieche, Namens *Demetrius*, eben beschäftigt eine Mühle zu bauen. Die Reisenden »athmeten hier« — wie sich *Isenberg* ausdrückt — »Alpenluft und tranken Alpenwasser.« Von hier ging es ein zweites Hochgebirge aufwärts, wo sich eine Fülle von Alpenpflanzen befand. Der oberste Rücken des Gebirges war mit Gerstenfeldern bedeckt und es konnte (am 8. Juni) bereits mit der Aerndte begonnen werden. Das Thermometer mochte bei der Nacht ungefähr + 40° F. (= + $3\frac{5}{9}$° R.) anzeigen, was in dieser geringen nördlichen Breite und mitten im Sommer auf eine ansehnliche Meereshöhe schliessen lässt. Die Reisenden übernachteten in einem kleinen Dorfe, *Metakui*, und gingen am folgenden Tage weiter westlich über ein wellenförmiges Tafelland, wo sie nach wenigen Stunden das Dorf *Islam-Amba* erreichten. Hier trafen sie mit dem

König von *Schoa* zusammen, der sie mit grosser Achtung und aufrichtiger Freundlichkeit empfing. Er erkundigte sich sehr umständlich nach dem Zweck ihrer Reise und besonders wichtig war ihm Alles, was geographische Gegenstände betraf.

Der Reisebericht des Missionärs *Krapf*, welcher in *Ankobar* blieb, erstreckt sich bis zum 2. Oktober und enthält noch weitere merkwürdige Auskünfte über diese ganz unbekannten Länder. *Krapf* beschreibt den König als einen Mann von 40 bis 50 Jahren, dem es um die Civilisation seines Landes zu thun sei, der aber keine Leute um sich habe, die etwas verstehen. Das Land ist ausserordentlich reich an Erzeugnissen verschiedener Art. An den Bächen wächst das Zuckerrohr und der Kaffehbaum. Gerste, Waizen, Durra und Teff giebt es in Menge. »Sollte sich« — sagt er — »dieses Land an die Reihe der civilisirten Völker anschliessen, so könnte

von hier aus ungemein viel für die Civilisation des Innern von Afrika gethan werden. Das Christenthum könnte sich von hier aus weithin verbreiten und so manches Räthsel der Erdkunde in diesem Welttheile würde gelöst werden.... Sollten Pflicht und Beruf uns bestimmen, nach *Kaffa*, *Enarea* und *Sidama* zu gehen, wo ebenfalls, wie in Schoa, noch Ueberreste einer christlichen Kirche seyn sollen, so werden wir nicht ermangeln, den Freunden des Christenthums und der Wissenschaft das Ergebniss unserer Erfahrungen mitzutheilen. . . . Schlüsslich bemerke ich noch, dass ich heute von einem Manne, der vor einigen Tagen aus *Gondar* hier ankam, erfahren habe, dass ein Franzose, Hr. *d'Abbadie* *), von *Gondar* aus sich nach *Enarea* auf den Weg gemacht hat. Er soll im Lande der *Guderos* angekommen seyn. Es ist derselbe Mann, den ich vor einem Jahre

*) Es ist *Arnauld d'Abbadie* gemeint. S. oben S. XXXII.

in *Adowa* kennen lernte und dessen Absicht es ist, seine politisch-religiösen Plane in Abyssinien zu verwirklichen... Von Rom hat er einen katholischen Priester mitgebracht..... Auf unserer Reise durch *Loheia* haben wir einen andern Franzosen gesehen, Hrn. *Dufe*, welcher von *Schoa* auf demselben Wege, den wir nach Schoa von der Küste aus gemacht haben, nach der Küste hin gekommen war. Wir fanden ihn jedoch so krank, dass wir nichts Interessantes über seine Reise von ihm erfahren konnten *).

Ueber die Niederlassung in *Port-Natal* sind von mehren Seiten Berichte eingegangen. Der Naturforscher Dr. *Kraus* aus Würtemberg, war am 2. Febr. 1840 nach einer neunmonatlichen Reise im Lande der *Zula's* und nach *Port-Natal*,

*) *Lit. Gaz.*, 1840, April, S. 215 u. f.; — *Ausland*, 1840, Febr., Nr. 48 bis 52; März, Nr. 71 bis 76. — Bei Krapf sind einige Namen anders geschrieben als bei Isenberg, z. B. *Angolalla* statt *Ampollalla*.

glücklich wieder in der *Capstadt* angekommen. Er fuhr am 31. Mai 1839 von *Port-Elisabeth* (in der *Algoa-Bay)* ab, langte nach acht Tagen in *Port-Natal* an und wohnte bei einem von der Cap-Colonie ausgewanderten Boer. Er beschreibt die Mühseligkeiten, welche diese Auswanderer auf einer achtzehn Monate langen Landreise vom Cap bis Port-Natal durch die ungebahnten Wege, die Angriffe der Buschmänner und später der Kaffern zu erdulden hatten und dabei aller sonst gewohnten Bequemlichkeiten und Lebensbedürfnisse entbehren mussten. Jetzt sind sie im Stande sich dort fest anzusiedeln. Für den Naturforscher liefert diese fast noch nicht untersuchte Gegend eine ausserordentlich reiche Ausbeute, da fast Alles von dem im Caplande verschieden ist. Dr. *Kraus* machte auch eine wichtige Entdeckung von *Steinkohlen* längs der *Quathlamba-Berge*, wo die Schichten einige Fuss mächtig sind. Am Flusse *Tugala*

sollen sie noch mächtiger seyn. Im Juli 1840 wollte der Reisende wieder in Teutschland eintreffen *).

Zwei Franzosen, *Delgorgue* und *Campion*, waren im J. 1838 nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung gegangen, um von dort aus das *Kaffernland* und andere unbekannte Gegenden zu besuchen. *Campion* blieb indessen, da sich vortheilhafte Aussichten zu Handelsgeschäften darboten, am Cap zurück und nur *Delgorgue* begab sich vorwärts ins Innere. Er besuchte die entferntesten Ansiedelungen, und nachdem er auch die neue Colonie von *Port-Natal* gesehen, drang er bis in das Innere des Kaffernlandes vor. Seinem letzten Briefe zufolge war er als Bevollmächtigter der Boers bei dem Friedensvertrage zugegen gewesen, den die neue Niederlassung mit dem Könige *Ponda* abgeschlossen hatte. An dem zu dieser feierlichen

*) *Allgem. Zeit.*, 1840; Beilage Nr. 157 (5. Juni).

Handlung bestimmten Tage begab sich *Delgorgue*, von einigen Ansiedlern begleitet, in das Lager des Königs, wo mehr als 2000 Kaffern versammelt waren. Der König kam mit seinem Gefolge und drei Ministern. Aber in dem Augenblicke, als die Verhandlungen ihren Anfang nahmen, fielen die Kaffern über den ersten Minister her, mit dem sie unzufrieden waren, und ermordeten ihn unter den Augen des Königs. Hierauf ging das Geschäft ohne weitere Störung vor sich; der Vertrag wurde abgeschlossen und die Europäer verweilten noch zwei Tage unter den Kaffern. Bald hätte ein unvorhergesehener Zufall, der den Europäern begegnete, ein allgemeines Gemetzel herbeigeführt. Als Freudensbezeigung und während die Kaffern sich ihren närrischen Tänzen überliessen, gaben die Europäer eine Salve aus ihren Schiessgewehren. Da fing dicht neben dem Könige, bei welchem *Delgorgue* stand, ein Pulverhorn Feuer. Zum Glück wurde

der König nicht verletzt. Hätte er die geringste Wunde empfangen, so wären alle Europäer augenblicklich niedergemacht worden. Uebrigens sind diese Wilden, deren grausame Gemüthsart den neuen Ansiedlern gerechte Besorgnisse einflösst, leidenschaftliche Tabaks-Liebhaber. Für ein Pfund Tabak geben sie einen Ochsen. Das Land ist herrlich, voll trefflicher Weiden, Viehheerden, Gazellen und aller Art andern Jagdwildprets, das Klima mild und der Himmel stets heiter. — Wenn der Friede mit den Kaffern Bestand hat, so kann die neue Ansiedlung, die bis jetzt aus ungefähr 300 Familien besteht, bald sehr wichtig werden; denn es sind hier alle Elemente eines glücklichen Erfolgs vorhanden. Unter den Ansiedlern sind bereits an 600 waffenfähige Männer. Sie bilden kleine Vereine von 50 oder 100 Familien. Die Hauptniederlassung ist *Pietermauritzburg*, nach dem Gouverneur *Peter Retief* und dem Commandanten

Mauritz sogenannt. Die Häuser stehen nahe beisammen, so dass sie ein geschlossenes Dorf bilden, welches mit einer starken Palissade umgeben ist. Die übrigen Ansiedlungen liegen an den Ufern des *Amlaas* und des *Amcomaas*, des *Tongueila* und des *Buschman-Flusses*, welche Gewässer sich sämmtlich in die Bay von Natal ergiessen. Etwa 20 Familien haben sich am *Congella*, 100 Schritte vom westlichen Ufer der Bay, niedergelassen *). . . .

Ueber die *portugiesischen* Besitzungen an der *Westküste* von Afrika ist zu Paris eine Denkschrift des ehemaligen Gouverneurs und General-Capitäns *Antonio de Saldanha da Gama* erschienen **). Der Hauptzweck dieser kleinen Schrift

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1840, Juli, S. 129—135.

**) *Memoria sobre as colonias de Portugal situadas na costa occidental d'Africa*, mandado ao governo pelo antigo governador etc. etc. Paris, 1839.

ist, die Wichtigkeit jener Colonien und den Nutzen zu zeigen, welchen Portugal daraus ziehen kann, selbst wenn es den Sklavenhandel aufgeben muss, der bisher ihr vornehmster Handelszweig gewesen ist. Die portugiesischen Niederlassungen an jener Küste bestehen bekanntlich aus den *Inseln des Grünen Vorgebirgs (Capo Verde)*, den Inseln *St. Thomas* und *Principe*, den Landstrecken *Bissao* und *Cacheu*, *Angola* und *Benguela*. Was die Capverdischen Inseln und das Grüne Vorgebirge betrifft, so wird der Haupthandel hier mit Orseille getrieben; aber er ist ein königliches Monopol und die Anbauer dieser nützlichen Flechte sind den grössten Plackereien von Seiten der Beamten ausgesetzt. Diese kaufen die Orseille zu einem bestimmten Preise, nach einem oft ganz willkürlichen ungesetzlichen Masse, und zwingen die Verkäufer nicht selten, Waaren statt baaren Geldes an Zahlungsstatt anzunehmen. Zuweilen legen sie ihnen auch

willkürliche Strafen auf, unter dem Vorwande, dass die abgelieferte Orseille von schlechter Beschaffenheit gewesen sei. Der Verfasser schlägt die Aufhebung des Monopols und die Freigebung der Ausfuhr vor. In Bezug auf *Bissao* und *Cacheu* zeigt er, wie wichtig es sei, den Gummihandel und den Reissbau zu begünstigen. Auch glaubt er, dass sich Gewürze mit Vortheil würden anbauen lassen. Die Colonie *St. Thomas*, die ehemals eines der köstlichsten Juwelen in der portugiesischen Krone war, befindet sich jetzt in einem beklagenswerthen Zustande. Die ehemals so zahlreichen Zuckerpflanzungen sind ganz aufgegeben. Man baut nur noch etwas Kaffeh, der aber höchst vortrefflich ist. Auf der *Prinzeninsel* hatte der letztverstorbene Bischof einen Weingarten angelegt, der sehr gut fortkam und ein treffliches Gewächs lieferte; aber ein Regierungsbefehl hat die Fortsetzung dieses Unternehmens verboten. Am meisten würden

die Aufmerksamkeit der portugiesischen Regierung die Niederlassungen in *Angola* und *Benguela* verdienen. Hier haben die Einwohner bis jetzt alle andern Industrie- und Handelszweige vernachlässigt und sich nur mit dem Negerhandel beschäftigt, welcher schnellen und reichen Gewinn gab. Aber jetzt, wo dieser Handel in Verfall ist, müssen sie ihre Blicke nach andern Seiten richten. In der Umgebung der Stadt *Loanda* ist die Fischerei von wundervoller Ergiebigkeit. Die unter dem Namen *Muxiloangas* bekannten Neger, welche die Inseln *Loanda* und *Cazanga* bewohnen, sind sehr geschickte Fischer; man hat sie aber dergestalt mit Zwangsarbeiten belastet, dass sie sich fast alle nach den Bezirken *Dande* und *Benga* geflüchtet haben. Die ehemals stark bevölkerte Insel *Cazanga* enthält jetzt kaum noch hundert Hütten. In *Cacuaco* und *Benguela* sind Salinen, welche ganz Portugal mit dem nöthigen Salze versorgen und in Verbindung mit der

erwähnten Fischerei zum Theil den Stockfisch entbehrlich machen könnten, welcher ein wichtiges Nahrungsmittel der Portugiesen ausmacht und zu hohen Preisen von den Engländern gekauft werden muss. Die Küstenländereien sind sehr unfruchtbar, aber an den Ufern der Flüsse *Coanza, Bengo* und *Dande* ist sehr ergiebiger Boden. Im J. 1803 wurde am Bengo eine Hanfpflanzung angelegt, die sehr gut gedieh. Die Neger bauen diese Pflanze gleichfalls, dörren sie und rauchen sie als Tabak. Indigo und Baumwolle wachsen in diesem Lande wild. Aus Baumwollengarn verfertigen die Neger ihre Fischernetze. Im Innern findet man auch Muskatnüsse, Cardamomen und Ingwer. Wahrscheinlich würden auch Nelken und Zimmt fortkommen. Der Kaffeh ist vortrefflich, so wie auch alles Obst, z. B. Orangen, Bananen etc. In den Distrikten *Golungo* und *Massangano* sind Eisen- und in *Pedra d'Encage* und *Novo Redondo* Kupfer-

gruben. — Den Schluss des Werkchens macht eine Uebersicht des Elfenbein-Handels. Dieser ist ein königliches Monopol und bringt daher nur wenig ein. Die Zähne haben nach Verhältniss der Grösse und Schwere bestimmte Preise. Die unter 16 Pfund werden das Pfund mit 80 Reis (11 bis 12 kr. C. M.), die von 16 bis 32 Pf. mit 160 Reis, und die über 32 Pf. mit 320 Reis bezahlt. Dieser geringe Preis macht, dass die Neger sie nach der Küste tragen, um sie an fremde Schiffe zu verkaufen. Die ganz grossen, welche für den Transport zu schwer sind, lassen sie in den Wäldern des Innern liegen. Auch die Flusspferde in den Flüssen *Coanza*, *Dande* und *Novo Redondo* liefern gute Zähne. Ehemals kamen französische Schiffe, um sie, wie auch Rhinoceros-Hörner, in Novo Redondo als Contrebande zu kaufen. Aus *Ambaca* und *Pedras de Pungo-Andango* werden die im Handel unter dem Namen

Marabus bekannten Straussfedern ausgeführt *).

Die englische Regierung veranstaltet eine neue Expedition nach dem *Niger* (oder *Quarra*), welche im Oktober oder November die brittischen Küsten verlassen sollte und in dem Augenblicke, wo dem Leser diese Zeilen zu Gesicht kommen, wahrscheinlich schon das Ziel ihrer Fahrt erreicht haben wird. *Lord John Russell* gab über diesen Gegenstand im Februar d. J. dem Unterhause des Parlaments einige Auskünfte. Indem er die Uebel des Sklavenhandels besprach und die Unmöglichkeit, ihn bei den jetzigen Umständen zu unterdrücken, wies er auf die Nothwendigkeit hin, seine Quelle durch ein entgegengesetztes Handelssystem zu verstopfen. »Zu dem Ende« — fuhr er fort — »ist der Vorschlag gemacht worden, neue Handelsverbin-

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1840, Jäner, S. 119 u. ff. — Zu vergleichen der Jahrgang 1839 unsers Taschenbuches, S. CII.

dungen mit den afrikanischen Fürsten des innern Afrika anzuknüpfen, in deren Gebieten der Sklavenhandel betrieben und die fremden Sklavenschiffe mit den unglücklichen Opfern dieses schändlichen Gewerbes versehen werden. Als Grundlage der Verhandlungen mit jenen Häuptlingen wird vorgeschlagen, dass sie den Sklavenhandel gänzlich aufgeben und verbieten, dagegen aber die Ausfuhr von Natur- und Kunsterzeugnissen ihrer Länder nach Grossbritannien gestatten sollen. Die mächtigsten jener afrikanischen Fürsten herrschen über die am *Niger* und seinen Nebenflüssen gelegenen Länder. Es ist daher eine Expedition in Vorschlag gebracht, welche mittelst Dampfschiffen den *Niger* bis zu jenen Punkten hinauffahren soll, wo sich von der Ostseite her einige seiner ansehnlichsten Nebenflüsse in ihn ergiessen. Hier oder auch anderwärts, wo man es für vortheilhaft erachten wird, sollen *brittische Faktoreien* errichtet werden, in

der Absicht, die Eingebornen auf den Gedanken zu bringen, dass es einträglicher sei, die Unterthanen zu nützlichen Gewerben und Beschäftigungen zu verwenden, als sie zu Sklaven zu machen und an die fremden Seefahrer zu verkaufen.« Zum Behuf dieser Expedition sind drei eiserne Dampfschiffe, zwei grössere und ein kleineres, gebaut worden. Die Kosten ihrer Erbauung waren zu 35000 Pf. St., die jährlichen Ausgaben an Gehalt und Provision für die Offiziere, Matrosen etc. zu 14546 Pf. St. veranschlagt. Ausserdem wurden noch Summen zum Ankauf von Geschenken für die Häuptlinge, mathematischen Instrumenten, Zelten für die Expedition etc. vom Unterhause verlangt *).

Ueber *Aschanti*, das mächtigste aller bekannten Negerreiche in Afrika, erfahren wir Neues durch das Tagebuch eines holländischen Offiziers, welcher den

*) *Lit. Gaz.*, 1840, Febr. S. 121.

im Jahre 1837 von der niederländischen Regierung an den König von Aschanti abgeschickten Gesandten, General *Verveer*, begleitete. Die Gesandtschaft verliess das niederländische Fort *St. Georg d' Elmina*, an der Guineaküste, am 7. Jänner, und kam am 20. nach *Eduabin*, wo sie, wegen der in *Commassie*, der Hauptstadt von Aschanti, eingetretenen Hoftrauer für einen nahen Verwandten des Königs, welche diesem nicht erlaubte, sich mit Geschäften zu befassen, bis zum 10. Febr. verweilen musste. Am 13. erfolgte der Einzug in Commassie. Beim Empfang der Gesandtschaft waren 46800 Mann Truppen unter den Waffen; mit Hinzurechnung der Sklaven und des übrigen Gefolges belief sich die Zahl aller Anwesenden auf beinahe 70000 Mann. Ueber den Zweck der Sendung und den Gegenstand des abgeschlossenen Vertrags wird nichts Näheres berichtet. Die Gesandtschaft brachte reiche Geschenke für den König mit, welche,

so gut es ging, erwiedert wurden. Ausserdem fehlte es nicht an glänzenden Festlichkeiten. Nach einer Abwesenheit von 83 Tagen kamen Alle wohlbehalten nach dem Fort *d' Elmina* zurück. — Die Stadt *Commassie* liegt mitten in einem Sumpfe, wo 10 bis 15 Zoll Wasser stand, durch welches die Holländer eine Viertelstunde weit getragen werden mussten. Sie hat einen Umfang von zwei Stunden und etwa 50000 Einwohner. Die Strassen sind breit und schnurgerade, aber ungepflastert, grösstentheils mit einer rothen Erde bedeckt, welche an einigen Stellen eisenhaltig zu seyn schien. Die Häuser sind, mit Ausnahme von zwei bis drei der vornehmsten Gebäude, 16 bis 20 Fuss hoch und haben vorn an der Strasse nur eine Thüre. Bei den vornehmsten ist vorn eine Vorhalle angebracht, welche aber mit der Wohnung nicht zusammenhangt. In der Regel kommt man durch einen schmalen Gang in einen Hof, an welchem sich zwei,

drei oder vier offene Gemächer befinden, welche mit den übrigen fast ganz gleichförmig eingerichteten Höfen Gemeinschaft haben. Die meisten Häuser haben auch ein oder zwei geschlossene Gemächer. Das wenige Hausgeräthe besteht meistens aus einigen Schemeln, ein Paar Stühlen, einem Tisch, einer Bettstelle, einigen kupfernen Becken und irdenen Kochgefässen. Der Markt ist täglich hinreichend mit Lebensmitteln versehen. Diese sind hauptsächlich Bananen, Yams, Gemüse, einige Fische, getrocknetes Elephanten-, Schaf- und Ziegenfleisch; ferner findet man europäische und inländische baumwollne Stoffe, kurze Waaren, Pulver und Blei, Eisen, Korallen, brasilischen Tabak, Rum und Pfeifen. Das Tauschmittel ist Goldstaub, daher jeder Neger immer Wage und Gewicht bei sich führt. Die meisten Einwohner treiben Handel mit dem Binnenlande. Man findet unter ihnen Grobschmiedte, Gold- und Silberarbeiter,

Baumwollenspinner und Weber. Ihre Werkzeuge sind zwar sehr unvollkommen, aber was sie verfertigen, ist durchgehends gut und dauerhaft. Den Kattun weben sie nicht breiter als eine Spanne, wissen aber die Streifen sehr sauber an einander zu nähen, um jede verlangte Breite zu erhalten. Die Goldschmiedte verfertigen gute Halsketten und Pfeifen, welche im ganzen Binnenlande berühmt sind. — Das Land, durch welches die Gesandtschaft bis Commassie reiste, bietet nichts Merkwürdiges dar und gehört keineswegs zu den schönen Gegenden. Es ist eine unendliche Wildniss, welche für den Reisenden nichts Angenehmes hat. Der Pflanzenwuchs ist weniger frisch und üppig als in andern Tropenländern. Das Thierreich ist sehr arm. Kein Gesang von Vögeln ergötzte das Ohr der Reisenden; nur Papageien und Affen wurden gesehen, nur das Gebrüll von Panthern, Leoparden etc. gehört. Der mittlere Ther-

mometerstand auf der Reise war Mittags um 12 Uhr im Schatten 88° F. (= 24⁸/₉° R.); in Commassie an einigen Tagen 97° F. (28⁸/₉° R.). — Der König gab dem Gesandten seinen Sohn und seinen Neffen mit, um ihn nach Holland zu begleiten. Beide Prinzen sind gegenwärtig in einer Erziehungsanstalt zu *Delft*. Die Schwester des Königs ist die eigentliche Königinn, und nimmt an allen Berathungen über Staatsangelegenheiten Theil. Der Neffe (nicht der Sohn) ist der gesetzmässige Thronfolger *).

Eine Commission, welche im Oktober 1839 von der *französischen Niederlassung* am *Senegal* in das Innere von Senegambien, zur Erforschung des Landes *Yolof* und des Sees *Panié-Foul*, abgegangen war, ist im Dezember dess. J. zurückgekommen. Sie bestand aus dem Capitän *Caille*, dem Pharmazeuten und Botaniker *Huard* und zwei ansässigen Ein-

*) *Ausland*, 1840, Juni, Nr. 171 bis 178.

gebornen der Colonie, *Paul-Holl* und *Patterson*. Die Reisenden wurden überall, nicht nur in den Dörfern der Yolofs, sondern auch in der Hauptstadt *Warker* von dem Könige, gut empfangen. Letzterer nahm sehr günstig den Vorschlag einer Niederlassung auf, welche den Verkehr zwischen dem Senegal und seinen Unterthanen befördern würde. Das Land der Yolofs liefert schätzbare Erzeugnisse. Ausser herrlichen Viehweiden und zahlreichen Heerden enthält es unermessliche Gummiwälder, in Ansehung deren eine starke Concurrenz mit den Mauren eintreten würde, von welchen die französische Colonie am Senegal in Bezug auf den Gummi jetzt abhängig ist. Auch Kopal, Elfenbein und Häute könnte Yolof in Menge liefern. Honig ist ebenfalls einer der unentbehrlichsten Gegenstände für die Colonie. Man hegt also in St. Louis sehr grosse Erwartungen von diesen neuen Handelsverbindungen mit den Yolofs. »Der Se-

negal« — heisst es — »wird nun nicht mehr ein Comptoir zweiten Ranges seyn. Seine Verbindungen werden sich jetzt bis ins Innere von Afrika erstrecken und ihm eine Wichtigkeit geben, auf welche keine andere Niederlassung an der Küste Anspruch machen kann.« Auch die Wissenschaft ist bei dieser Expedition nicht leer ausgegangen. *Huard* hat eine reiche Sammlung von neuen Pflanzen, namentlich medicinischen, mitgebracht, merkwürdige geologische Forschungen und zahlreiche thermometrische und barometrische Beobachtungen gemacht *).

Der im vorigen Jahrgange (S. LXXXIV) erwähnte Botaniker *Botta* hat über seine Reise in die Gebirge von *Yemen* der Pariser Geographischen Gesellschaft einen kurzen Bericht mitgetheilt. *Botta* kam Ende September 1836 in *Hodeida* an, und begab sich von da über *Beït-al-Fakih* und *Zebid* nach *Hœïs*, wo er von

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1840, März, S. 337 u. ff.

dem Scheich *Hassan*, einem in diesem Theile von Yemen sehr mächtigen Manne, günstig aufgenommen wurde, so dass er unter seinem Schutze einen Theil des Gebirges besuchen und, was einst *Forskal* nicht zu bewerkstelligen vermochte, den Gipfel des *Saber* besteigen konnte. Mit Uebergehung der Reisebegebenheiten, geben wir im Folgenden einige geographische Notizen über das Land.

Zwischen dem Meere und der Gebirgskette findet sich in *Yemen*, wie an der ganzen arabischen Küste des Rothen Meeres, eine nur hie und da durch Vorgebirge unterbrochene, zuweilen 4 bis 5 Meilen breite Strecke ebenen Landes, das gewöhnlich sehr niedrig ist und von den Arabern *Tehama* genannt wird. In Yemen ist dieses Tehama zum Theil sandig, zum Theil anbaufähig und sogar sehr fruchtbar, wenn es nämlich möglich ist, es zu bewässern, was die Bewohner dadurch bewerkstelligen, dass sie die vom Gebirge kommenden Bäche

auf ihre Felder leiten und diese mit Dämmen umgeben, damit das Wasser länger darauf stehen bleibe. Man baut besonders Mais, Durra und Indigo, selten Waizen, und die Gärten enthalten einige tropische Früchte, aber keine europäischen. Man findet in Tehama besonders an der Seeküste, grosse Dattelpflanzungen, obgleich das Wasser der hier gegrabenen Brunnen gesalzen ist. Zwischen *Muschir* und *Moccha*, wo die Ebenen mit einer dicken Salzkruste bedeckt sind, werden sogar die meisten Datteln gewonnen. Die natürliche Vegetation des Tehama in Yemen scheint einen ganz afrikanischen Charakter zu haben. Die Wälder bestehen nur aus verschiedenen Arten von Mimosen. In den niedrigen Strecken am Meeresufer wachsen Salzpflanzen, aus denen Soda bereitet wird.

Die Gebirge von Yemen bilden eine mit der Küste parallel laufende Kette von verschiedener Höhe. Der höchste

vom Meere aus sichtbare Berg ist der *Rema*, in der Nähe von *Beït al Fakih*; es fällt zwar kein Schnee auf ihm, aber es gefriert stark im Winter. Dasselbe findet auf dem Gebirge *Saber* Statt, welches höher als der Rema zu seyn scheint, aber von der Küste aus nicht sichtbar ist, weil der, obgleich niedrigere, Berg *Habeschi* es verdeckt. Vom Gipfel des Saber erblickte der Verfasser gleichzeitig das Rothe und das Indische Meer. Auf jeden Fall sind diese Gebirge höher als der Sinai. Die Thäler sind sehr unregelmässig, im Allgemeinen tief eingeschnitten und sehr steil ansteigend. Die geologische Beschaffenheit ist plutonisch. Zwar fand der Verfasser nirgends einen offenbaren Krater, allein die Insel *Dschebel Tar*, am Eingange des Rothen Meeres, ist nichts als ein Vulkan, welcher vor einigen Jahren noch einen Rest von Leben zeigte, und der gegenwärtig dem Pascha (von Aegypten) als Schwefelmine dient. Eben so ist die Insel *Perim* in

der Meerenge vulkanisch und endlich ist es unzweifelhaft, dass in der Nähe von *Medina* nach dem Tode Mohammeds ein (jetzt erloschener) Vulkan einen Ausbruch machte und die Stadt zu zerstören drohte. Die Thäler sind in der Regel durch kleine Flüsse bewässert, welche sich bei ihrem Austritt in die Ebene verlieren, ausser in der Regenzeit, wo sie zuweilen das Ufer erreichen. Oestlich von den Gebirgen liegt eine grosse Ebene, welche bedeutend hoch seyn muss, da dem Verfasser versichert wurde, dass man dort nur Waizen und Gerste baue, weil das Klima für die Durra zu kalt sei.

Das Klima der Gebirge ist so verschieden von dem der Ebenen, als ihre übrige Naturbeschaffenheit. Ohne von der kühlern Temperatur zu reden, welche die Folge ihrer Meereshöhe ist, tritt die Regenzeit zu einer andern Zeit ein als in der Ebene. In dem südlich vom Wendekreise liegenden Theile der Ge-

birge regnet es vom Mai oder Juli bis in den Oktober, wie in allen tropischen Ländern (nördlich vom Aequator). Nur sind diese Regen bei weitem weniger wasserreich, als unter gleichen Breiten in Afrika und Amerika, und bleiben sogar oft ganz aus. An der Küste dagegen sind diese Sommermonate völlig trocken und die Regen fangen erst im Dezember an, während welcher Zeit die Gebirge ganz wolkenlos bleiben, was vielleicht der Grund ist, warum auf ihnen nie Schnee fällt. — Die Hitze ist sehr stark an der Küste, besonders in Moccha, wo während der heissen Monate Windstille herrscht. Die herrschenden Winde sind übrigens entweder nordwestlich oder südöstlich; selten kommen sie gerade vom Innern Arabiens oder aus Afrika.

Die Bevölkerung des *Tehama* scheint im höchsten Grade mit afrikanischem Blute, wie Abyssiniern, Somalis oder Berbern, gemischt zu seyn. Diese Mischung

zeigt sich nicht nur in den Zügen, sondern auch in der Sprache; denn das Arabische der Küste ist so, mit fremden Wörtern gemischt, dass es den übrigen Arabern unverständlich wird. Diess ist nicht der Fall im *Gebürge*, wo die Bevölkerung weiss und von grosser Schönheit ist. Die der Frauen ist auffallend, und man kann sich leicht davon überzeugen, da sie gegen die Gewohnheit mohammedanischer Länder unverschleiert ausgehen. Ihre Züge und Farbe sind fast italiänisch, ihre Haare lang, die Augen gross und offen, die Nase ganz römisch. Diese Verschiedenheit der Physiognomie, wodurch sich die Gebirgsbewohner in Yemen von den übrigen Arabern unterscheiden, giebt einen Beweis für die Wahrheit der Ueberlieferungen, nach denen die *Yemeniten* von *Yoktan*, die übrigen Araber von *Ismael*, Sohn Abrahams und dessen (vielleicht schwarzer) Sklavinn Hagar, abstammen. Hiemit stimmt auch der hö-

here Grad von Civilisation überein, welchen man bei den *Yemeniten* antrifft, denn sie haben von jeher in bürgerlicher Gesellschaft gelebt, Ackerbau getrieben, feste Wohnungen gehabt, und ein Reich gegründet, dessen Dauer nur der des chinesischen nachsteht, während die übrigen Araber ihre nomadischen Sitten und den Widerwillen beibehalten haben, welchen der Wilde gegen Alles fühlt, was seiner unbeschränkten Freiheit Eintrag thun könnte *).

Noch weiter in das Innere von *Yemen*, nämlich bis nach *Sana*, vorzudringen, gelang einigen Engländern im Sommer 1836. Während damals die brittisch-ostindische Brigg Palinurus mit der Aufnahme der Rhede von Moccha beschäftigt war, benützten der Marine-Offizier *Cruttenden*, und der Schiffsarzt Dr. *Hulton* diese Gelegenheit, das Innere des Landes zu erforschen. Sie hatten

*) *Ausland*, 1840, Jäner, Nr. 14 bis 19.

denselben Versuch schon in *Aden* (an der Südküste Arabiens) gemacht, waren aber durch den misstrauischen Charakter des Sultans an der Ausführung verhindert worden. Wir begnügen uns, einige Notizen über die vornehmsten von den Reisenden besuchten Ortschaften auszuheben. *Zebid* ist eine Stadt nicht ganz so gross wie Moccha, mit von Ziegeln gebauten Häusern, die zum Theil verfallen sind und der Stadt ein düsteres Ansehen geben. Es soll die älteste Stadt im Tehama seyn. Das schönste Gebäude ist die Hauptmoschee. Für die Volksmenge von 7000 Seelen und eine Besatzung von 700 Mann ist durch einen reichlich versehenen Markt gesorgt. Der Fluss von Zebid war damals sehr wasserreich, was aber, wie anderwärts im Tehama, nicht immer der Fall ist. Es vergehen oft mehre Jahre, ohne dass ein Tropfen Regen fällt. — *Beit-el-Fakih* ist eine Stadt von 8000 Einwohnern, mit einer ziemlich starken, im Mittelpunkte

gelegenen Citadelle. Es war damals der Gränzplatz zwischen dem Gebiete des Imam von Sana und dem von den Truppen des Pascha von Aegypten besetzten Lande. In dieser Beziehung hatte es einige Wichtigkeit, da es der Hauptmarkt für allen aus dem Innern kommenden Kaffeh war. Die vornehmsten Waaren in *Zebid* und *Beit el Fakih* sind meist grobe, bunte oder weisse, indische Leinwand, englische Shawls, die sehr gesucht werden, Gewürze aus Java, und Zucker von Mauritius, die mit baarem Gelde bezahlt werden müssen, Wachs, Gummi, Trauben, Weihrauch und Kaffeh, welchen die Beduinen lieber hieher als auf den Markt nach Sana bringen. Die ansehnlichsten Kaufleute in Beit-el-Fakih sind eine Menge Banianen aus Ostindien, welche dem Gouverneur eine sehr starke Abgabe entrichten müssen. Auch auf die Karawanen *(Kafilahs)*, welche von *Sana* nach *Moccha* oder *Hodeida* gehen, sind beträchtliche Steuern gelegt. Ueber-

haupt sind die Kaufleute von Sana so grossen Plackereien und Erpressungen ausgesetzt, dass sie wahrscheinlich bald ihren Kaffeh sämmtlich nach *Aden* bringen werden, vorzüglich jetzt, wo die englische Flagge auf den Mauern dieser Stadt weht. Die Entfernung ist fast dieselbe, wie nach Moccha oder Hodeida. Die Hitze in *Beït-el-Fakih* war grösser als anderwärts im Tehama, Mittags im Schatten 102° F. (31⅑° R.), in der Sonne 140° (49½°). — In *Sana*, der Hauptstadt Yemens, fiel den Reisenden beim Eintritte die Breite und Reinlichkeit der Strassen auf, indessen war diess nicht überall in der Stadt der Fall. Die Vorstadt *Bir el Azab*, welche Niebuhr zu seiner Zeit (1761) noch offen fand, ist jetzt mit Mauern umgeben; es stehen aber keine Kanonen darauf. Die Reisenden hatten eine Audienz beim Imam und wurden gut aufgenommen. Die Stadt liegt in einer 6 bis 9 engl. Meilen breiten Thalfläche, 4000 engl. F. über

dem Meere, über welche sich östlich ein Tafelland mit dem noch 1500 Fuss höhern Berge *Nagam* erhebt. Westlich liegt die Hochebene *Asur* und *Lalauah*, von 1200 Fuss Höhe. Nach Norden erstreckt sich das Thal in unabsehbare Weite, aber 7 Meilen südwärts von Sana wird es bedeutend schmäler und nimmt den Namen *Tarik-el-Yemen* an. Ausser Sana liegen auch die Städte *Rodah*, *Wadi Dhar* und *Dscheraf* in dieser Thalfläche. Alle vier können 70000 Einwohner zählen, wovon 40000 allein auf *Sana* kommen. Die vornehmste Klasse bilden hier die eingebornen Kaufleute, welche meistens reich sind und grossen Aufwand machen. Auch viele Banianen sind hier, dürfen aber, wie die Juden, ihren Reichthum nicht zur Schau tragen. Der Haupt-Handelszweig ist natürlich der Kaffeh, aber die hiesigen Kaufleute fürchten sich dergestalt, ihre Waaren dem türkischen Gouvernement anzuvertrauen, dass sie solche lieber zu Hause in den

Magazinen liegen lassen als nach Moccha schicken. Die Einfuhr besteht vornehmlich in Geweben, persischem Tabak, Datteln aus dem Tehama und einer Menge Baumwollengarn. Auch Glas, das meist über Aegypten kommt, ist sehr gesucht. Ferner findet man auf dem Bazar prächtige Seidenstoffe, Gewürze, Zucker etc. etc. Die Handwerker in Sana sind grösstentheils Juden, welche, 3000 an der Zahl, ein eigenes Stadtviertel inne haben. Es giebt etwa 20 Moscheen, alle prachtvoll, besonders die, wo Imams begraben liegen; diese haben vergoldete Kuppeln. Auch die Bäder sind sehr schön und wie die ägyptischen eingerichtet. Sie dienen den Kaufleuten zugleich als Börsen. — Etwa 5 (engl.) Meilen nordnordwestlich von Sana liegt *Rodah*, ein weit schönerer und reinlicherer Ort als die Hauptstadt selbst. Hier haben fast alle Kaufleute Landhäuser und Gärten. Weitere 5 M. westlich ist *Wadi Dhar* ebenfalls mit

Gärten umgeben, worin wie bei Rodah, treffliche Weintrauben, Pfirschen, Aprikosen etc. gezogen werden. Zwischen Rodah und Sana liegt *Dscheraf*, eben so wie die vorigen Städte gebaut. Von hier kommen hauptsächlich Küchengewächse auf den Markt von Sana. — Das Klima von Sana ist zu trocken, um gesund zu seyn. Kaum thaut es ein wenig bei der Nacht. Der Wind verursacht zuweilen fieberhafte Empfindungen in den Händen und im Gesicht. Gewöhnlich regnet es drei Mal im Jahre; ein wenig im Jäner, wo aber auch zuweilen der Regen ganz ausbleibt; dann im Juni etwa acht Tage, wo man die Saaten bestellt, und endlich, am reichlichsten, im Juli. Letztere sind meist von Donner und Blitz begleitet. Vier Jahre vor der Reise der Engländer hatte es fast gar nicht geregnet und es waren viel Krankheiten entstanden. Bei ihrer Ankunft in Sana starben täglich 150 Menschen an einem bösartigen Fieber. Auch

herrschte grosse Hungersnoth. Am 20. August verliessen die Reisenden Sana nach einem Aufenthalte von beinahe einem Monate. Die höchste Temperatur war in dieser Zeit 75 ° F. (19 4/9 ° R.), die niedrigste 55 ° (10 2/9 °) *).

Ueber die im Jahr 1838 von London über Constantinopel nach *Klein-Asien* und *Kurdistan* abgereisten HH. *Ainsworth* und *Russell* **) sind bereits mehre Berichte eingelaufen. Die nächste Reise ging von *Skutari*, welches sie am 18. Sept. 1838 verliessen, über *Erekli* nach *Angora*, wo sie am 7. Dez. eintrafen. *Erekli* (eigentlich *Bender Erekli* oder *Benderegli*), am Schwarzen Meere, ist das alte *Heraklea* und besteht jetzt aus 250 türkischen und 50 griechischen Häusern, zusammen mit etwa 1200 Einwohnern. Von hier ging es über das Gebirge *Kara Tagh* (Schwarzer Berg)

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1840, April, S. 58 u. ff.

**) S. den Jahrgang 1839, S. CXLIV.

von 1500 F. Höhe, nach *Bartan*, einer von Europäern selten besuchten Stadt von 650 Häusern, worunter nur 8 christliche. Weiter landeinwärts folgten die Reisenden dem Laufe des Flusses *Ordeïri* bis zu seiner Quelle in dem hohen Tafellande *Iflani*, dem Mittelpunkte des alten Paphlagoniens, 3200 (engl.) Fuss über dem Meere. Etwas abwärts südlich liegt die den Europäern fast ganz unbekannte Stadt *Zafaran-Boli*, das alte *Theodoropolis*, am Vereinigungspunkte zweier kleinen von Norden und Nordosten kommenden Flüsse. Die Stadt hat mit Inbegriff einer Vorstadt und zweier dazu gerechneten Dörfer, 3000 türkische und 250 christliche (griechische) Häuser, zusammen mit 15000 Einwohnern, einen leidlich versorgten Markt, 4 grössere und mehre kleinere Moscheen, 2 grosse Chans und 4 öffentliche Bäder. Der Hauptverkehr besteht in Safran, welcher in der Umgebung stark gebaut wird und der Stadt den Namen gegeben

hat. — Von hier führte der Weg ostnordöstlich nach den Gebirgen und der Stadt *Bakir Kureh-si* (Kupferbezirk). Die Stadt liegt in einem Kessel, 2800 Fuss über dem Meere, rings von Bergen umgeben, worunter der *Bakir Sultan* sich 710 F. über die Stadt erhebt. Die hiesigen *Kupfer-Bergwerke* werden schon seit vielen Jahren nicht mehr bearbeitet. Ein Theil der Gruben ist eingestürzt, andere sind mit Wasser angefüllt; indessen würde sich bei einigem Unternehmungsgeist, mit Hilfe von Dampfmaschinen und hinlänglichem Aufwand von Capital, wohl das Meiste wieder herstellen lassen. Dass die Werke in alter Zeit sehr ergiebig waren, zeigt die Thatsache, dass zur Zeit *Mohammeds II.* der Fürst von Sinope, *Ismael Bey*, dem Eroberer Constantinopels eine Stadt abtreten und ein Einkommen von 200000 Dukaten bewilligen musste, welches hauptsächlich aus den Kupferminen floss. Gegenwärtig wird nur eine kleine

Zahl Sträflinge beschäftigt, aus den Halden (Abfällen) der alten Werke dasjenige herauszusuchen, was etwa noch einiges Erz enthalten könnte; dieses wird dann in 16 Oefen geschmolzen. Die Stadt selbst hat 200 Häuser, und eine hübsche Moschee. — Etwa 35 engl. Meilen südlich liegt *Kastamuni* (wahrscheinlich eine Abkürzung von *Castra Comneni*), eine grosse türkische Stadt in einem ½ bis ¾ M. breiten Thale, am *Gök Irmak*, einem Nebenflusse des Kisil-Irmak, 2400 F. über dem Meere. Sie zählt 12000 Häuser, worunter 110 griechische und 20 armenische, zusammen mit beiläufig 48000 Einwohnern; ferner 36 Moscheen, 24 öffentliche Bäder, 1 griechische Kirche, und 6 Tekiyehs (Derwisch-Klöster). Das Castell ist ein plumpes Gebäude auf einem Sandsteinfelsen und von demselben Material gebaut. Der Hauptverkehr besteht in Wolle, die in der hiesigen Gegend fast so gut seyn soll wie die von Angora. Die Männer

verfertigen auch Kupferwaaren und die Weiber Gewebe aus Baumwolle, die von Adana hieher gebracht wird. Auch giebt es 32 Kattundruckereien und 2 Gärbereien. Die Stadt wird nicht selten von der Pest heimgesucht und ist überhaupt jedes Jahr bösartigen Fiebern ausgesetzt. Der Sommer ist sehr heiss; im Winter hat man zwei Monate lang Schnee. Die nächste Umgebung ist nicht besonders fruchtbar. Wein wird von *Tosiyah*, Reiss ebenfalls von *Tosiyah* so wie von *Boï-abad*, etwas Seide von letzterm Orte und Wassermelonen von *Tasch Köpri* und den Gärten längs dem Gök-Irmak gebracht. — *Tasch Köpri*, weiter östlich, am rechten Ufer dieses Flusses, über welchen eine alterthümliche steinerne Brücke von 225 F. Länge führt, soll 1500 Häuser haben; es sind hier 10 Moscheen, 2 Chans und 2 Bäder. Unter den Einwohnern sind viel Gärber und Grobschmiedte. — Von hier ging es in östlicher Richtung über das 4000 Fuss

hohe Gebirge *Ilik-Tagh* nach *Boï-abad*. Dieses Gebirge ist mit grossen Fichtenwaldungen bedeckt, deren Stämme eine Höhe von 100 Fuss erreichen. Boï-abad zählt 300 Häuser mit 1800 Einwohnern und liegt 1000 F. über dem Meere. Ein altes Kastell soll von den Genuesern erbaut worden seyn. In der ganzen Gegend sind zahlreiche Reissfelder, welche nebst Tosiyah alle Märkte des Landes versorgen und noch einen Ueberschuss nach *Sinub* (Sinope), zur Ausfuhr nach Konstantinopel liefern. — *Wesir Köpri* liegt an einem kleinen Zuflusse des Kisil-Irmak, 800 Fuss über dem Meere, und enthält 1000 mohammedanische, 50 armenische und 20 griechische Familien. In der Gegend wird Baumwolle gebaut; auch sind viel Maulbeerbäume. Von hier ging es westsüdwestlich über das 3690 Fuss hohe Gebirge *Tarschan-Tagh* (Hasenberg) nach *Osmandschik*, einer kleinen Stadt von 300 Häusern, am Kisil-Irmak, welcher

hier eine steinerne Brücke, von 13 Bogen und 849 Fuss Länge, hat. Das Gebirge ist mit Eichen, Fichten und Buchen bewachsen; auf dem höchsten Kamme sind meist Birken. — Ueber *Tschurum*, eine Stadt von 1800 Häusern, kamen die Reisenden, nachdem sie den 3300 Fuss hohen Bergrücken *Köseh-Tagh*, und weiter nördlich den Kisil-Jrmak überschritten hatten nach *Iskelib* (*Eskilup*), einer noch von keinem Europäer besuchten Stadt, welche 2300 Fuss Meereshöhe hat und 1500 meist zweistöckige und mit Ziegeldächern versehene Häuser, also beiläufig 9000 Einwohner zählt. Es ist hier ein altes, verfallenes Bergkastell. — Beim Dorfe *Beli Bagh*, kurz vor *Kankari*, wurde ein Steinsalz-Bergwerk besucht, das 2500 Fuss über dem Meere liegt. Das Salz ist wie das persische sehr rein und von gleichförmiger Beschaffenheit, mehr oder weniger durchscheinend. Es ist ein Aufseher angestellt, der für die Ladung 1 bis $1\frac{1}{2}$ Piaster empfängt; wer Salz kau-

fen will, muss es selbst brechen. Uebrigens gibt es in der Gegend noch viele andere Salzgruben; auch gewinnt man es im Sommer aus einem kleinen See bei *Kankari*, wo das Salz durch die Verdunstung des Wassers in Krystallen anschiesst. — *Kankari* ist eine grosse Stadt, 2350 F. über dem Meere, von 3000 Häusern und 18000 Einw., worunter 30 griechische und 16 armenische Familien; es sind hier 8 grössere und mehre kleinere Moscheen, 1 griech. Kirche, 6 Chans und 4 öffentliche Bäder. Man handelt vornehmlich mit Salz und Wolle. Auch rothe Beeren (? wahrscheinlich *Rhamnus tinctorius*) werden ausgeführt. — Von hier kam man in südsüdwestlicher Richtung nach *Kalahdschik*, einer am Fusse eines Kegelberges gelegenen Stadt von 800 mohamedanischen und 60 armenischen Häusern. Letztere haben eine eigene Kirche. Die Stadt ist in neuerer Zeit von türkischen und ägyptischen Truppen, als *Ibrahim*

Pascha nach Angora kam, geplündert worden und dadurch sehr herabgekommen. Auf dem Gipfel des Berges steht ein altes noch gut aussehendes, obwohl sehr verfallenes Schloss. Am 5., 6. und 7. Dez. empfanden die Reisenden hier ein ziemlich starkes Erdbeben. — *Angora (Enguri)* ist von so vielen Reisenden besucht und so oft beschrieben worden, dass unser Verfasser wenig Neues nachzutragen gefunden hat. Es liegt 2750 engl. Fuss über dem Meere. Die bisherigen Angaben in Betreff der Volksmenge schwankten zwischen 20000 und 100000 Seelen. Der Kadi, der in dieser Hinsicht wohl Glauben verdienen dürfte, berechnet sie zu 54000, worunter 5000 Christen. Von den Christen selbst erhielten unsere Reisenden eine Schätzung, die beinahe eben so viel beträgt, nämlich 8000 mohamedanische Häuser, 3200 schismatische Armenier, 800 katholische (oder unirte) Armenier, 1200 Griechen und 300 Juden. — Die Menge der jähr-

lich von hier ausgeführten berühmten Kämelziegen-Wolle ist 500000 Oka's, von welchen aber nur 200000 (oder 500000 Pfund) zur feinsten Sorte gehören. Andere Artikel sind Färbebeeren *(Rhamnus tinctorius)*, Färberröthe *(Rubia tinctoria)*, Mastix, Tragakanth etc., Wachs und Honig, Kämelgarn und Ziegenhäute. Englische Waaren sind sehr gesucht; doch sind jetzt nur noch einige wenige englische und französische Handelsagenten hier einheimisch, während ein hiesiges armenisches Haus eine Faktorei in London zu errichten den Muth gehabt hat. Wenn die orientalische Frage in Ordnung gebracht seyn wird, hofft man eine ansehnliche Erweiterung des Verkehrs mit Europa *).

Ueber die weitere Reise der HH. *Ainsworth* und *Russell* von *Angora*, wo sie sich drei Monate aufgehalten hatten, nach dem kurdischen Bezirke von *Haünanah*,

*) *Journal of the R. Geogr. Soc. of London*, IX. Vol. II. Part. S. 216 u. ff.

gibt ein Bericht Auskunft, welcher in der Sitzung der Geogr. Gesellschaft am 11. Mai 1840 vorgelesen wurde. Die Reise ging über *Istanos* nach *Mislu*, unweit der Ufer des Sakariyah, dann südsüdöstlich, 50 engl. M., bis *Kisildschah-Kaleh;* ferner wieder 50 M. ostnordöstlich nach den Bleigruben von *Denek-Maden*, welche 3340 F. über dem Meere liegen. Von hier wandte man sich 70 M. in beinahe südlicher Richtung über *Utsch-Ayak* und *Kir-Schehr* nach *Neu-Schehr*, dann wieder 30 Meilen nordwestlich, um das nördliche Ende der grossen Salzsee *Tus-Tschuli*, und ein fernerer Weg längs der Westküste 80 M. in südsüdöstlicher Richtung brachte die Reisenden nach *Ak-Serai*. Von hier begaben sie sich über *Kaisariyeh*, *Gurun*, *Derendah* und das wenig bekannte Thal des *Tokmah-Su*, nach *Malatiyah*, eine weitere Entfernung von 200 M. Hierauf wurde die Reise in südlicher Richtung über *Besni*, *Gurun*, *Kalah-si* und *Sameï*, den *Nuschan*-Pass über das *Taurus*-Ge-

birge nach *Bir* oder *Birehdschik* am Euphrat fortgesetzt, und auf diese Weise eine Strecke von beiläufig 1000 Meilen durch Gegenden zurückgelegt, die auf allen bisherigen Karten nur unvollkommen verzeichnet sind. — *Neu-Schehr*, 3940 F. über dem Meere, hat 2000 mohammedanische, 800 griechische und 60 armenische Häuser, 2 grosse Hauptmoscheen (Dschamis), 1 griech. Kirche, 9 Chans, 1 Bad, 6 mohammedanische Schulen und 1 Kastell. Der Handel ist im Vergleich mit andern klein-asiatischen Städten, ziemlich blühend. Beim Dorfe *Kotsch-Hisar*, 2856 F. hoch, sind Salpeter-Werke. Der Salzsee *Tus-Tschuli* hat 2500 F. Meereshöhe. An seinem östlichen Ufer nomadisiren friedliche Turkomanen, an der westlichen Seite aber wohnen unruhige Kurden, die durch ihre Räubereien der Regierung viel zu schaffen machen *).

*) *Lit. Gaz.*, 1840, Mai, S. 312 u. ff.

Von demselben Hrn. *Ainsworth* wurde in der Sitzung der mehrerwähnten Gesellschaft vom 22. Juni ein Bericht über die Reise mitgetheilt, die er im Winter 1839 bis 1840 von *Constantinopel* nach *Mosul* in Mesopotamien gemacht hatte. Er verliess *Skutari* am 2. Nov. und ging über *Isnik*, *Kutayah*, *Koniyah* und den Taurus-Pass *Kulak-Boghas* nach *Aleppo*. Von hier wandte er sich östlich und erreichte, seinen Weg über *Orfah*, *Mardin* und *Nisibin* nehmend, am 31. Jäner 1840 *Mosul* am Tigris. Der erste Theil dieses Weges, von der Küste bis zur nördlichen Seite des Taurus, führte durch ein bereits mehr oder weniger durchforschtes und beschriebenes Land; indessen fand Hr. *Ainsworth* Gelegenheit, manche neue Beobachtung zu machen. Am 26. Nov. hatte man den Fuss der Centralkette des *Bulghar-Tagh* erreicht, deren Hauptrichtung von Ostnordost nach Westsüdwest geht. Das Seitenthal *Kelu-Kurchla* ist gut bewässert und hat

einige kleine Dörfer mit Weingärten und Walnuss-Pflanzungen; es endigt in ein grösseres Thal, das fast parallel mit der Central-Kette läuft und einen kleinen von Südwesten kommenden Fluss enthält. Dieses letztere Thal wird östlich durch eine waldige Kalkstein-Kette begränzt, und zwischen dieser und den höhern Gipfeln des *Bulghar* liegt das Thal *Alugudscha*. Nachdem man sechs Meilen ungefähr in dem Thale, welcher dem *Saihun* seinen Haupt-Nebenfluss zuführt, vorwärts gekommen, verlässt die Strasse auf eine Strecke das Thal, und geht über Hügel und durch eine Schlucht, welche dem Transporte von Kanonen grosse Schwierigkeiten darbietet. Von hier wendet sie sich fast unmittelbar über einen sanften Abhang zu einer Stelle, wo der ersterwähnte von der Linken kommende Fluss sich mit einem grössern von der rechten Seite, aus dem Alugudscha-Thale, herbeiströmenden vereinigt, worauf der neue Strom durch

einen ziemlich engen Pass fliesst, welchen die *Türken* jetzt zum Hauptvertheidigungspunkte des *Kulak-Boghaz* gemacht haben. Die Halbinsel zwischen beiden Flüssen, welche die Mitte des Thales beherrscht, hat eine Batterie von 4 Kanonen und 2 Mörsern. Unten, wo die Flüsse sich schon vereinigt haben, ist das Thal durch eine Palissade geschlossen, die bis an die Wände hinaufgeht, wo sich auf den Höhen links zwei kleine Batterien über einander erheben, während die rechte Seite in gleicher Weise befestigt ist. Diese Stelle heisst *Schiflu-Chan.* Die Besatzung besteht, ausser den Artilleristen, aus arnautischen Truppen. Die Reisenden gingen dann in ostnordöstlicher Richtung vorwärts. Fünf Meilen weiter war eine zweite Palissade quer über das Thal, mit Batterien auf den Höhen. Nach weitern $1^1/_2$ M. ist die Strasse durch festen Kalkfelsen gehauen und hier fand man das erste türkische Aussenwerk, aus einer Ver-

schanzung mit einem Wachthause bestehend. Ein wenig mehr vorwärts gelangte Hr. Ainsworth zu den ersten *ägyptischen* Vorposten. Endlich verlässt nach einer Meile die Strasse das Thal des *Saihun*, welches in südöstlicher Richtung fortzieht, und wendet sich zwei Stunden lang aufwärts durch ein anderes, südwestlich streichendes Thal, durch welches man auf den Kamm des Passes gelangt. Dieser ist eine Hochebene und bildet die Wasserscheide zwischen den Gebieten des *Saihun* und des *Tarsus*, ungefähr 3800 Fuss über dem Meere. Der Verfasser beschreibt dann die Vertheidigungsstellung der *Aegypter* sehr umständlich und sucht zu zeigen, dass sie die *türkische* weit übertreffe *).

Zeitungsnachrichten zufolge haben die Franzosen *Karl Texier*, *Philibert de la Guiche* und *Roger de la Bourdonnaye* in den Jahren 1839 und 1840 *Persien*

*) *Ebendas*, Juni, S. 412 u. f.

bereist und wollten im Mai 1840 in die Gebirge der *Bakhtyaren* gehen, eines Stammes, welcher die Herrschaft des Schahs nicht anerkennt, so wie sie auch die Ruinen von *Susa* zu besuchen Willens waren.

Von dem brittisch-ostindischen Major *Rawlinson*, über dessen Reise in Persien wir im vorigen Jahrgange, S. CXIV. u. ff., berichteten, ist der Londoner Geographischen Gesellschaft in der Sizzung vom 24. Febr. d. J. eine fernere Mittheilung über die ebenfalls schon im vorigen Jahrgange, S. CXXI. vorläufig erwähnte spätere Reise gemacht worden, welche derselbe im J. 1838 von *Tabris* aus durch das *persische Kurdistan* zu den Ruinen von *Tachti-Soleïman*, und von da nach *Ghilan*, hauptsächlich um archäologischer Zwecke willen, unternommen hat *).

Derselbe Major *Rawlinson* meldete

*) *Ebendas.*, 1840, März, S. 152 u. ff.

unter dem 13. Febr. 1840 von *Bombay* aus, dass er im Begriff sei, über *Kelat* und *Kandahar* nach *Kabul* zu reisen. »Meine letzte Fahrt den Tigris hinab« — schreibt er unter andern — »von *Bagdad* bis *Basrah* (Bassora), war mir sehr merkwürdig, da ich jetzt durch eigne Anschauung bestätigt fand, was mir bis dahin nur durch fremde Berichte bekannt geworden war. Der untere Lauf des *Kercha* ist indessen noch immer in grosses Dunkel gehüllt. Der Strom, welcher gleich unterhalb *Korna* in den *Schat-el-Arab* fällt, hat nicht ein Zehntel der Wassermasse, wie die Flüsse bei *Sus*, und der *Had*, der vom Tigris gegen den *Kercha* fliesst, ist sogar noch grösser. Nach allen eingezogenen Erkundigungen muss ich an das Vorhandenseyn eines sehr grossen Sees zwischen *Hawizah* und *Korna* glauben, in welchen sich die Gewässer des *Had* und neun Zehntel von denen des *Kercha* verlieren, oder vielmehr durch Verdunstung entweichen.

Freilich ist dieser merkwürdige Zug in dem physischen Bilde dieses Landes noch auf keiner bis jetzt erschienenen Karte zu finden *).

Unter die wichtigern Reisen, die in neuester Zeit durch diese Gegenden *Mittel-Asiens* gemacht worden, wo jetzt die Interessen Russlands und Englands in immer genauere Berührung gerathen, gehört die des Engländers *G. T. Vigne*, welcher im Herbste 1839 nach London zurückkam, nachdem er seit sieben Jahren *Kaschmir*, *Tübet*, das *Pendschab*, *Afghanistan* und andere theils noch nie von Europäern besuchte, theils nur unvollkommen beschriebene Gegenden durchwandert hatte. Er verliess England im Oktober 1832, und begab sich über *Persien* nach *Bombay*, von wo er nach *Kaschmir* ging. Hier verweilte er längere Zeit, um verschiedene Ausflüge zu machen, und reiste darauf nach *Iskardo*, der Hauptstadt von Baltistan oder Klein-

*) *Ebendas.*, April, S. 248.

Tübet. Diese liegt am Indus auf einem Felsen und hat viel Aehnliches mit Gibraltar. Die Einwohner bewahren eine Ueberlieferung, nach welcher sie von *Griechen*, Gefährten Alexanders des Grossen, abstammen sollen. Auch wird der Name *Iskardo* von »Alexander« abgeleitet, welcher im Orient *Iskander* heisst. Von Baltistan kehrte *Vigne* über die Gebirge östlich von Kaschmir nach Indien zurück, und besuchte mehre Hauptorte der kleinen Staaten in diesem Theile des Himalaya. Hierauf begab er sich nach *Afghanistan*, und zwar über *Ghizne (Ghuzni)* nach *Kabul*, wo er zahlreiche Ausflüge machte *) und im Anfange des Jahres 1839 nach *Ludiana* zurückkehrte. Hier schiffte er sich auf dem Indus nach *Bombay* ein, und ging dann über *Aegypten* nach England **).

*) Ein Bruchstück aus seiner bereits in London erschienenen Reisebeschreibung, *Kabul* betreffend, finden die Leser unten, S. 231 u. ff.

**) *Nouv. Ann. d. V.*, 1839, S. 244 u. ff.; *Journal of the R. Geogr. Soc.* IX. Vol. III. Part, S. 512 u. f. *Lit. Gaz.*, 1839 Nov., S. 760.

Von höchstem Interesse für die Geographie *Mittel-Asiens* ist die Reise des brittisch-ostindischen Schiffslieutenants *Wood* zur Entdeckung der *Quellen des Oxus (Amu Darja* oder *Gihon)*. Nachdem der Reisende, als Begleiter der Gesandtschaft nach *Kabul*, unter Sir Alexander Burnes, im J. 1836 und 1837 den *Indus* untersucht und gefunden hatte, dass dieser Strom im Allgemeinen nur für *Dampfschiffe, die nicht über* 30 *Zoll tief gehen*, fahrbar ist, begab er sich nach *Kabul* und von da über den mehr als 12000 engl. Fuss hohen Pass *Bamian* des Hindu-Kusch-Gebirges nach *Chundus (Khunduz)*, wo er am 4. Dez. 1837 eintraf. Da er von dem Beherrscher dieses Chanats, *Murad-Bey*, die Erlaubniss erhalten hatte, den *Oxus* aufwärts zu gehen, so trat er am 11. Dez. diese Reise an. Seine Begleiter waren zwei Afghanen, zwei Kabulis und ein Sindmunschi. Die Reise ging in östlicher Richtung längs dem Flusse *Chanahibad* über *Talichan*

bis zu dem Passe *Latterband*, 3900 engl. Fuss über dem Meere, wo man das Chanat *Badakschan* betrat. Zur Rechten dieses Passes steigt der merkwürdige Spitzberg *Tachti-Suleïman* noch 2000 F. höher empor, während zur Linken, oder nordwestlich, der mit üppiger Vegetation bedeckte Kegel des *Ku-Umber* sich 2500 Fuss über *Chundus* erhebt. Nun ging es über ein unebenes Land und über verschiedene Gewässer 60 Meilen in ostnordöstlicher Richtung vorwärts bis zum Flusse von *Faisabad*. Letzteres war ehemals die Hauptstadt dieses Bezirks und liegt am nördlichen Ufer des *Koktscha*, 3600 F. über dem Meere. Hier wurde *Wood* durch die Strenge des Winters, da das (Fahrenheitsche) Thermometer unter Null fiel, und die Berichte über die schlechte Beschaffenheit der Wege, einen ganzen Monat aufgehalten. Er benützte diese Zeit zur Abfassung einer Wörtersammlung der fünf verschiedenen Dialekte, welche in *Badakschan* gespro-

chen werden. Auch besuchte er die *Lasurstein*-Gruben, die etwa 40 M. südlich, am *Hindukusch*, 8700 F. über dem Meere, liegen, und machte einen Versuch, die berühmten *Rubin*-Gruben, am nördlichen Ufer des Oxus zu sehen, wurde aber durch Schnee und Eis daran verhindert, Am 31. Jäner 1838 ging es wieder vorwärts längs dem Oxus in östlicher Richtung und die Reisenden kamen über den 10900 F. hohen Pass *Ischkaschm* in das aus *Marco Polos* Reise bekannte Thal von *Wachan (Wakhan)*. Die Häuptlinge dieser Bezirke behaupten sämmtlich von Alexander dem Grossen abzustammen. Auch finden sich in diesen entlegenen Gegenden noch Spuren von der Religion Zoroasters und die Ruinen dreier Feuertempel, welche dessen Anhängern zugeschrieben werden. Das Thal *Wachan* in ostnordöstlicher Richtung, längs dem südlichen Ufer des hier *Pandscha* genannten Flusses, aufwärts gehend, wurde derselbe an einer Stelle, wo er

nur 60 F. breit und 3 F. tief war, bei 10800 F. Meereshöhe, überschritten, und am 15. Febr. *Landschar-Kisch,* ein Dorf von 25 Hütten und der letzte bewohnte Ort des Thales, erreicht. Letzteres liegt am Einflusse des von *Südosten* kommenden *Sirhad* in den Oxus. Nach sorgfältiger Untersuchung, welcher von beiden Flüssen der stärkere sei, erklärte sich Wood für den *nordöstlichen* Arm, als den Hauptfluss, worin ihm auch seine Begleiter und die Einwohner der Gegend beistimmten. Lieut. *Wood* folgte nun, unter grossen Schwierigkeiten, die das Gebirge nebst Kälte, Schnee und Eis verursachten, dem Strome aufwärts, und gelangte endlich zu einem niedrigen Berge, der, wie der Augenschein lehrte, das Thal gegen Osten schloss. Dieser wurde am 19. Febr. Nachmittags überstiegen und die Reisenden standen, wie die Eingebornen sich ausdrückten, auf dem *Bami-Duniah* oder dem »Dache der Welt.« Vor ihrem Blicke dehnte sich

eine grossartige Eismasse aus, der gefrorne Spiegel eines Sees, aus dessen westlichem Ende der junge *Oxus* hervorbrach. Der See hat die Form eines Halbmonds, und ist von Osten nach Westen etwa 14 Meilen lang, während die Breite im Durchschnitt eine Meile beträgt. Auf drei Seiten wird er von Bergen begränzt, die sich im Süden bis 3400 F. über den Wasserspiegel erheben und hier mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die geographische Breite ist 37° 27′ nördlich, die Länge 73° 40′ östlich von Greenwich; die Höhe des Spiegels über dem Meere ergab sich nach dem Siedepunkte des Fahrenheitschen Thermometers, der hier 184° war, zu 15600 Fuss. Der See heisst *Serikol*. Lieut. Wood, seit *Marco-Polo*, dessen Reise in die Jahre 1271 bis 1295 fällt, der erste Europäer, der bis hieher vorgedrungen ist, wollte ihm den Namen *Victoria* beilegen, besann sich aber bald eines Bessern und liess ihm die einheimische

Benennung. Er fügt noch hinzu, er habe die Beschreibung des berühmten Venezianers so richtig gefunden, dass er sie beinahe wörtlich statt der seinigen hätte mittheilen können *).

Für die genauere Erforschung des *russischen Asiens* ist die *St. Petersburger Akademie der Wissenschaften* sehr thätig. Namentlich hat sie im Frühling 1840, auf den Vorschlag des westsibirischen General-Gouverneurs Gortschakow, einen Ausschuss ernannt, welcher einen Plan zur Ausrüstung einer wissenschaftlichen Expedition für die physische und ethnographische Untersuchung von ganz *Sibirien* entwerfen soll. Beide General-Gouverneure von Sibirien haben diesem Unternehmen die wirksamste Unterstüzzung zugesichert. — Eine zweite, schon 1838 beschlossene, wissenschaftliche Expedition beabsichtigt die genaue Erforschung des *Aral-Sees* und der ihm an-

*) *Lit. Gaz.* 1840. Juni, S. 378 u. f.

gränzenden Ländergebiete. Ausserdem ist die Akademie bemüht, aus der alle zehn Jahre in *Peking* *) sich erneuernden geistlichen Mission, so wie aus den Handelsverbindungen Russlands mit *China*, Vortheil für die Wissenschaften zu ziehen, und hat zu diesem Behuf der Regierung eine eigne Denkschrift überreicht. — Der Akademiker *von Baer* beabsichtigt zur Vervollständigung seiner frühern Forschungen **) eine zweite Reise nach dem *hohen Norden*. Leider hat die im J. 1838 unter Hrn. *Ziwolka* nach der nordwestlichen Küste von *Nowaja Semlja* abgeschickte Expedition in den dortigen Eisgefilden ihren Untergang gefunden ***).

Die *Naturforschende Gesellschaft* in *Moskau* lässt jetzt im Interesse ihrer Wissenschaft eine Reise durch eines ihrer Mitglieder, Hofrath *Kawelin*, vollziehen.

---

*) S. den V. Jahrgang (1837), S. 1 u. ff.

**) S. den XVII. Jahrg. (1839) S. CV. u. ff.

***) *Allgem. Zeit.*, 1840, Beilage Nr. 127. (6. Mai.)

Derselbe hatte sich im J. 1839 nach *Orenburg* begeben, war von dort über *Omsk* und *Semipalatinsk* nach *Barnaul* gegangen, und gedachte den Frühling 1840, welcher auf den Höhen des *Altaï-Gebirges* sehr spät eintritt, in der grossen *Kirgisen-Horde* zwischen *Buchtarma* und *Semipalatinsk* zuzubringen. Im Mai wollte er die Reise über das Altai- und Sajanische Gebirge bis zum *Jenisseï* fortsetzen, den Winter von 1840 bis 1841 sich in *Minussinsk* oder *Krasnojarsk* aufhalten, und von dort Ausflüge in die Umgegend machen. Im Sommer 1841 soll die Reise weiter nach Osten, wo möglich über die Gebirgsketten längs der *chinesischen Gränze*, fortgesetzt werden. Die Dauer der Reise wird wenigstens zwei Jahre betragen und die Kosten trägt die obgedachte Gesellschaft *).

Ebenfalls um wissenschaftlicher Zwecke willen hatte die *russische Regie-*

*) *Ebendas.* Beil. 128. (7. Mai.)

rang beschlossen, im J. 1840 ein Kriegsschiff von *Kronstadt* aus nach *Kamtschatka* und *Nord-Amerika* abzuschicken. Die Hinreise soll über das *Vorgebirge der guten Hoffnung*, die Rückreise über das *Cap Hoorn* geschehen.

Ueber die *Birgisen-Steppen* und die *Birgisen (Birgis-Baïsaken)* ist ein interessantes Werk von einem russischen Gelehrten, *Alexis von Lewschin*, herausgegeben und ins Französische übersetzt worden. Die *Nouvelles Annales des Voyages* enthalten im Jäner- und Februar-Heft 1840 einen umständlichen Bericht darüber *).

Was die Gebirgsländer des *Himalaya* betrifft, so sind diese bekanntlich in neuerer Zeit von mehren Engländern bereist worden, aber diese Reisen haben hauptsächlich die nordwestlichen Theile, von Nipal bis Kaschmir, zum Gegen-

*) *Description des hordes et des steppes des Kirghis-Kasaks ou Kirghis-Kaïssaks*, par. M. *Al. de Lerchine*, ouvrage traduit de Russe par *Ferry de Piyny* et revu par *E. Charrière*. Paris, 1840.

stande gehabt *). Weit weniger sind die südöstlichen Theile, Tübet und Butan, erforscht; um so willkommener muss daher der Bericht über eine Gesandtschaftsreise nach *Butan* seyn, mit welcher von Seiten der brittisch-ostindischen Regierung im J. 1837 der Capitän *R. B. Pemberton* beauftragt wurde, dem als Arzt und Botaniker Dr. *Griffith* zugesellt war. Letzterer ist der Verfasser des im März- und Aprilheft des zu Calcutta erscheinenden *Journal of the Asiatic Society of Bengal* mitgetheilten Berichts. Die Gesandtschaft verliess *Gowahatti*, im Königreiche Assam, am Flusse Bramaputra, den 21. Dez. 1837, und traf im Mai 1838, nach einer sehr beschwerlichen Reise über 8- bis 12000 Fuss hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge, in *Punacha (Punakha)*,

*) Die neueste Reise in die nordwestlichen Gegenden des Himalaya-Gebirges ist 1840 zu London erschienen, unter dem Titel: *Narrative of a Journey from Caunpoor to the Boorendo Pass* etc. by Major *Sir William Cloyd*. And Capt. *Alexander Gerards Account of an Attempt to penetrate by Bekhur to Garoo and the Lake Manasarowara etc.*

der Winter-Residenz des *Deb - Radscha* (des weltlichen Oberhaupts von Butan), ein. Die Rückreise erfolgte auf einem kürzern Wege über *Buxa, Tschitschakotta* und *Bulta* nach dem Gebiete von *Butsch-Behar*. Der Zweck der Gesandtschaft war die Beseitigung eines seit mehr als fünfzig Jahren zwischen der brittisch-ostindischen und der butanischen Regierung obwaltenden Zwistes in Betreff der Ebenen am südlichen Fusse des Gebirges, welche die Butaner als zu ihren Besitzungen gehörig betrachten. Die Engländer, die auch *Assam* inne haben, sind von jeher bemüht gewesen, die Butaner auf ihr eigentliches Gebirgsland zu beschränken, was aber die Letztern verweigern. Der Bezirk von *Bidyagong*, südöstlich bei *Bidschni*, an der Gränze von Assam, ist gewaltsam von den Butanern in Besitz genommen worden. Ein Hindu, welcher von der ostindischen Regierung 1815 nach *Hlassa*, der Hauptstadt von Tübet, abgeschickt wurde, um mit dem

dortigen Beherrscher über die Gränzbestimmungen zu verhandeln, durfte nicht über Butan hinausgehen, obgleich er ein ganzes Jahr hier verweilte, um die dazu nöthige Erlaubniss zu erhalten. Auch Cap. *Pemberton* ist nicht glücklicher gewesen. Er wurde gut empfangen, aber der *Deb Radscha*, welcher jetzt wahrscheinlich dem Kaiser von *China* zinspflichtig ist, weigerte sich, den vorgeschlagenen Vertrag zu unterzeichnen *).

Der um die Kenntniss der brittischen Besitzungen in *Hinter-Indien* so verdiente Naturforscher Dr. *Helfer*, aus Prag, ist leider am 1. Jäner 1840 von den Eingebornen der Andamanischen Inseln ermordet worden. Zum Glück ist Sorge dafür getragen, dass seine wichtigen Papiere und reichen Sammlungen unverletzt nach Europa kommen.

---

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1840, Juni, S. 273 u. f. Eine Uebersicht dieser Reise und des jetzigen Zustandes von Butan soll im nächsten Jahrgange mitgetheilt werden.

Ueber die im Innern und auch, was die nordwestliche Küste betrifft, noch grösstentheils unbekannte Insel *Borneo* sind in letzter Zeit schätzbare Nachrichten mitgetheilt worden. Ein teutscher Naturforscher, Dr. *Horner*, hat im Jahre 1836 in den Monaten August bis Dezember die Gegenden zu beiden Seiten des Flusses durchwandert, welcher seine Mündung bei *Bandscharmassing* hat, und von ihm mit dem Namen *Baritto* bezeichnet wird. Dr. Horner beschiffte ihn zwölf Tage lang, von der Mündung bis 0° 20′ nördlicher Breite. Auch die westliche Hälfte des *Tana-Laut*, wie die dreiseitige Halbinsel an der südöstlichen Ecke von Borneo genannt wird, war der Gegenstand seiner gelehrten Forschungen. Diesem zufolge besteht das Innere der grossen Insel Borneo aus zahlreichen, dicht beisammen stehenden Gebirgsgruppen, deren höchste Gipfel, wie z. B. die der Kette *Ganung Bundan*, 3- bis 4000 Pariser Fuss Meereshöhe haben. Von

den Knoten der Gebirge gehen nach verschiedenen Richtungen grössere Ketten aus, die aus kleinern, parallel laufenden Ketten zusammengesetzt sind. In der nördlichen Hälfte der Insel befindet sich nordwestlich von dem grossen See *Ninebalu* das Gebirge *Batu-Lupar*, welches im Süden das Gebiet des eigentlichen Borneo begränzt und sich an die Central-Gebirge anschliesst. In Westen breitet sich zwischen den beiden Armen des grossen *Kapuas*, eine breite Kette aus, die aber nur eine mässige Länge hat. In Südwesten streichen östlich vom *Kottaringhin*, in der Nähe der Küsten, Gebirgsketten, die durch grosse Quarzkrystalle merkwürdig sind. Eine lange Kette läuft im Süden der Insel zwischen dem *Baritto* und den östlichen Küsten und setzt bis in die Halbinsel *Tana-Laut* fort, wo sie *Gunung Ratus* (die hundert Berge) heisst*).

Einem Engländer, *James Brooke*, ist es gelungen, einen Theil der *Nordwest-*

*) *Ebendas.*, 1839, Nov., S. 169 u. ff.

küste von Borneo genauer kennen zu lernen. Die Häuptlinge dieser Insel waren von jeher wenig geneigt, in Verbindung mit den Europäern zu treten. Seitdem jedoch die Engländer sich auf *Sinkapur* niedergelassen haben, sind einige Versuche zur Annäherung gemacht worden und namentlich hat der Radschah *Madah Hassim* sich bereitwillig gezeigt, Handelsverbindungen mit dieser Colonie anzuknüpfen, Hr. *Brooke* kam zu dem Ende auf der Yacht *der Royalist* im Juli 1839 an die Küste von *Tandschong-Apilate* und untersuchte sie auf eine Strecke von 130 bis 140 Meilen, bis *Tandschong-Balaban*. Diese ganze Küste war auf den bisherigen Karten nur nach Berichten der Eingebornen verzeichnet. Die wegen Punkte, die man hier findet, wie *Tandschong-Data* (*Datu*) und *Sadang (Sédang)* liegen 60 bis 70 Meilen von ihrer wahren Stelle entfernt. Die weit ins Meer hinaus laufenden Caps, die tief ins Land gehenden Buchten und die zahl-

reichen Inselchen sind ganz weggelassen. Von *Tandschong-Api* bis *Tandschong-Data* sind nicht volle 30 Meilen; etwa einen Grad weiter befindet sich *Tandschong-Satabong*. Zwischen beiden Orten ist eine schöne Bay, in welche sich viele Flüsse, namentlich der *Sarawak*, ergiessen. Das Land ist hier sehr schön. Die Stadt *Kutsching*, 30 Meilen aufwärts von der Mündung des Sarawak, ist von keiner Bedeutung, obschon gegenwärtig der *Radschah Mudah Hassim* hier residirt. Er gab den Engländern Boote in die Flüsse *Somarin*, *Sadong* und *Lundu*, so dass Brooke mehre Stämme der *Dayake*, namentlich die *Labayows*, besuchen konnte, von welchen er eine sehr günstige Schilderung macht. Das ganze Land ist mit einem Netz von Flüssen überzogen, welche ein flaches, höchst fruchtbares Alluvial-Land bewässern. Weit im Innern sieht man Granitgebirge von 2 bis 3000 Fuss Meereshöhe. Es ist nicht zu bezweifeln, dass diese Gebirge in der

Urzeit Inseln waren und dass das zwischenliegende flache Küstenland durch die Flüsse gebildet worden *).

Ein teutscher Mineralog, *v. Henrici*, welcher ebenfalls Borneo in neuerer Zeit besucht hat, hält es für wahrscheinlich, dass diese Insel ursprünglich dieselbe Gestalt wie *Celebes* gehabt habe, bis die grossen Einbuchten durch die Ablagerungen der Flüsse ausgefüllt worden seyen **).

Eine zwar schon in den Jahren 1825 und 1826 gemachte, aber erst vor Kurzem durch eine englische Uebersetzung allgemeiner bekannt gewordene merkwürdige Reise ist diejenige, welche der niederländische Schiffs-Lieutenant *Kolff*, als Befehlshaber der Corvette *Durga*, im Auftrage seiner Regierung, nach den südlichen und wenig bekannten Theilen des Archipels der *Molucken* und längs der

*) *Ebendas.*, 1840, Juli, S. 70 u. ff.

**) *Ebendas.*, 1839, Nov., S. 171.

südlichen Küste von *Neu-Guinea* ausgeführt hat *). Der Zweck dieser Expedition war, zwischen den Niederlanden und den südlichen Molucken die ehemaligen freundschaftlichen Verbindungen zu erneuern, welche die Niederländer seit dem Pariser Frieden, wo ihre von England eroberten ostindischen Colonien wieder herausgegeben worden waren, vernachlässigt hatten. In dem Masse nämlich, als die Franzosen auf Bourbon und die Engländer auf Sumatra den Anbau der Muskate und der Gewürznelken erweitert hatten, waren die Niederländer gleichgiltiger gegen die Molucken geworden und hatten die südlichen Inseln durch Zurückziehung ihrer Besatzungen, gänzlich aufgegeben. Aber die Gründung einer *englischen Niederlassung* durch den Capitän *Sir Gordon Bremer*, im J. 1824,

*) *Voyages of the Dutch Brig-of-War Dourga through the Southern and little known Parts of the Moluccan Archipelago* etc. Transl. by *T. W. Earl*. London, 1840.

auf der Insel *Melville*, an der Nordküste von *Neu-Holland*, machte die Niederländer aufmerksam und lenkte ihre Blicke neuerdings auf jene vernachlässigten Inseln. Es verdient bemerkt zu werden, dass während dieser ganzen Zeit die niederländische Flagge von den Bewohnern jener Inseln sorgfältig aufbewahrt worden ist, so dass sie bei allen festlichen Gelegenheiten aufgezogen wurde. Ein Hauptauftrag für den Lieut. *Kolff* war, sich nach den etwa noch vorhandenen Forts zu erkundigen, welche die Niederländer ehemals errichtet hatten. Zugleich sollte er die Eingebornen durch freundliches Benehmen so viel als möglich wieder zu gewinnen suchen und sie einladen, nach *Banda* zu kommen, um daselbst Handel zu treiben. Er fand im Ganzen genommen überall noch eine günstige Stimmung für die Holländer*).

Neu-Guinea hatte Kolff nur längs der

*) *Lit. Ges.*, 1839, Dez., S. 790 und 805.

Nordwest- und Westküste beschifft, aber die Einfahrt zu einer Meerenge entdeckt, welche den Namen seines Schiffes, *Durga*, erhielt. Die südliche Oeffnung dieser Meerenge war bis dahin für einen Fluss gehalten worden, der den Namen *Barthélemy* führte. Im J. 1828 wurde von der niederländischen Regierung der Schiffslieutenant *Modera* mit der Corvette *Triton* und der Goëlette *Iris* abgeschickt, um die südwestliche Küste von Neu-Guinea zu erforschen und eine Niederlassung daselbst anzulegen. Dieser Zweck wurde erreicht und an der Bay *Triton*, unter 3° 33″ südlicher Breite, am Fusse eines Berges, ein *Fort* erbaut, welches den Namen *du Bus* erhielt *).

Der französische Schiffs-Capitän *Dumont d' Urville* (s. den vorigen Jahrgang S. CLVIII.) hat seine Entdeckungsreisen im Verlaufe des Jahres 1839 durch die Australischen Inseln des grossen Welt-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1839, Dez. S. 301 u. f.

meers bis *Neu-Holland* und *Van-Diemens-Land* fortgesetzt und ist im Sommer der südlichen Halbkugel (im Jäner und Februar 1840) zum zweiten Male *) nach dem *Polarmeere* vorgedrungen, wo er zwischen 66° und 67° Breite und 134 bis 140° östlicher Länge (von Paris) eine zusammenhangende Strecke Land entdeckt und (seiner Gattinn zu Ehren) *Adélia* (*Terre Adélie*) genannt hat. Es war, so weit man es ins Innere erforschen konnte, mit Schnee und Eis bedeckt und nirgends zeigte sich eine Spur von Pflanzenwuchs. Die mittlere Höhe war 1500 Fuss. Auf der Fahrt weiter westlich kam man an einer zusammenhangenden, 150 F. hohen, festen Eismasse vorüber, welche sich, zwischen 64° 40′ und 65° 30′ Breite von beiläufig 129° bis 131° 30′ östlich von Paris erstreckte. *D' Urville* fand es wahrschein-

*) Ueber die erste Fahrt nach dem Südpole sehe man den Jahrgang 1839, S. CLV.

lich, dass hinter derselben gleichfalls eine entsprechende Landküste vorhanden sei, und nannte diese Stelle die *Clarie-Küste* (*Côte Clarie*) *).

Eine andere Entdeckung im südlichen Eismeere ist im Februar 1839 von dem Engländer *Balleny*, Befehlshaber des Schiffes *Eliza Scott*, welchem auch der Cutter *Sabrina* beigegeben war, gemacht worden. Beide Schiffe gehören dem Hause *Enderby und Comp.* in London, dessen Unternehmungsgeist die schon im J. 1831 gemachten Entdeckungen (s. unser Taschenbuch, Jahrgang 1834, S. CIX. u. ff.) zu verdanken sind. Bekanntlich war eine zweite Expedition, die sie 1833 wieder dahin abgeschickt hatten, ohne Erfolg gewesen. (S. den Jahrg. 1836, S. CLXVIII.) Keineswegs da-

*) So steht auf der dem Berichte *d'Urville's* in den Nouv. Ann. d. V., 1840, Juli, S. 103, beigegebenen Karte. In einem Briefe aus Van-Diemens-Land, den die *Lit. Gaz.*, 1840, Juni, S. 378, mittheilt, wird diese Stelle *Côte Clairée* genannt.

durch entmuthigt, hat Hr. Enderby die oben erwähnten Schiffe im Juli 1838 zum Robben- und Walfischfang nach dem Südpol-Meere abgeschickt und dem Befehlshaber eigens aufgetragen, so weit als möglich polwärts vorzudringen. *Balleny* erreichte am 1. Febr. 1839 den 69sten Breitengrad, unter 172° 11′ östlicher Länge von Greenwich. Indem er die Reise westlich fortsetzte, entdeckte er zwischen 66° und 67° Breite fünf Inseln, welche ihm zu Ehren die *Balleny-Inseln* genannt worden sind. Die mittlere liegt unter 163° 11′ Länge. Ein Berg hatte 12000 Fuss Höhe. Auch zwei rauchende Vulkane wurden gesehen. Das Meer war reich an Walfischen, Pinguinen etc. *).

Ueber die angebliche neue Entdekkung eines *südlichen Festlandes* von 1700 Meilen Ausdehnung, welche *amerikanischen* Berichten zufolge (in der Lit. Gaz., 1840, August, S. 535) die Schiffe *Vin-*

*) *Journal of the Royal Geogr. Soc.* IX. Vol. III. Part. S. 517 u. ff.

cennes und *Peacock* im Jäner 1840 gemacht haben sollen, müssen noch genauere und zuverlässigere Nachrichten abgewartet werden. Wenn die angegebene Länge 97° 45′ bis 154° 18′ *östlich* von Greenwich, und 64° Breite richtig wäre, so müsste es auch *d'Urville* entdeckt haben. Oder sollte es das *Adelia-Land* seyn? Dann wäre es aber zu verwundern, wie man sich in der Breite so sehr hätte irren können.

Im Juni 1840 waren in London auch Nachrichten von der *Antaretischen Expedition*, unter dem Befehle des Cap. *Ross* (s. den vor. Jahrg., S. CLIX.) und zwar aus *St. Helena*, Anfang Februar, eingegangen. Die Expedition hatte England am 30. Sept. 1839 verlassen, in Madeira und auf einigen andern Punkten angelegt, um magnetische Beobachtungen zu machen, unter 14° 2′ südl. Breite und 30° 30′ westl. Länge (von Greenwich) den magnetischen Aequator durchschnitten und war am 31. Jäner 1840 in *St.*

Helena angelangt, wo sie so lange verweilte, als nöthig war, den Lieutenant *Lefroy* ans Land zu setzen und eine günstige Stelle für das *magnetische Observatorium* ausfindig zu machen. Letzteres wurde in *Longwood*, dem bekannten Wohnsitze Kaiser Napoleons, errichtet. Am 9. Febr. gingen die Schiffe weiter unter Segel und erreichten am 17. März das *Cap*, wo sich der Artillerie-Lieut. *Eardley Wilmot* ausschiffte und nahe bei der königlichen Sternwarte ebenfalls ein magnetisches Haus errichtet wurde. Cap. *Ross* nahm auf seiner Fahrt auch zahlreiche Messungen von Meerestiefen vor und fand unter andern an einer Stelle in der hohen See, weit von den Küsten Amerika's und Afrika's, eine Tiefe von 2500 Fathoms (1 F. = $5^3/_4$ Wiener F. oder 1,8288 Metres), wahrscheinlich die grösste Tiefe, welche jemals mit dem Lothe erreicht worden *).

*) *The Quarterly Review*, Nr. 131. (Juni 1840), S. 307; *Lit. Gaz.*, 1840, April, S. 248.

Hr. *Enderby*, dem die Wissenschaft bereits die Entdeckung des nach ihm benannten Landes im südlichen Eismeere, so wie der Balleny-Inseln (s. oben) verdankt, soll Willens seyn, abermals eine Entdeckungs - Expedition nach jenem Meere auszurüsten. Sie wird unter dem Befehl des Cap. *Mapleton* stehen *).

Für die nächsten Jahre haben wir auch die Ergebnisse einer neuen *Reise um die Welt* zu erwarten, welche der Kaufmann *Coutant* in *Havre* für seine Rechnung veranstaltet. Zwei Dreimaster von 4 bis 500 Tonnen und eine Goëlette sollten sich, wie französische Blätter berichteten, im Oktober 1840 von Havre unmittelbar ins *Stille Meer* begeben und vier von der Pariser Akademie zu bestimmende Gelehrte kostenfrei mitnehmen. Eines der Schiffe wird das *Staatenland* berühren, das andere das *Cap Hoorn* umfahren, die Goëlette aber die *Magel-*

*) *Lit. Gaz.* 1840, Juni, S. 382.

lanische Strasse durchschiffen. Die Schiffe werden dann, längs der Küste von *Chile* und *Peru* hinfahrend, alle bedeutenden Häfen bis zu den *Gallopagos*-Inseln, und dann den *Busen von Californien* besuchen. Von hier wird eines der Schiffe mit einer Ladung von eingetauschten Waaren unmittelbar nach Frankreich zurückkehren und sich auf diesem Wege den andern Schiffen bei der *Insel Formosa* wieder anschliessen. Inzwischen, und um die gute Jahreszeit zum Besuche der *Nordwestküste von Amerika* abzuwarten, hat ein Schiff den Busen von *Californien* zu untersuchen, das zweitgrössere aber wird auf den *Sandwich-Inseln* und *Tahiti* anlegen. Beim Eintritt der Fahrzeit befahren beide Schiffe die *Nordwestküste* von *Amerika*, bis zum Hafen *San Francisco*, und gehen von dort nach *Japan* und *Formosa*. Endlich begiebt sich die Expedition in das *Chinesische Meer*, von wo sie über die *Sunda-Inseln* und das

Vorgebirge der guten Hoffnung heimfahren wird.

Die neue Niederlassung *Süd-Australien* macht, den tadelnden Bemerkungen in Rücksicht der Lage von *Adelaide* zum Trotz (s. den vor. Jahrg., S. 237), glänzende Fortschritte. Letztere Stadt, welche zur Zeit ihrer Gründung (Dez. 1836) 200 Einwohner hatte, zählte am Schluss des Monats Juni 1839 bereits 2850. Während dieser Zeit sind im Hafen 99 Schiffe zusammen von 21709 Tonnen eingelaufen und man hat für 112887 Pf. St. Ländereien verkauft. Dieser Betrag ist nach England an die Auswanderungs-Commission geschickt worden und sollte zur Ueberfahrt von 3000 jungen Ehepaaren verwendet werden. Die Schafe gedeihen so gut, dass man deren bereits an 70000 Stück zählt. — Eine andere neu angelegte Stadt, *Melbourne*, hat bereits 400 Häuser und 2000 Einw., 5 Capellen verschiedener Religionspartheien, 18 Einkehr- und Wirthshäuser,

2 Zeitungen, jede wöchentlich von 2 Nummern, eine Bank und eine Versicherungsgesellschaft. Die Zölle, welche 1837 an 2000 Pf. betrugen, waren 1839 auf 10000 gestiegen. An der Bay *Port Lincoln* ist eine Stadt gleiches Namens gegründet worden. Auch an der *Bay Boston* hatten sich an 300 Ansiedler niedergelassen, welche bereits drei Schiffe besassen *). Der Preis der Ländereien steigt ungeheuer. Ein Acker bei Adelaide, der ursprünglich mit 1 Pf. St. bezahlt wurde, kostet jetzt 1600. — Ein Hr. *Eyre* war vom Gouverneur im August 1839 abgeschickt worden, um die *Streifige Bay (Streaky Bay)* westlich von Port Lincoln, zu untersuchen. Das Ergebniss war nicht günstig. Das Land umher ist theils flach, theils wellenförmig, wenig bewaldet, der Boden schlecht und schwer zu bearbeiten; nirgends ein Fluss oder See zu

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1840, Febr. S. 266 und April S. 122.

sehen; aber die Bayen Streaky und Denial als Häfen vortrefflich. Dagegen findet sich *östlich* von der Colonie noch eine Fülle des herrlichsten Landes *).

Von dem Engländer *Polack*, dessen Reise nach *Neu-Seeland* und sechsjähriger Aufenthalt daselbst im Jahrgange 1839 unseres Taschenbuches, S. CLIII., erwähnt wurde, ist ein zweites Werk **) über diese Inseln erschienen, welches in diesem Augenblicke, wo die zwei grössten Seemächte Europas, *Frankreich* und *England*, Ansiedelungen daselbst errichten, und Letzteres sogar beide Inseln, sowohl die nördliche als die südliche, den Eingebornen abgekauft und bereits förmlich in Besitz genommen hat, von besonderer Wichtigkeit seyn dürfte.

---

*) *Lit. Gaz.* 1840, April, S. 248. — Einen sehr umfassenden Artikel über die neue Colonie Süd-Australien enthält das *Foreign Quarterly Review*, Nr. 50, S. 374 u. ff.

**) *Manners and Customs of the New-Zealanders*, etc. With Remarks to intending Emigrants etc. By *J. S. Polack*, Esq. 2 Vols. London, 1840.

Die von England im J. 1838 abgeschickte Expedition nach der *Nordküste* von *Australien* unter den Befehlen des Cap. *Sir Gordon Bremer* und des Lieut. *Owen Stanley* (s. den Jahrg. 1839, S. CLII.) hat ihre Bestimmung glücklich erreicht und die beabsichtigte Niederlassung zu *Port Essington* ist in den Monaten November 1838 bis März 1839 gegründet worden. Die neue Stadt heisst *Victoria* und liegt an der westlichen Seite des Hafens auf einer Halbinsel, unter 11° 20′ 30″ südl. Br. und 132° 9′ östl. L. (von Greenwich). Cap. *Bremer* macht eine sehr günstige Schilderung von der Beschaffenheit des Landes *).

Vortheilhafte Aussichten zu fernern Niederlassungen an den australischen Küsten eröffnet die Entdeckung zweier Flüsse, welche Cap. *Wickham*, Be-

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Nov., S. 728. — *Journal of the R. G. Soc.*, IX. Vol. III. Part. S. 499.

fehlshaber des Schiffes *Beagle* *) im Verlauf des Jahres 1839 gemacht hat. Er fand zuerst unmittelbar westlich von *Van Diemens-Golf*, zwischen *Cap Hotham* und den *Vernon-Inseln*, eine tiefe Bay, in welche sich ein ansehnlicher Fluss mündete, der in südlicher Richtung 80 Meilen weit aufwärts befahren wurde, wo er sich verengte und in zwei Arme theilte, deren einer von Süden, der andere von Osten kam. Der Fluss wurde *Adelaide* genannt und ist von der Mündung an 5 M. aufwärts für Schiffe von 4 bis 500 Tonnen fahrbar. Das Land zu beiden Seiten ist gut. Der südlichste Punkt war 12° 56′ Br. und 131° 18′ östl. L. Auf einer fernern Fahrt südwestlich an 120 M., längs der Westküste von *Arnhem-Land*, umschiffte der Beagle die *Pearce-Spitze* und fand abermals eine weite Oeffnung, die sich als die Mündung eines grossen Flusses auswies. Man fuhr 15

*) S. den vorigen Jahrg., S. CLV.

Meilen weit mit dem Schiffe und weitere 60 Meilen mit den Booten aufwärts, und dann ging Lieut. *Stokes* noch bis 175 M. von der *Pearce-Spitze* ins innere Land in der Richtung Südost gen Ost. Der Fluss ist 2 M. von der Mündung 12 bis 20 Klafter (*Fathoms*) tief; aufwärts sind viel Sandbänke. Das Uferland ist flach und fruchtbar. Der Fluss wurde *Victoria* genannt. Der äusserste Punkt lag unter 15° 36′ Breite und 130° 52′ östliche Länge *).

Weiter südwärts ist an der Westküste Australiens, zwischen 24° und 32° südlicher Breite, eine bisher nur unvollkommen bekannte Landstrecke durch den Cap. *Grey* untersucht und aufgenommen worden: Dieser Seeoffizier entdeckte hier mehre Flüsse, welche er *Gascoigne, Dule Jon, Hutt, Irwin, Murchison, Arrowsmith, Smith, Greenough, Garbanas, Beloe* und *New-Mass* nannte. Auch

*) *Lit. Gaz.*, 1840, Juni, S. 412.

zwei neue Bergketten wurden gesehen, von welchen die eine, nördlich von der Darling-Kette, den Namen *Victoria-Kette* und das fruchtbare Land zwischen derselben und dem Meere (zwischen 28° und 29° Br.) *Victoria-Provinz* erhielt *).

Geschlossen am 12. Oktober 1840.

Der Herausgeber.

---

*) *Ebendas.*, Jänner, S. 56.

I.

SCHLOSS WINDSOR.

(Nach *Ritchie* *).

Wenn schöne Werke der Baukunst »steinerne Gedichte« sind, so verdient das *Schloss Windsor* ein »heroisch-romantisches Epos« genannt zu werden. Der kunstsinnige Verfasser der »Briefe eines Verstorbenen« erklärt es für das einzige Gebäude dieser Art in England, welches nicht bloss mit ungeheuerm Kostenaufwand und technischer Geschicklichkeit, sondern auch mit seltenem Geschmack, ja selbst mit wahrhafter Genialität ausgeführt worden ist. »Die Grösse

---

*) *Windsor Castle and its Environs.* By *Leitch Ritchie* Esq. etc. etc. London, 1840.

und Pracht dieses Schlosses« — sagt er — »welches, obgleich kaum zur Hälfte vollendet, drei Millionen nach unserm Gelde gekostet hat, sind eines Königs von England vollkommen würdig. Auf einem Hügel über der gleichnamigen Stadt (in Berkshire, an der Themse) gelegen und eine reizende Aussicht beherrschend, gewährt es von jeder Seite einen grossartigen Anblick. Seine historische Wichtigkeit und sein hohes Alterthum machen es in Verbindung mit seiner erstaunlichen Grösse zu einem Gegenstande, der in der ganzen Welt seines Gleichen nicht hat.«

Der erste Erbauer des Schlosses war *Wilhelm der Eroberer*. Aber fast alle spätern Könige, bis auf Wilhelm IV. herab, haben mehr oder weniger zur Erweiterung, Veränderung oder Verschönerung des Gebäudes beigetragen, namentlich gilt diess von *Heinrich I.*, *Edward III.* und *IV.*, *Heinrich VII.* und *VIII.*, *Elisabeth*, *Karl I.* und *II.*, *Georg III.* und *IV.* und *Wilhelm IV.*

Wilhelm der Eroberer hatte sichs kaum in seiner neuen Hauptstadt bequem gemacht, als er sich nach einer Gegend umsah, wo er seine Jagdlust befriedigen konnte. Zum Glück fand er eine solche Stelle nicht weit von seinem königlichen Sitze. Die sächsischen Könige, deren Herrschaft er ein Ende gemacht, hatten einen Palast in der Gegend gehabt, der Wilhelms Aufmerksamkeit erregte; aber er war schon früher mit dem dasu

gehörigen Walde den Klostergeistlichen von Westminster geschenkt worden. *Wilhelm* nahm das Ganze ohne Umstände zurück und entschädigte das Kloster durch andere Ländereien in Essex. Mit besserm Geschmack als seine Vorgänger wählte er eine Anhöhe an der Themse zur Anlegung eines Jagdschlosses, welches nach der Sitte und dem Bedürfniss jener Zeit in Form einer Festung erbaut wurde. Der sächsische Name der Gegend soll *Windleyhopa* gewesen seyn, von den vielfachen Windungen, die der Fluss hier macht. Allmählich entstand daraus *Wyndlechera*, später *Windelesore*, und endlich *Windsor*. Die von Wilhelm erbaute Veste wurde, um sie von der ältern zu unterscheiden, *Neu-Windsor* genannt. Die Stelle, wo jener Palast der sächsischen Könige stand, ist das jetzige Alt-Windsor. Letzteres blieb indessen, da Neu-Windsor nur ein Jagdschloss war, noch einige Zeit der Sommersitz des Hofes, bis zum Jahre 1110, wo das neue Schloss vollständig ausgebaut und zur Wohnung des Königs vollkommen geeignet war.

Ohne uns bei den verschiedenen Erweiterungen und Abänderungen, die mit dem Gebäude im Laufe der Jahrhunderte vorgenommen wurden, aufzuhalten, gehen wir zur Beschreibung des jetzigen Zustandes desselben über.

Was zuvörderst das Aeussere betrifft, so hat man an dem s. g. *Cäsars*- oder Glocken-Thurme,

im untern Theile am nordwestlichen Ende des Mittelwalles, ein Beispiel von echt normännischer Bauart, also aus der ältesten Zeit der Entstehung des Schlosses, während die Dynastien Plantagenet, Lancaster, York, Tudor, Stuart und Hanover in andern Theilen des Gebäudes sich verewigt haben. Von *Karl II.* abwärts aber scheint das Schloss, wenn man die von *Jakob II.* aufgestellten Gemälde und eine von der Königinn *Anna* begonnene, und von *Georg I.* vollendete Treppe ausnimmt, bis zur Regierung Georgs III. vernachlässigt worden zu seyn. Letzterer liess die St. Georgs-Kapelle erneuern und prachtvoll verzieren. Das Burgverliess (der Runde Thurm) war damals noch mit einem Graben umgeben, aus dessen Tiefe sich eine Menge stattlicher Bäume erhoben. Dieser Graben wurde auf Befehl des Königs ebenfalls ausgefüllt. Unter *Georg IV.* erhielt das Schloss seine gegenwärtige Gestalt. Dieser Monarch war ein Mann von Geschmack, und man konnte ihm bloss zuweilen eine gewisse Vorliebe zu leerem Schimmer und einigen Sonderbarkeiten vorwerfen, welcher Fehler indess durch das Genie seines Baumeisters, *Wyatt d. j.*, (Sir Jeffry Wyat,) dem der König gern nachgab, verbessert wurde.

Das *St. Georgs-Thor*, durch welches man eintritt und eine Uebersicht von dem ganzen Gebäude erhält, ist ein ganz neues Bauwerk, so wie auch jener Theil des Schlosses, der dieses Thor

mit dem Thurme *Eduards III.* verbindet. Das kleine Thürmchen, welches sich jetzt zur Linken über dem Letztern erhebt, reichte sonst nicht bis zum Gipfel desselben. Weiterhin, an derselben südlichen Seite, war der Haupteingang, ein gewöhnliches Thor, das gar nicht besonders in die Augen fiel. Es ist jetzt ganz vermauert und das Gebäude geht in gerader Linie mit schönen gothischen Fenstern fort bis zum gegenwärtigen königlichen Hauptthore, zwischen den York- und Lancaster-Thürmen. Die Flügel, welche die Zimmer der Hofleute und fremden Gäste enthalten, sind um ein Stockwerk erhöht und oben mit Zinnenmauern versehen worden. Ein Thürmchen, das sonst in der Mitte emporstieg, ist so weit abgetragen, dass es jetzt gleiche Höhe mit dem Gebäude hat, und anstatt eines andern niedrigen und einfachen Thurmes, welcher sich am Ende dieser Vorderseite erhob, steht ein hohes und prachtvolles Bauwerk, welches den Namen der jetzigen Königinn führt und die besondern Wohnzimmer der Monarchinn enthält.

Wendet man sich um die Ecke, so findet man die östliche Fronte ebenfalls sehr verändert. Zwischen dem eben erwähnten *Victoria-Thurme* und dem *Prinz-Wales-Thurme* stehen zwei andere, *Clarence* und *Chester*, alle gänzlich verschieden von dem alten Plane, wie sich aus einer genauen Vergleichung mit demselben ergiebt. Die runden Fen-

ster, welche ehemals diese Façade entstellten und ganz und gar nicht zum Charakter des Gebäudes passten, sind verschwunden und durch prachtvolle gothische ersetzt worden. Die obersten Giebel der Dächer sind mit Zinnenmauern eingefasst und dergleichen auch längs der Terrasse aufgeführt worden.

Die nördliche Fronte fällt durch den hohen und schönen *Braunschweiger Thurm* würdevoll ins Auge. Ausserdem befinden sich hier der *Cornwall-Thurm*, *Georgs IV. Thurm* und die *Elisabeths-Gallerie*, nebst zwei normännischen Thürmen, zwischen welchen ein Thor in den mittlern Hof führt. Ueber den letztern sah man sonst zwei hässliche Kuppeln, die sich wie umgekehrte Becken ausnahmen, jetzt aber durch Zinnenmauern ersetzt sind. Auch das ehemalige niedrige Thor, mit welchem sonst die Bayonnette der Soldaten häufig in Berührung kamen, ist ganz umgestaltet worden.

Derjenige Theil des Schlosses, wo der *Runde Thurm* steht, wird gewöhnlich als der mittlere Bezirk angesehen, obschon gegenwärtig keine Gränzscheide zwischen ihm und dem untern Bezirke wahrzunehmen ist. Letzterer enthält, ausser verschiedenen Thürmen, die *St. Georgs-Kapelle*, die *königliche Grab-Kapelle* (*Tomb-House*), und die Wohnungen der bei der Kapelle angestellten Personen u. a. m. Hier sind wenig äussere Veränderungen vorgenommen worden.

Der Umfang des Schlosses ist nach *Batty Langley's* Plane, 4180 Fuss oder beinahe eine (engl.) Meile. Die Länge von Osten nach Westen beträgt 1480 Fuss. Die Oberfläche innerhalb der Mauern ist 12½ Acres und 30 Ruthen. Nach Sir Jeffry's Plane hat die südliche oder Hauptfronte eine Länge von 1300, die nördliche von 1600 Fuss. Die mittlere Breite ist 4 — 500 Fuss.

Schwieriger ist es von dem Innern des Gebäudes, das allein im obern Bezirk 500 Gemächer enthält, eine genügende Beschreibung zu geben.

Der Haupteingang ist von der Seite des *Hausparks* (*Home Park*), durch ein hohes Thor, zu dessen beiden Seiten sich die schon erwähnten York- und Lancaster-Thürme erheben, zwei grossartige Bauwerke von 100 Fuss Höhe und mit vorspringenden Zinnenmauern gekrönt. Dieses Thor steht in der Verlängerung des *Langen Weges* (*Long Walk*), einer aus schönen Ulmen bestehenden Allee. Von der Stelle dieser Allee, wo die Bildsäule Georgs III. steht, hat man eine prachtvolle Ansicht des ganzen Schlosses. Das Thor ist ein Werk *Georgs IV.*, welcher am 12. August 1828 in Person den Grundstein dazu legte. Es führt in den obern Hof, ein grosses Viereck, in welches man auch durch das *St. Georgs-Thor*, an der südwestlichen Seite, und das alte *Normännische Thor*, an der westlichen Seite eintreten kann. Jenes ist für die königliche Familie, dieses bloss für ausgezeichnete

Gäste geöffnet. Das gewöhnliche Publikum wird nicht in das Innere des Hofes gelassen, sondern hat nur von einem Fusspfade aus, der vom St. Georgsthore längs dem Fusse des Runden Thurmes hinführt, Zutritt. Das erste Stockwerk der östlichen Seite des Vierecks besteht aus den Zimmern der königlichen Familie. Die auf der südlichen Seite dienen zur Aufnahme vornehmer Gäste und zur Wohnung der Hofleute. Die Staatsgemächer, mit Inbegriff des St. Georgs-Saales, der Waterloo-Gallerie, des Audienz-Saales, das Vorstellungszimmer, der Thronsaal, das Grosse Stiegenhaus u. a. sind auf der Nordseite. In Westen wird das Viereck bloss durch die Mauer des erwähnten Fusspfades geschlossen.

In das Innere durch eine in gothischem Styl überwölbte Thüre nahe am König-Johanns-Thurme, gelangt, führt den Fremden eine Treppe zuvörderst in ein kleines Vorgemach, wo sich das Bildniss des Baumeisters *Sir Jeffry Wyatville*, befindet. Aus diesem geht man in den *Tanzsaal der Königinn* (*the Queens Ball Room*), dessen ursprünglicher Plafond von *Verrio*, dem Lieblingsmaler Karls II., gearbeitet war. Andere Malereien sind von *Grinling Gibbons*. Dieser ganze Plafond ist in neuerer Zeit umgestaltet worden und enthält jetzt nur mit Gold eingefasste viereckige Felder. Unstreitig passt diese Verzierung sehr gut zu der Farbe der Wände und die schönen gothischen

Fenster tragen ebenfalls bei, dieses Zimmer zu einem der schönsten im ganzen Palaste zu machen. Ehemals waren die Wände mit Brüsseler Tapeten bedeckt, und zwei schöne Kronleuchter in dem anstossenden Saale erhöhten die Schönheit des Ganzen. Letztere waren von einem Goldschmiedt in Hanover verfertigt, auf Befehl König *Georgs I.* der mit der Ausführung so vollkommen zufrieden war, dass er 500 Pf. St. dafür bezahlte. Unter den Gemälden, welche die Wände schmücken, sind die Bildnisse der Gräfinn von *Carlisle*, der Herzoginn von *Richmond*, der Gräfinn von *Dorset*, der Frau von *St. Croix*, der Lady *Anastasia Venetia Digby*, so wie das von König *Karl I.*, Letzteres von Vandyke, auszuzeichnen.

Das *Gesellschaftszimmer der Königinn* (*The Queen's Drawing-Room*) hat einen reich mit Einfassungen von Eichenlaub und Palmzweigen verzierten Plafond, in dessen Mitte sich ein grosses Achteck befindet, welches die bekannten sinnbildlichen Gewächse, Eiche, Klee, Rose und Distel umgeben. Das mittlere Feld enthält die Wappen von England und Sachsen-Meiningen, beide von der königlichen Krone bedeckt. Andere Schilde am Ende des Zimmers enthalten die Buchstaben *W. R. (William Rex)* und *A. R. (Adelheid Regina)*. Die Gemälde in diesem Zimmer sind sämmtlich von *Zucarelli*, und stellen das Zusammentreffen Isaaks und Rebekka's, das Kind Moses, wie es die

ägyptische Prinzessinn findet, Jakob, der seine Heerde tränkt, und eilf italiänische Landschaften dar.

Das *Cabinet der Königin* (*the Queens Closet*) ist ein kleines längliches Viereck, dessen Plafond reiche Frucht- und Blumengewinde schmücken. Medaillons im mittlern Felde enthalten die Worte: *Adelaide Regina*, 1836, mit der Krone darüber. Die Einrichtung des Zimmers besteht in zwei grossen Spiegeln mit silbernen Rahmen, silbernen Tischen und Kronleuchtern, kleinen vergoldeten Stühlen mit Kappen von lichtblauer Seide, und zahlreichen schönen Gemälden, unter welchen die Bildnisse des Herzogs von *Hamilton*, Stallmeisters Karls I., von Hannemann, des Herzogs von *Norfolk* und *Edwards VI.*, von Holbein, rühmende Erwähnung verdienen.

Das *Cabinet des Königs* (*the Kings Closet*) wurde von Georg III. vergrössert und Jupiter mit der Leda am Plafond musste dem heil. Georg mit dem Drachen seine Stelle einräumen. Aber auch das letztere Gemälde ist jetzt entfernt und statt dessen erscheint in der Mitte des Plafonds der Stern des Hosenbandordens nebst andern goldenen Verzierungen und den Buchstaben *W. R.* Das Zimmer ist reich an Gemälden von den berühmtesten Meistern. Bemerkenswerth sind: die Geizhälse, von Mattys; Kaiser Karl V., eine Copie nach Titian; das heil. Abendmahl, von Rubens (unter den als Zuschauer umherstehenden Personen

ist ein alter Mann mit einer Brille auf der Nase!); u. St. Peters Befreiung aus dem Gefängnisse von Steenwyck (neben den schlafenden Kriegsknechten liegen Musketen und Spielkarten!).

Das *Rathszimmer des Königs* (*the King's Council Room*) ist sowohl der Grösse als der Ausschmückung nach ein höchst prachtvolles Gemach. Der ältere Plafond war von Verrio und stellte *Karl II.* in voller Staatskleidung auf dem Throne sitzend dar, wie er Huldigungsgeschenke aus allen vier Welttheilen empfing, u. s. w. An der Stelle dieser Malerei befindet sich jetzt das Kreuz des Hosenbandordens mit den Buchstaben *C. R.* und der Jahrzahl 1660. — Unter den zahlreichen Wandgemälden sind die Bildnisse des Herzogs von *Marlborough*, *Luthers*, von Holbein, und des Prinzen *Rupert*, von Honthorst, lobpreisend zu erwähnen.

Der Plafond in des *Königs Gesellschaftszimmer* (*the Kings Drawing-Room*) besteht aus abgesonderten Feldern; in der Mitte ein Stern und ein Kranz von Eichenlaub; rings um das Zimmer läuft eine hübsche Einfassung von Rosen, Disteln und Kleeblättern u. s. w. Die Gemälde sind sämmtlich von *Rubens*. Das Porträt des Herzogs *Albert von Sachsen-Teschen* wird um der zauberischen Wirkung willen bewundert, die das schief auf den Reiter und das Pferd einfallende Licht hervorbringt. — Bei dem feierlichen Einzuge des Prinzen

Ferdinand in Antwerpen, im J. 1635, wurden verschiedene Triumphbogen errichtet und mit allegorischen Malereien verziert, welche auf die Siege des Prinzen Beziehung hatten. Sie waren natürlich in grosser Eile gearbeitet worden, aber eines derselben, von Rubens, welches sich hier in diesem Zimmer befindet, die Schlacht bei Nördlingen, verdient sowohl um der Zeichnung als des Colorits willen, bewundert zu werden.

Das Vorzimmer ist ebenfalls mit einem Stern und vergoldetem Eichenlaub verziert und die mit polirtem Getäfel überkleideten Wände enthalten die Meisterstücke von West. Eine Büste der Königinn *Philippa* steht auf einem vorspringenden Kamin-Gesims in einer Ecke des Zimmers, und die ihres Gemahls, *Edwards III.* auf einem ähnlichen Vorsprung in der entgegengesetzten Ecke.

Von den an den Wänden vorgestellten kriegerischen Malereien ist die Schlacht von *Poictiers* unstreitig die ruhmvollste für die englischen Waffen. Am Tage dieser Schlacht, wo 60000 von 12000 geschlagen wurden, gerieth König *Johann* von Frankreich in die Gefangenschaft und wurde nach *Windsor* geführt. Das Gemälde enthält treue Bildnisse der ausgezeichnetsten Krieger und auch die verschiedenen Wappenschilde sind genau dargestellt. — Die Uebergabe von *Calais* und die Schlacht von *Neville* sind ehrenvolle Denkmähler der Königinn *Philippa*, der Gemahlinn Edwards. Auf

dem erstern Bilde ist sie auf einem weissen Streitross dargestellt, in Abwesenheit ihres Gemahls die Truppen anführend und sie zum Gefecht ermunternd, welches mit der Niederlage und Gefangennehmung des tapfern Königs *David* von Schottland endigte. Das letztere Gemälde zeigt sie nicht mehr als Kriegerinn, sondern als edle, grossherzige Frau, welche nur durch Zureden und Ermahnungen herrscht und, obwohl nur schwaches Weib, dennoch als Siegerinn erscheint.

Der Thronsaal ist ein äusserst glänzendes Gemach. Der sehr reich verzierte Plafond enthält in der Mitte mehre Bänder des Hosenband-Ordens, welche durch Medaillons mit den Bildnissen St. Georgs und des Drachen, in Gold und Silber eingefasst, verbunden sind. Auch ist in diesem Saale ein Gemälde von *West*, welches vielleicht unter allen, die auf Englands Geschichte Beziehung haben, als das wichtigste betrachtet werden muss Die Scene ist das Innere der St. Georgs-Kapelle zu Windsor, wo die Bischöfe von Winchester und Salisbury eben Hochamt halten, während König Edward III., seine Gemahlinn und die Ritter um den Altar her knieend beten. Die Zuschauer bilden eine wahre Milchstrasse weiblicher Schönheiten, ganz nach der Federzeichnung von *Froissart*. Viele Figuren sind Porträts, z. B. der König und die Königinn, der Schwarze Prinz, der König von

Schottland, die schöne Gräfinn von Kildare und die königlichen Kinder.

Aus dem Thronsaale gelangt man in den grossen *Ballsaal*, welcher durch zwei andere Thüren mit dem *St. Georgs-Saal* (*St. Georgs Hall*) und der *Waterloo-Gallerie* in Verbindung steht. Diese vier Säle bilden eine Gesammtheit von Pracht, wie sie wahrscheinlich nirgends weiter in Europa gefunden wird. Der Ballsaal ist 90 Fuss lang, 34 breit und 33 hoch. Die Waterloo-Gallerie hat eine Länge von 98 Fuss, eine Breite von 47 und eine Höhe von 45. Bei der St. Georgs-Halle beträgt die Länge 200, die Breite 34 und die Höhe 30 Fuss. Der *Ballsaal* ist reich mit Spiegeln ausgeschmückt und die Wände sind mit kostbaren Tapeten behangen, welche die Mythe von Jason und dem Goldenen Vliess darstellen. Die Wände und die Decke sind fast nur eine einzige Masse von Vergoldung, aber Alles so zart und geschmackvoll ausgeführt, dass man nirgends Flitterwerk oder Ueberladung wahrnimmt. An der Nordseite ist ein grossartiges gothisches Fenster, welches eine schöne Aussicht gewährt.

Von der Grösse, Schönheit und Pracht der *Waterloo-Gallerie* kann nur eine Abbildung einen Begriff geben. Man glaubt aber, dass die fünf gewaltigen Kronleuchter, welche von der Decke herabhangen, den Saal eher entstellen als verschönern. Ritchie erklärt sie für Denkmähler des

schlechten Geschmacks Wilhelms IV. Die jetzige Königinn soll Willens seyn, sie zu beseitigen; man weiss aber keinen andern schicklichen Platz für sie aufzufinden. — Die zahlreichen Porträts stellen sämmtlich Personen dar, welche mittel- oder unmittelbar bei der Schlacht von *Waterloo* betheiligt waren.

Der *St. Georgs-Saal* hat durch die Entfernung des Deckengemäldes von *Verrio*, welches eine allegorische Lobpreisung Karls II. enthielt, sehr gewonnen. Der neue Plafond ist im gothischen Style, nach einer Zeichnung von *Sir Jeffry Wyatville*. Das Ganze ist in 15 grosse Felder abgetheilt, deren jedes wieder aus 24 kleinern besteht, und jedes von diesen enthält zwei Schilde mit den Wappen aller Ritter des Hosenband-Ordens, seit der Errichtung desselben bis auf die gegenwärtige Zeit. An den Balkenköpfen sieht man Ritter in vollständiger Rüstung, mit den Schilden der ersten 26 Ritter des Hosenband-Ordens. Die beiden am östlichen Ende des Saales sind *Edward III.* und der *Schwarze Prinz*. — An der südlichen Seite dieses majestätischen Saals sind 13 hohe gothische Fenster, und an der gegenüber stehenden Wand eben so viele Nischen, welche die Bildnisse der letzten 12 Beherrscher Englands: *Jakob I.*, *Karl I.*, *Karl II.*, *Jakob II.*, *Maria*, *Wilhelm III.*, *Anna*, *Georg I.*, *Georg II.*, *Georg III.*, *Georg IV.* und *Wilhelm IV.* enthalten.

Der *Waffensaal* (*Armory* auch *Guard Chamber*) ist jetzt ganz und gar umgestaltet worden. Seine Länge ist 78, die Breite 31 und die Höhe ebenfalls 31 Fuss. Was beim Eintritt zuerst ins Auge fällt, ist eine Bronzebüste *Lord Nelsons*, auf einem Piedestal, welches aus einem Stücke vom Maste der Victory besteht. Zu beiden Seiten stehen die Büsten *Marlboroughs* und *Wellingtons*. Verschiedene Nischen enthalten Figuren in alterthümlicher Rüstung, namentlich *Karl I.*, als Prinzen von Wales, *Heinrich*, Prinzen von Wales, Lord *Howard*, den Herzog von *Braunschweig*, den Grafen von *Essex* und den Prinzen *Rupert*. Ueber der Büste Marlboroughs hangt das grosse französische Banner, welches in der Schlacht von *Blenheim* erobert wurde. In gleicher Weise sieht man über Wellingtons Büste die erbeuteten dreifarbigen französischen Fahnen.

Das *Vorstellungszimmer der Königinn* (*the Queens Presence Chamber*) ist 49¼ Fuss lang und 23½ Fuss breit. Der Plafond enthält eine allegorische Gruppe von *Verrio*, die Königinn Katharina in Begleitung der Cardinal-Tugenden; voraus die Fama mit der Posaune, und die Gerechtigkeit, welche den Verrath, den Neid und die Zwietracht wegtreibt. Die Wände sind mit Gobelins und mit Bildnissen der Herzoginn von *Orleans*, jüngster Tochter Karl I., und zweier Prinzessinnen von *Braunschweig* ver-

ziert. Letztere hält man für eine Arbeit von *Mytens*, eines Zeitgenossen Vandykes.

In dem *Audienz-Zimmer der Königinn* (*the Queens Audience Chamber*), hat *Verrio* abermals die Königinn *Katharina* dargestellt, und zwar im Charakter der *Britannia*, welche in einem Siegeswagen von Schwänen zu dem Tempel der Tugend geführt wird, während Pomona, Flora und andere Göttinnen sie begleiten. Die Wandtapeten sind eine Fortsetzung von denen des vorigen Saales. Die wenigen Gemälde sind meistens von *Honthorst*, welcher den Schwestern Karls I. Unterricht ertheilte, von denen es zwei, die Prinzessinn *Sophie* und die Aebtissinn von *Maubuisson*, zu beträchtlicher Vollkommenheit gebracht hatten.

Alles bisher Beschriebene gehört zum obern Bezirke (*Upper Ward*) des Schlosses, so weit dieser dem grossen Publikum zugänglich ist; derjenige Theil desselben, welcher die Privatgemächer der königlichen Familie enthält, wird nur einzelnen Personen und auf besondere Erlaubniss gezeigt, und nur dann, wenn der Hof nicht in Windsor sich aufhält. Der Verfasser gehörte unter die vorzüglich Begünstigten, welche zu der Zeit, wo der König und die Königinn von Belgien als Gäste hier waren, diese »Terra incognita« des Schlosses — wie er sich ausdrückt — betreten durften.

»Wir waren ganz unvorbereitet auf die Pracht der Vorhalle und des Stiegenhauses. Man glaubt

im ersten Augenblicke, in einen majestätischen Tempel einzutreten; besonders wird diese Täuschung durch die Doppelreihe von Säulen und die düstere Beleuchtung hervorgebracht. Den Mangel an Tageslicht ersetzt indessen einigermassen auf eine künstliche Weise ein ungeheurer Spiegel in Form einer Thüre, welcher das Bild des unterhalb der Hauptstiege fliessenden Stromes zurückwirft. Anstatt diese Treppe hinaufzugehen, betraten wir einen Gang zu ebener Erde, welcher in die *Küche*, die *Zuckerbäckerei* und andere damit in Verbindung stehende Gemächer führte. Unter diesen ist eine eigene Abtheilung zu bemerken, welche bloss zur Bereitung des Kaffehs bestimmt ist. Besonders verdient die grossartige Küche gesehen zu werden; sie hat im Ganzen seit der Zeit Edwards III. wenig Veränderungen erlitten. Unter andern Merkwürdigkeiten sieht man rechts beim Eintritte einen ungeheuern Herd, auf dem nöthigenfalls ein ganzer Ochs gebraten werden könnte.«

»Zwischen der Küche und dem Speisesaal ist der Raum nicht grösser als in dem Hause eines wohlhabenden Privatmannes; ein Beweis, wie vieles Andere in diesem ungeheuern Gebäude, dass man überall Bequemlichkeit und Passlichkeit zu berücksichtigen gesucht hat. Nichts ist dem Effekt aufgeopfert und dennoch ist dieser wie nirgend anderswo erreicht worden. Auch die *Silberkammer* befindet sich in diesem Theile des Erdgeschosses

und enthält eine Masse von Tischgeräthschaften, deren Werth auf 300000 Pfund Sterling geschätzt wird.«

»Wir gehen nun die Treppe hinauf und begeben uns durch ein Zimmer des Achteckigen oder Braunschweiger Thurmes, in den *Privat-Speisesaal.* Dieses prachtvolle Gemach fällt weit mehr in die Augen als selbst der grosse Staats-Speisesaal. Die fast aus lauter Goldverzierungen bestehenden Wände enthalten ungeheure Spiegel. Auf einem Seitentische steht eine Vase von vergoldetem Silber, so gross, dass sechs Menschen sie tragen müssen. Uebrigens hat dieses Spielzeug Georgs IV., ausser ihrem Silberwerthe und ihrer Grösse, nichts Merkwürdiges. Die Zimmereinrichtung ist der Pracht des Ganzen angemessen. Die Fenster bieten eine schöne Aussicht nach Norden und Osten dar.«

Das nächste Appartement ist ein grosser Saal, welcher gelegenheitlich auch zum Tanzen gebraucht wird. Aus diesem kommt man in das kleine *Chester Gesellschaftszimmer,* welches wieder mit dem *Frühstücks-Zimmer* in Verbindung steht. Unter diesen Gemächern ist der *Privatgarten* der königlichen Familie, einen Raum von 400 Fuss ins Gevierte einnehmend, aus Blumenparthien und Spaziergängen, mit untergemischten Bildhauer-Verzierungen, bestehend. Am Ende des Gartens erhebt sich eine breite, 250 Fuss lange Terrasse mit einer Orangerie.

Vom Frühstücks-Zimmer bis zum *Victoria-Thurme*, welcher das äusserste Ende dieser Façade bildet, zieht sich eine lange Reihe von Zimmern hin, welche höhern und niedern Hofleuten zur Wohnung dienen. Der genannte Thurm selbst enthält ein bequemes Wohn- und Schlafzimmer der jetzigen Königinn, mit eigner Treppe und besonderm Eingange.

Um die dem Publikum zugänglichen Privat-Appartements kennen zu lernen, müssen wir zum *Normännischen Thurme* zurückkehren, welcher das nördliche Ende des obern Bezirks bildet. Hier beginnt eine Reihe von Gemächern, die ihrer Bestimmung nach ein Ganzes, die *Elisabeths-Gallerie*, bilden, welche gegenwärtig zu einer grossen und prachtvollen *Bibliothek* umgeschaffen ist. Sie ist in gothischem Styl eingerichtet und vielleicht weniger verändert als die meisten andern Theile des Schlosses. Was aber dem Besucher dieser schönen Büchersammlung am besten gefällt, das sind die grossen Fenstervertiefungen und die weiten Nischen an der gegenüberstehenden Wand, welche man als eben so viele kleine Einsiedeleien betrachten darf, wo die Lesenden, wenn ihrer nicht allzuviel zusammen kommen, sich ungestört, ohne einander zu sehen oder zu hören, vertheilen können. Ein grosser, von *Sir Jeffry* mit vielem Geschick angebrachter Corridor verbindet alle diese Büchersäle mit einander. Er beginnt bei der St.

Georgs-Halle und endigt am Edwards-Thurme, so dass seine Länge 560 Fuss beträgt. Die Breite ist überall die eines geräumigen Wohnzimmers und er ist mit Stühlen, Tischen, Sofas, Bänken, Cabinets, Gemälden, Büsten, Bildsäulen und andern Verzierungen aller Art so verschwenderisch ausgestattet, dass man, um eine Vorstellung davon zu geben, einen eignen Katalog anfertigen müsste. Eine Stunde, ja ein Tag ist nicht hinreichend, um Alles zu betrachten; eine volle Woche wenigstens würde dazu nöthig seyn. Bei schlechter Witterung dient der Corridor dem Hofe zum Spaziergang. Zahlreiche Thüren setzen dieses schöne Werk der Baukunst mit andern Zimmerreihen und den Vorhallen verschiedener Treppen-Aufgänge in Verbindung.

»Wir haben nun« — fährt Ritchie fort — »einen allgemeinen Begriff von dem obern Bezirke des Schlosses zu geben versucht; aber eine genaue Beschreibung ist nur von einem einzigen jetzt lebenden Manne zu erwarten und dieser ist *Sir Jeffry Wyatville* selbst. So vollständig hat er das Schloss zum Erzeugniss seines eignen Genius gemacht, dass Niemand anders als er selbst anzugeben vermag, was ihm und was seinen Vorgängern gehört. Wir haben einen schriftlichen Befehl von Georgs IV. eigener Hand gelesen, worin er *Sir Jeffry* auffordert, eine Beschreibung seines grossen Bauwerks zu verfassen, und eine zweite

Missive von der Königinn Victoria, welche jenen Befehl wiederholt. Sir Jeffry hat bereits eine Menge vorbereitender Materialien zu diesem Werke gesammelt. Seine Zeichnungen kosten ihm bis jetzt schon 3000 Pfund, und was noch dazu fehlt, wird wahrscheinlich eine noch grössere Summe ausmachen. Georg IV. war Willens, Exemplare des Werkes an alle Monarchen Europas zu verschenken.«

Ritchie giebt im XX. Kapitel einen Bericht über die unter dem Namen der »Schönen König Karls« bekannten weiblichen Portraits, welche sonst das Schlafzimmer der Königinn schmückten. Da sie aber gegenwärtig nach *Hampton Court* gebracht worden und also nicht mehr zu *Windsor* gehören, so glauben wir dieses Kapitel überschlagen zu dürfen.

Ein merkwürdiger Bestandtheil des Schlosses ist das ehemalige Burgverliess (*Keep*) oder der *Runde Thurm*, zwischen dem obern und untern Bezirke des Schlosses. Er ist auf einem künstlichen Hügel errichtet, und da er weit über alle andern Theile des Schlosses emporragt, so fällt er besonders stark ins Auge. Gleich am Anfange der vom Landungsplatze hinaufführenden, aus hundert Stufen bestehenden steilen Treppe, befindet sich eine Kanone, welche den Ehrfurcht gebietenden Eindruck verstärkt, den das Ganze auf den Ankommenden macht. Ein gewölbtes

Thor leitet in das Innere des Thurmes. An den Seiten führen kleine Pforten zu einer Batterie von 17 Stück Geschütz, die einzige Vertheidigung dieser Art, mit welcher das Schloss gegenwärtig versehen ist.

Die Aussicht von der obersten mit einer Zinnenmauer umgebenen Platform hat vielleicht in ganz England nicht ihres Gleichen. Die Windungen der Themse durch ein vergleichungsweise flaches Land, die üppigen Parks, die dunkeln Wälder, die Felder und Gärten dazwischen, die Städte, Dörfer, Schlösser, einzelne Hütten durch die Bäume hervorblickend — Alles vereinigt sich zu einem grossen Landschaftsgemälde, welches eben so sehr das Herz entzückt, als es die Einbildungskraft angenehm beschäftigt. Die Grafschaften Middlesex, Essex, Hertford, Berk, Oxford, Wilt, Hant, Surrey, Sussex, Kent und Bedford übersieht man mit einem einzigen Blick: auch ist bei reiner Luft die Kuppel der St. Paulskirche in London deutlich zu unterscheiden.

Es versteht sich von selbst, dass bei einer solchen Lage auch das Schloss nach vielen Seiten hin eine ausgezeichnete Ansicht darbieten müsse. Folgendes sind die vornehmsten Standpunkte, von welchen aus Windsor am schönsten ins Auge fällt: 1) der Spielplatz des Collegiums zu *Eton*. Man hat hier eine sehr vortheilhafte Ansicht von der ganzen nördlichen Fronte des Schlosses, welche

die Terrasse, den Braunschweiger-, Georgs III. und Winchester-Thurm, die Staats-Gemächer und die Elisabethsche Gemälde-Gallerie enthält. 2) der Weg durch die Felder, welcher von dem kleinen Dorfe *Clewer*, etwa eine Meile westlich von der Stadt, zum Schlosse führt. Dieser Weg läuft fast parallel mit der Themse und gewährt einen guten Ueberblick der Stadt und der südwestlichen Fronte des Schlosses; 3) der Fusssteig, der von Windsor nach *Datchet* führt Diese Ansicht umfasst einen Theil der südlichen und östlichen Fronte mit den Appartements der Königinn. Vor derselben sieht man die neue fünfseitige Terrasse, mit Bastionen an den Ecken, einen Raum umschliessend, auf welchem ein schöner Blumengarten angelegt ist. Zugleich bildet diese Terrasse einen schönen Vordergrund für die massiven und stattlichen Thürme, die sich hinter derselben erheben. Der allgemeine Umriss des Gebäudes, wie er sich von diesem Theile des Parks darstellt, ist, besonders bei Mondschein gesehen, im höchsten Grade entzückend; 4) der *Schneehügel* (*Snow Hill*), eine Anhöhe am entferntesten Ende des Langen Weges (*Long Walk*), mit einer riesenhaften Reiterbildsäule *Georgs III.* von Westmacott. Die Ansicht des Schlosses von hier aus gehört ebenfalls unter die schönsten in der ganzen Umgebung desselben.

Der Umfang des *Runden Thurmes* ist 302 Fuss, die Höhe 230 Fuss. Auf der obersten Platform erhebt sich ein Flaggenstock von 73 Fuss Höhe, mit einer Flagge von 36 Fuss Länge und 8 Fuss Breite, welche aber nur zu der Zeit, wo die Königinn das Schloss bewohnt, entfaltet wird. Dieser Thurm war ehemals die Wohnung des Schloss-Gouverneurs, eines ansehnlichen Beamten, dem unter Anderm auch die Aufsicht über die hier verwahrten ausgezeichneten Staatsgefangenen anvertraut war. Während der Regierung *Edwards III.* befanden sich hier die Könige *Johann* von *Frankreich*, und *David* von *Schottland*, als Gefangene des Schwarzen Prinzen und der unerschrockenen Königinn Philippa. Das Lange Parlament und Oliver Cromwell schickten viele Anhänger der royalistischen Parthei hieher; namentlich schmachteten die Grafen von *Lauderdale* und *Lindsay* mehre Jahre hier und wurden erst unter der Restauration in Freiheit gesetzt. Der Marschall von *Belleisle*, der in den teutschen Kriegen unter der Regierung Karls II. gefangen genommen wurde, war der Letzte, dem dieser Thurm zum gezwungenen Aufenthalte diente. Der erste Gouverneur des Schlosses war *Walter Fitz Other*, Ahnherr der Grafen von *Plymouth* und einer von den Rittern Wilhelm des Eroberers, welcher ihm dieses Amt mit dem Titel eines Castellans übertrug, seit welcher Zeit diese Familie das Prädikat *de Windsor*

ihren übrigen Titeln vorsetzt. Gegenwärtig versieht diesen Posten der Graf von *Munster*.

Der Runde Thurm ist jetzt grösstentheils von Hofleuten der niedern Klassen bewohnt; zuweilen werden auch den jüngern Gästen des Hofes Gemächer hier angewiesen. Für ältere Personen ist er wegen seiner Entfernung von den Staatszimmern zu unbequem. Die von *Evelyn* beschriebene Waffensammlung ist in den Waffensaal übergetragen worden, so dass der Runde Thurm jetzt nichts Merkwürdiges mehr aufzuweisen hat.

In den untern Bezirk (*Lower Ward*) des Schlosses gelangt man durch das Hauptthor König Heinrichs VIII., wo dem Eintretenden sogleich die *St. Georgs-Kapelle* in die Augen fällt. Dieser Bezirk enthält überdiess den *Winchester-Thurm*, den *Salisbury-Thurm*, den Thurm des *Hosenband-Ordens* und den *Julius Cäsars-* oder *Glocken-Thurm*. Bei der Kapelle sind nördlich die Wohnungen der Geistlichen, südlich und östlich die der s. g. Armen Ritter (*Poor Knights*) *), und westlich die der geringern Kirchendiener, in den von Edward IV. erbauten s. g. Hufeisen-Kreuzgängen (Horseshoe-Cloisters). Letztere enthalten mehre Grabsteine und Denkmähler mit Inschriften. In dem von den höhern Geistlichen bewohnten Innern befindet sich

*) Eine ursprünglich von K. Edward III. herrührende Hospital-Stiftung für alte und dürftige Offiziere adeligen Standes.

auch die Bibliothek der Kapelle. Nördlich führt eine steinerne Treppe, die s. g. Hundert Stufen, zu einer Pforte, und von dieser eine andere Treppe längs dem Abhange des Hügels bis zum Eingange der Stadt.

Die *königliche Gruft* (*Royal Tomb-house*) befindet sich am östlichen Ende der Kapelle. Sie wurde ursprünglich von Heinrich VIII. für ihn und seine Nachfolger gebaut, welcher aber später der Westminster-Abtei den Vorzug gab. Im J. 1646 wurde sie von den Republikanern geplündert und zerstört, und blieb in Verfall bis zur Thronbesteigung *Georgs III.*, welcher sie als Todtengruft wieder herstellen und eine Reihe von Katakomben, 15 Fuss tief unter dem Boden, bauen liess, welche Raum für 81 Särge enthalten. Den Eingang bildet ein unterirdischer Gang unter dem Chor der Kapelle. In neuerer Zeit sind hier beigesetzt worden: die Prinzessinn *Amelia*, † 14. Nov. 1810; die *Prinzessinn Charlotte*, † 19. Nov. 1817; die *Königinn Charlotte*, † 2. Dez. 1818; der Herzog von *Kent*, † 12. Febr. 1820; König *Georg III.*, † 16. Febr. 1820; der Herzog von *York*, † 20. Jan. 1827; König *Georg IV.*, † 15. Juli 1830; König *Wilhelm IV.*, † 8. Juli 1837. —

Die Dechantei steht am östlichen Ende der Gruft und enthält nebst dem Saale des Hosenband-Ordens (*Garter-Room*), wo die Ritter ein-

gekleidet werden, verschiedene merkwürdige Alterthümer.

Das Innere der *St. Georgs-Kapelle* ist eines der schönsten Muster des zierlichen Baustyles, welcher in älterer Zeit allgemein in England beliebt war. Die in elliptischer Form sich über den hohen und schlanken Pfeilern wölbende Decke macht einen überraschenden Eindruck. Zu beiden Seiten des Chors sind die Stände für die Ritter des Hosenband-Ordens, mit alterthümlichem Schnitzwerk verziert und die Ordenszeichen der Ritter enthaltend. Ausserdem verdienen die Glasmalereien der Fenster für sich allein einen Besuch der Kapelle. An der Westseite nimmt ein grosses Fenster die ganze Breite des Schiffes ein. Es besteht aus drei Abtheilungen, deren jede wieder in fünf Felder eingetheilt ist, und welche aus gemalten Fenstern der ältern Kapelle genommen sind. Sie stellen Heilige und Monarchen dar, deren viele noch erkennbar sind. Das östliche Fenster des Chors und die Flügelfenster sind gleichfalls mit Glasmalereien, nach Zeichnungen von *West*, geschmückt. Als ein Uebelstand muss gerügt werden, dass der Chor so vollständig von dem Schiffe abgesondert ist, dass wenn die Flügelthüren nicht offen stehen, man ihn für den Bestandtheil eines andern Gebäudes halten könnte, während die Oeffnungen der Flügel an beiden Seiten des Chors zu schmal und unbedeutend sind, um diesen

ungünstigen Eindruck zu verbessern. Die Sitze für den Monarchen und die Prinzen von Geblüt sind am Eingange unter dem Stockwerk, wo die Orgel ist, angebracht. Gegenüber befindet sich der Altar. Hinter dem Sitze eines jeden Ritters sieht man auf einer Kupfertafel sein Wappen, so wie den Namen und Titel. Nach seinem Tode werden die Ordenszeichen abgenommen, aber die Platte bleibt. Unter den Platten aus älterer Zeit sind mehre besonders merkwürdig, z. B. die des römischen Kaisers Sigismund, 1418; *Kasimirs*, Königs von Polen, 1452; *Karls V.* und *Franz I.* u. a. m.

Der Chor wurde von *Edward III.* gebaut, durch *Edward IV.* erweitert und von *Heinrich VII.* und mehren seiner Nachfolger, besonders von *Georg III.*, verschönert. Der Altar und seine Verzierungen sind fast ganz in neuerm Geschmack. An der Nordseite des Altars ist das *Kabinet der Königinn* (*Queens Closet*). Ausserdem enthält die Kapelle Denkmähler und Grabstätten *Edwards IV.* und seiner Gemahlinn *Elisabeth Widville*, *Georgs*, Herzogs von Bedford, und *Mariens*, fünfter Tochter Edwards IV., ferner des Grafen von *Lincoln*, Gross - Admirals unter der Königinn Elisabeth, *Richard Beauchamp*, Bischofs von Salisbury.

Auch die Seitenkapellen, wie die *Oxenbridge-Chapel*, *Aldworth-Chapel*, *Bray-Chapel*, *Beaufort-Chapel*, *Urswich-Chapel* u. a. m., verdienen Erwähnung. Letztere enthält das Grabmahl der Prinzessinn *Charlotte*, über dessen Kunstwerth sehr verschiedene Meinungen herrschen.

II.

ALTES UND NEUES AUS OST-INDIEN.

Nach *Bacon* *).

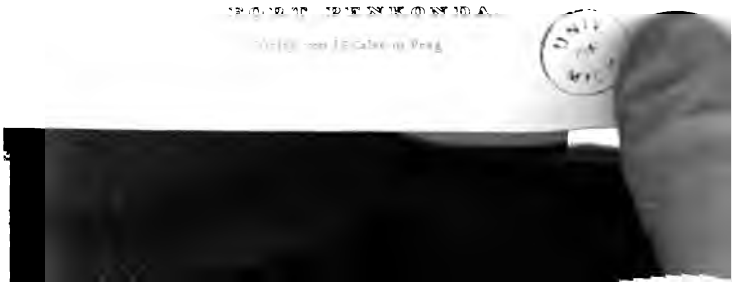
In der Kette von Felsenhügeln, welche die nordöstliche Gränze des Königreichs Meisur (Mysore) bildet, zeichnet sich ein befestigter Berg, *Penkonda* genannt, durch kühne Formen und malerische Schönheit aus. Gar Vieles erinnert hier an die vorige Grösse der Beherrscher von Meisur und Dekkan. Verfallne Paläste und andere Bautrümmer, theils mohammedanischen theils hindu-schen Ursprungs, liegen in seltsamer Verwirrung durch einander, und zuweilen findet man die gro-

*) *The Oriental Annual*; etc. etc. London, 1840.

teskeste Vermischung jener Baustyle an einem und demselben Gebäude beisammen, eine Folge des wechselnden Besitzstandes, da der Ort von einer Macht an die andere überging, je nachdem diese oder jene stieg oder fiel.

Penkonda war die Festung, wohin sich *Ram Radscha* von *Bischanaggar* (in der Provinz Bedschapur) vor den vereinigten Heeren der mohammedanischen Beherrscher Dekkans flüchtete, nachdem seine Armee auf den Ebenen von Talikotta gänzlich aufs Haupt geschlagen worden war. Hier sammelte er die wenigen Reste seiner Truppen und unternahm damit einen beschwerlichen und ermüdenden Zug nach seiner Hauptstadt Bischanaggar, die er geplündert und verödet fand. Der Gram über diesen neuen Verlust war so ungeheuer, dass der Radscha, obschon noch in der Blüthe der Jahre, bald nachher starb. Sein Nachfolger gab die Hauptstadt auf und trug mit dem Wenigen, was ihm an Macht geblieben war, seinen kleinen Hof nach *Penkonda* über, wo er, wahrscheinlich weil er Niemanden mehr gefährlich werden konnte, bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, während ganz Vorder-Indien zahlreichen auf einander folgenden Umwälzungen preisgegeben war, unbelästigt blieb.

Die Hindu-Tempel in Penkonda dienen noch jetzt bisweilen zu religiösen Versammlungen; doch scheinen die verschiedenen Gräber mohammedani-



[illegible] Vermischung jener [illegible] an [illegible] [illegible] eine Folge des wechselnden [illegible] der Ort [illegible] einer [illegible] [illegible] hoch [illegible]

[illegible] sich *Ran* [illegible] der Provinz Bed- [illegible] der moham- [illegible] rischer [illegible] flüchtete, nach [illegible] von Tahkotta [illegible] war. Hier [illegible] seiner Truppen und [illegible] und [illegible] Bischa- [illegible] ver [illegible] fand. Der [illegible] war so unge- [illegible] noch in d[illegible] [illegible] starb. Sein Nach- [illegible] trug mit dem [illegible] war, [illegible] kleinen [illegible] nach *P*[illegible] [illegible] wo er, wahr- [illegible] gefährlich wer- [illegible] Jahr- [illegible] zahlreichen [illegible] preisgegeben [illegible]

[illegible] noch [illegible] doch [illegible]

FORT PENKONDA.

Verlag von J. G. Calvé in Prag

UNIV. OF MICH.

scher und hinduscher Heiligen, mit welchen die hohen Felsen jenseits der Stadt bedeckt sind, in höherem Grade verehrt zu werden. In dem dem Lingam-Dienste geweihten Tempel soll, nach der Versicherung der Brahminen, seit der Erbauung desselben, also wenigstens seit 400 Jahren, eine s. g. ewige Lampe brennen.

Die Einwohner von Penkonda und der nächsten Umgebung sind ihren Sitten, Gebräuchen und Begriffen nach höchst einfache und unverdorbene Menschen. Sie besitzen nicht jene niedrige Verschlagenheit, die mit dem Charakter der heutigen Hindus unzertrennlich verbunden zu seyn scheint. Obschon eben so abergläubisch wie alle ihre Landsleute, sind sie doch nichts weniger als bigott und gehässig gegen Mohammedaner oder Christen. Die Priester sagen, dass hier die jetzt in ganz Indien herrschende Sitte entstand, denjenigen, welcher Beweise von Menschenliebe giebt, für glücklicher zu halten als denjenigen, der sie empfängt. Wenn sie daher Almosen austheilen, so danken sie dem Armen dafür, dass er sie annimmt. Höchst seltsam und lächerlich ist die Art, wie sie sich für eine empfangene Beleidigung rächen. Sie führen nämlich einen Esel vor die Hausthüre ihres Feindes und schlagen ihn hier todt. Das Haus wird dadurch für unrein erklärt und die ganze Familie muss es augenblicklich verlassen. Sollte Jemand darin verweilen, bis das Blut des erschlagnen

Thieres. kalt geworden, so kann er nur durch eine Menge religiöser und beschwerlicher Gebräuche und nicht ohne grossen Kostenaufwand gereinigt werden.

Die Moschee *Schir Schah* ist wahrscheinlich das hübscheste Gebäude in Penkonda, und muss, wenn sie von dem Fürsten errichtet worden, dessen Namen sie führt, beinahe dreihundert Jahr alt seyn. Sie ist von dunkelgrauem Granit mit kunstreichen Verzierungen an den Gesimsen aus einem pechschwarzen Gestein, welches Hornblende zu seyn scheint. Hinter der Moschee erhebt sich steil ein 5- bis 600 Fuss hoher, dem Anscheine nach unersteiglicher Berg, theilweise mit Gesträuch und Buschwerk bewachsen, aus welchem nach allen Seiten scharfeckige Felsenmassen hervorragen. An andern Stellen ist keine Spur von Pflanzenwuchs zu sehen, sondern nur kahle Felsblöcke sind auf einander gethürmt, auf welchen hie und da ein Grabmahl, ein Altar, oder eine Verschanzung angebracht ist, ohne dass man einen Pfad erblickte, auf welchem man dahin gelangen könnte. Auf dem Gipfel des Berges steht zwischen zwei fantastischen Piks die Festung, eine ungeheure Masse von Mauerwerk, von der man glauben könnte, dass sie durch ihre Schwere den Felsgipfel gespalten hätte und im Begriff sei, in die Tiefe des Erdbodens hinabzusinken. Innerhalb der Mauern dieser Bergveste befinden sich die Trümmer ver-

schiedener Paläste und Tempel. Die ganze
gebung ist wild und öde, schauerlich und gro
artig. Hier war es, wo um die Mitte des fün
zehnten Jahrhunderts, die Armee des berühmten
Mallek al Tidscha durch einen unbedeutenden
Radscha, Namens Sirkeh, vernichtet wurde.

Die Namen der Ortschaften in Ost-Indien ver-
danken ihren Ursprung meist einem Umstande, der
mit der Geschichte oder den Verhältnissen der
umliegenden Gegend in Verbindung steht. *Ilitschpur*
(*Elichpoor*), oder wie es die Eingebornen aus-
sprechen, *Ilatschipur*, und der Reisende, welcher
der Cardamomen«, und der Reisende, welcher
Nachtlager hier aufzuschlagen gedenkt, wird
leicht allerlei köstliche Wohlgerüche, ge
Speisen und andere Annehmlichkeiten
hoffen, bis er erfährt, dass die Stad
zwischen zwei Flüssen liegt, welche S
genfluss) und *Büschan* (Skorpion
indessen sind diese gefährlichen
weiss, hier nicht eben häufige
genden des Landes.

Ilitschpur ist die an
Provinz *Berar*. Die Fest
Ausdehnung, aber sch
nur die natürliche
Feindes erschwer
im Laufe der

gehabt; namentlich ist Ilitschpur in seinen frühern Kämpfen gegen die mohammedanischen Beherrscher ununterbrochen abwechselnd besiegt worden oder im Empörungszustande gewesen. Im J. 1294, wo es unter der Herrschaft des *Illu Radscha,* eines Vasallen der hinduschen Souveraine von Daulatabad, stand, vertheidigte es sich aufs tapferste gegen die Waffen des Eroberers *Alla-ad-Din.* In späterer Zeit wurde es dem Nizam des Dekkan unterworfen, von dem es noch jetzt abhängig ist.

An der nördlichen Seite der Stadt, nicht weit vom Thore, befindet sich eine malerische Gruppe von Gebäuden. Sie liegen am Ufer eines kleinen Baches, der in den benachbarten Gebirgen entspringt und nach einem kurzen Laufe in den Sampan, an der südlichen Seite der Stadt, sich ergiesst. Vorzüglich merkwürdig ist das Grabmahl des *Raiman Schah Dula,* welcher, halb Soldat halb Heiliger, als der tapferste Krieger und zugleich als grosser Wunderthäter, als Alexander und Mohammed, wie er sich dessen selbst rühmte, im Andenken der Nachwelt steht. Die Einwohner der Stadt ermangeln nicht, dem Fremden, der diese Gebäude zu besichtigen kommt, folgende damit in Verbindung stehende Legende zu erzählen.

Raiman Schah Dula wurde eben so sehr durch fromme Schwärmerei und kriegerischen Sinn als durch die Plünderungslust seiner Vasallen verleitet, sich mit *Alla-ad-Din* zu einem Einfalle in diese

Provinzen zu verbinden. Aber wie tapfer auch Letzterer und dessen Truppen seyn mochten, so hielten sie doch mit dem enthusiastischen Heldenmuthe und dem Blutdurste Raimans Schah Dula und seines ihm ergebenen Heeres keinen Vergleich aus. Unfähig die Aufwallungen ihres kriegerischen Eifers zu beherrschen, waren diese Tod und Verderben verbreitenden Truppen stets an der Spitze der Hauptarmee; und erschlugen die hinduschen Einwohner des Landes, wenn sie sie nicht zu ihrem Glauben bekehren konnten.

Zu tollkühn, um mit der nöthigen Vorsicht zu Werke zu gehen, stiessen sie bei *Baitul* unerwartet auf die gesammte Macht des hinduschen Heeres. Ihr erster Angriff war ungeachtet ihrer geringen Zahl so ungestüm, dass die Hindus trotz den Anstrengungen ihres Befehlshabers, der selbst ein wundervoll tapferer Krieger war, in Unordnung geriethen. Die Muselmänner verfolgten sie durch die Gebirgspässe in der Richtung von *Ilitschpur;* aber kaum hatten die Gejagten eingesehen, wie sehr sie an Zahl den Feinden überlegen waren, als sie sich von ihrem panischen Schrecken erholten, sich wieder sammelten und kraftvollen Widerstand zu leisten beschlossen. Ohne Verzug griffen sie die Muselmänner an, umringten sie von allen Seiten und begannen sie unbarmherzig niederzumetzeln. Durch die mannichfachen Verzweigungen des Gebirges und seiner Thäler in Verwirrung

gebracht, sah die kleine Schaar der Letztern bald ein, dass hier an keinen sichern Rückzug zu denken sei und das einzige Rettungsmittel nur darin bestehe, sich mitten durch die feindliche Armee gewaltsam einen Weg zu bahnen.

Raiman Schah Dula galt an sich selbst für ein kleines Heer, und Tausende der Ungläubigen waren unter seinen mächtigen Streichen gefallen, als endlich beide Befehlshaber persönlich an einander geriethen und sich gegenüber standen. Eine Pause trat ein. Jeder betrachtete mit zur Erde gesenkter Waffe seinen Feind vom Kopf bis zu den Füssen und wechselte mit ihm Blicke des Erstaunens und der Verachtung. »Ein Elender wie dieser« — schien Jeder bei sich selbst zu denken — »wagt es mir in den Weg zu treten! Was ist er mehr als die vielen Grosssprecher, die aus meiner Hand das kalte Wasser des Todes getrunken haben?« So standen sich Beide gegenüber und traten dann, wie verabredet, einen oder zwei Schritte zurück, um sich gegenseitig noch besser betrachten zu können. Das rauchende Schwert und die Rüstung waren mit dem Blute der Erschlagenen gefärbt, während die beiderseitigen Krieger in dumpfem Schweigen zusahen und ihre Schilde emporhoben. Aber plötzlich fasste jeder von den beiden Heerführern sein blutiges Schwert, stiess einen giftigen Fluch aus und rannte mit tödtlicher Wuth auf seinen Gegner los. Schlag

folgte auf Schlag und das Geklirr der Waffen war weithin hörbar. Die Krieger standen verwunderungsvoll in weiten Kreisen um die Kämpfenden, deren Gefecht, wie die Legende sagt, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauerte. Das leuchtende Tagesgestirn war eben in Begriff, unter den Horizont hinabzusinken, als *Raiman Schah Dula* einen flüchtigen schmerzvollen Blick auf den scheidenden Zeugen seines Ruhmes warf; aber vom Glanze geblendet gewahrte er nicht den Streich seines Gegners, der ihm plötzlich das Haupt vom Rumpfe trennte. Unter gewöhnlichen Umständen wäre der Kampf nun zu Ende gewesen; aber alle Geschichtschreiber jener Zeit versichern einstimmig, dass das Gefecht zwischen beiden Befehlshabern mit grösster Heftigkeit bis Mitternacht fortgesetzt wurde, und dass der kopflose Held seine Streiche noch eben so kräftig führte wie früher, bis er endlich allgemach zum Nachgeben gezwungen wurde. Von Blutverlust erschöpft, entsank die Waffe seiner Hand und er fiel, unter vergeblichen Anstrengungen, den nahen Fluss zu erreichen, todt zur Erde nieder. — Einige Geschichtschreiber melden, dass der Held bei diesem Rückzuge den Kopf unter dem Arme mitgenommen und ihn sorgfältig mit seinem Schilde gegen weitere Verletzungen beschützt habe. Andere behaupten, das auf dem Boden liegende Haupt habe ihn während des fortdauernden Kampfes zur Ausdauer er-

muntert und gräuliche Verwünschungen gegen den Feind ausgestossen. Wieder andere sagen, dass der Kopf am nächsten Morgen sich abermals mit dem Rumpfe vereinigt habe, aus Furcht, mit den vielen Tausenden eingescharrt zu werden, welche das Schlachtfeld bedeckten. Wenigstens behaupten Alle einmüthig, dass man bei Tagesanbruch den vollständigen Leichnam des Helden gefunden und sich überzeugt habe, der Gefallene sei ein besonderer Schützling Allahs und des Propheten gewesen. Der Leichnam wurde auf das prachtvollste beerdigt und das noch vorhandene, seinen Namen führende Mausoleum über der Grabstätte aufgerichtet.

Seit jener Zeit hat sich der Ruhm des Kriegshelden *Raiman Schah Dula* durch das ganze Dekkan verbreitet, und aus den entferntesten Gegenden wallfahrten fromme Pilger zu seinem Grabe, vorzüglich am Jahrestage seines Todes, um dem Heiligen ihre Gebete und Anliegen vorzutragen. Zahlreich sind die Beweise von Dankbarkeit der erhörten Gläubigen. Einer hat eine Moschee gebaut, der Andere ein Karawanserai, der Dritte ein Grabmahl zu Ehren eines der Krieger, welche an der Seite des heiligen Mannes gefallen sind.

Ausser diesen giebt es noch verschiedene andere bemerkenswerthe öffentliche Gebäude in und um Ilitschpur, namentlich das *Houz Kutora*, das *Idghur* und das Grab der *Moni Dschoni*. Ersteres

liegt an der westlichen Seite der Stadt, von einem prachtvollen Hain von Mangobäumen umgeben. Es erhebt sich aus einem kreisförmigen Wasserbehälter und besteht aus drei achteckigen Stockwerken, um deren jedes ein gewölbter Bogengang läuft. Es ist noch immer ein stattliches Gebäude, obschon es sehr durch die rohe Hand des *Ismael Chan Punni*, Grossvaters des jetzigen Nawab, gelitten hat, welcher einen Theil der Steine zum Bau der Stadtmauer verwendete. Der Sage nach ist es von *Moni Dschoni*, einer Tänzerinn (*Natschni*) von bezaubernder Schönheit, errichtet worden, welche am Hofe eines Königs von Gawilghur lebte und durch ihre Reize den Schlüssel zur königlichen Schatzkammer gewann.

Alle Provinzen Dekkans sind seit unvordenklichen Zeiten durch ihre Räuberhorden und Mörderbanden auf eine traurige Weise berühmt geworden, vorzüglich aber die Gebirgsgegenden östlich und westlich von *Ilitschpur*, einerseits bis Surat, andererseits bis Nagpur. Die Ausrottung jener Banden durch *Sultan Mohammed Schah*, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, erzählt *Ferischta*. »Die durch ihre verwegenen Raubanfälle der Karawanen berüchtigten Banditen beschloss er gänzlich zu vertilgen. Zu diesem Zweck erliess er einen königlichen Befehl an die Statthalter aller Provinzen, ihre Gebiete aufs sorgfältigste von Räubern und Mördern zu reinigen und zum Beweis der Voll-

ziehung dieses Befehls die Köpfe der Erschlagenen nach der Hauptstadt zu senden. In sechs oder sieben Monaten war keine Spur mehr von diesem Gesindel anzutreffen. An achttausend Köpfe wurden nach *Kulburga* gebracht und ausserhalb der Stadt in ungeheuern Haufen, als Denkmähler der königlichen Rechtspflege, aufgeschlichtet.«

Leider sind diese Warnungszeichen nicht mehr vorhanden, und wahrscheinlich ist es diesem Umstande zuzuschreiben, dass die Verwegenheit der Räuber und Mörder in Dekkan bis auf den heutigen Tag furchtbar zugenommen hat. Diese ganze Landschaft, besonders die nördlichen Bezirke mit Ilitschpur und dem dortigen Gebirgslande, wimmeln von *Dakhaits*, *Thags* und andern verworfenen Banden. Europäer können zwar verhältnissmässig sicher reisen, aber nicht so die vornehmern und reichern Klassen der Eingebornen. Erst in der neuesten Zeit ist das teuflische System der *Thags (Thugs)* vollständig ans Licht gekommen und die brittische Regierung hat zur Ausrottung desselben die kraftvollsten Massregeln ergriffen. Einer der vornehmsten Schlupfwinkel dieser verwegnen Mörder in der Nachbarschaft von Ilitschpur war ein altes, grossentheils verfallnes Dorf, *Mangrul*, auf dem halben Wege zwischen Ilitschpur und Hinguli; unterhalb der kleinen Bergkette, welche die Nordgränze von Berar macht. Hier fanden die Schändlichen, wenn sie von Verfolgung bedroht waren, einen Zufluchts-

ort in dem Mausoleum des *Mir Haiat Kalanda* Die dabei angestellten Fakirs waren, wie sich spät zeigte, Mitschuldige bei diesem blutigen Geschäf Die Heiligkeit ihres Amtes und ihrer Persone entfernte jedes Misstrauen bei den Reisenden welche in dem benachbarten Karawanserai Unter kommen suchten. Während der letzten Unternehmungen der Regierung zur Unterdrückung der Thags wurden in der Nähe jenes Grabmahls eine furchtbare Anzahl ermordeter Personen gefunden und mancher blutbefleckte Missethäter wurde hingerichtet, der theils mit den Priestern theils mit den Grundeigenthümern befreundet war.

Was dieses abscheuliche System der Thags besonders furchtbar machte, war der Umstand, dass alle schändlichen Handlungen derselben, trotz der fast unglaublichen Ausdehnung, die es im ganzen Lande gewonnen hatte, dennoch so geheimnissvoll ausgeführt werden und Jahrhunderte lang verborgen bleiben konnten. Der geheime Bund hatte eine Art religiöser Weihe, fast wie die Freimaurerei. Die Mitglieder hatten eine eigne Sprache und gewisse Erkennungszeichen. Merkwürdig bleibt es, dass reiche und angesehene Kaufleute, so wie andere, übrigens allgemeine Achtung geniessende Personen, dem Bunde angehörten. Auch machte die Religion keinen Unterschied; es gab sowohl Mohammedaner als Hindus darunter.

Das erwähnte Grab des *Mir Haiat Kalandar*, in Mangrul, ist sehr alt. Wahrscheinlich gehörte der heilige Mann, dessen Namen es führt, zu dem Kriegsheere des *Alla-ud-Din*. Indessen weiss man von ihm wenig mehr als seinen Todestag, an welchem jährlich ein grosser Markt (*Mela*) hier gehalten und zugleich ein religiöses Fest gefeiert wird.

Der Name *Kalandar* (*Kalender*) ist allen Lesern der Tausend und Einen Nacht zur Genüge bekannt. Diese Klasse religiöser Bettler ist in Indien nicht zahlreich, ohne Zweifel in Folge der geringen Achtung, worin sie hier stehen, während sie in Arabien fast als Heilige verehrt werden. Capitän *Taylor* bemerkt in Betreff derselben: »In *Heiderabad* habe ich deren mehr als irgendwo gesehen. Ihre Tracht ist ganz eigenthümlich. Sie besteht in einem kegelförmigen Filzhut aus weissen, rothen und schwarzen Flecken schachbrettartig zusammengesetzt. Eine Art Hemde, eben so buntscheckig, reicht vom Halse bis zu den Waden herab. Ueber den Schultern oder um den Leib hangen einige Kürbisflaschen zum Wasserschöpfen; ein blanker stählerner Stab, zuweilen mit einem Dreizack versehen, dient zur Stütze oder als Waffe. Sie sind nicht verheurathet, führen aber ein höchst unordentliches und ausschweifendes Leben und sind freche und zudringliche Bettler.« Man erzählt sich durch ganz Indien so viel Geschichten und Anekdoten von Kalandars,

dass man daraus noch ein zweites Werk wie d Tausend und Eine Nacht zusammenstellen könnt

---

Etwa 20 engl. Meilen von Ilitschpur, in d Richtung von Burhanpur, liegt, in der Provin Gandwana, *Gawilghar*, noch vor Kurzem eine d stärksten Bergfestungen des südlichen Indiens. Di Citadelle erhebt sich auf der hohen und steile Spitze eines kegelförmigen Berges und die Aussen werke erstrecken sich in drei Linien über die schrof fen Abhänge. Es ist schwer zu bestimmen, ob der Platz mehr durch die Kunst oder die Natu befestigt sei. Schon *Abul Fasil* hat diese Festung unter dem Namen *Kawil* beschrieben; andere alte Geschichtschreiber nennen sie *Gavul* und *Gaial*. Die Eingebornen behaupten, dass sie ursprünglich von einem der frühesten Beherrscher Delhi's gebaut, aber, nachdem sie in Verfall gerathen, durch *Mahmud Gawan* auf Befehl Schach *Mohammeds des Zweiten* erneuert worden sei. Wahrscheinlich gründet sich diese Behauptung auf eine Stelle in Ferischta's Geschichte des Letztern, welche sich auf ein Fort bezieht, das zwar nicht mit Namen genannt ist, aber hier herum gelegen haben muss. »*Mohammed Schah*« — sagt der Geschichtschreiber — »kam auf einem Kriegszuge von ungefähr zu einer verfallnen Bergveste, und fragte nach ihrem Erbauer und der Ursache ihres jetzigen Zustandes.

[redacted]

Auf die Antwort, dass sie von einem alten Könige von Delhi errichtet worden, um die Gränzbewohner im Zaume zu halten, befahl der Schah sogleich, dass sie ohne Verzug wieder in Stand gesetzt werden sollte, und übertrug die Ausführung seinem General *Mahmud Gawan*. Dieser betrieb das Geschäft so angestrengt, dass in dem kurzen Zeitraume von sechs Monaten die Festung ausgebaut, eine Besatzung hineingelegt und alle nöthigen Vorräthe zur Vertheidigung darin aufgehäuft waren. *Mohammed Schah*, über diese Schnelligkeit erfreut, rief aus: »Der Allmächtige hat mich in seiner Güte mit zwei unschätzbaren Segnungen beglückt; er hat mir ein grosses Königreich und einen noch grössern Diener geschenkt!« Zugleich zog er seine Oberkleider aus, gab sie dem Mahmud Gawan mit der Bitte, sie zu tragen und legte dafür die Kleider des Feldherrn an. Vielleicht findet sich nirgend in der Geschichte ein Beispiel dieser Art, wo ein König seinen Unterthan auf solche Weise geehrt hätte. — Diese Anekdote verliert ihre Glaubwürdigkeit, wenn man erfährt, dass derselbe Schah Mohammed späterhin seinen treuen Feldherrn, auf die Anklage einiger seiner verschwornen Feinde, ungerechter Weise hinrichten liess. Die Grabschrift enthielt durch ein seltsames Buchstabenspiel in der Jahrzahl seines Todes zugleich die Bestätigung seiner Unschuld. Sie lautet: »Wenn ihr den Tag und das Jahr wissen wollt, in welchem

der unschuldige und der tiefsten Verehrung würdige Mann, dessen unbegränzte Güte die ganze Welt beglückte, das schwarze Wasser der Ewigkeit trank, so werdet ihr es im Folgenden finden:

قتل نا حق

(Diess heisst als Jahrzahl: am fünften Tage des Monats Suffar, im Jahr der Hedschra 886; bedeutet aber auch, als Worte genommen, soviel als: die ungerechte Hinrichtung.)

Die Festung Gawilghar hatte während der kurzen Regierung der Dynastie *Imad Schahi*, der Könige von Berar, welche im Jahr Christi 1484 den Beherrschern von Bidur ihre Lehnspflicht verweigerten, manche Bedrängniss zu erdulden. Hieher flüchtete sich der Usurpator *Tufal Kahn* mit seinem kleinen Sohne und einer geringen Zahl treuer Anhänger, nachdem seine Armee durch den König von *Ahmednaggar* vernichtet worden war. Die Festung gewährte ihm eine Zeitlang Sicherheit gegen die Verfolgungen der Feinde, aber sein kleines Häuflein schmolz bald so zusammen, dass es keinen Widerstand mehr leisten konnte, und als die Feinde Anstalt zur Erstürmung der Veste machten, in die benachbarten Gebirge entfloh. *Tufal Kahn* wurde bald nachher mit seiner Familie und etwa 40 Mann gefangen und alle zusammen sperrte man in einen engen Kerker, ähnlich der

berüchtigten Schwarzen Höhle in Calcutta, ein, wo sie in wenig Stunden erstickten. Gawilghar blieb viele Jahre der Sitz der Regierung für Berar, obschon die Fürsten selbst in Ilitschpur residirten. — Im J. 1803 wurde die Festung durch die Engländer unter dem Befehl des Marquis *Arthur Wellesley* (jetzigen Herzogs von Wellington) erobert. Gegenwärtig ist sie etwas verfallen, namentlich die Moschee und der königliche Palast. Auch von den grossen Cisternen sind nur noch einige brauchbar.

Die Berge um Gawilghar sind seit alter Zeit ein Lieblingssitz der merkwürdigen Sekte der *Dschains* (*Jains*) gewesen, über welche noch vieles Dunkel herrscht. Sie haben in manchen Beziehungen Aehnlichkeit mit den Buddhisten, sowohl was ihre Lehrsätze als die Einrichtung ihrer Tempel betrifft. Namentlich haben ihre Götzenbilder eben so krauses Haar und afrikanische Gesichtsbildung wie die Idole der Buddhisten. Beide Sekten kommen darin überein, dass sie den göttlichen Ursprung der Weda's läugnen; sie verehren eine gleiche Anzahl von Heiligen, denen sie dieselben Eigenschaften zuschreiben, obschon sie ihnen verschiedene Namen beilegen. Auch erkennen sie die untergeordneten Gottheiten der rechtgläubigen Hindus an. Eben so bekennen sich beide Sekten zur Lehre von der Seelenwanderung. Nicht minder stimmen ihre Legenden und mystischen Allegorien in vielen

fälle bildet. Eine Reihe Stufen führt hinauf, welche zum Theil in den Felsen gehauen sind. Diese Tempel sind allem Anscheine nach sehr alt. Auf einem der Götzenbilder steht eine Sanskrit-Inschrift aus dem Ende des XI. Jahrhunderts. Die Skulpturen sind roh aber kräftig und haben so wenig durch die feuchte Luft gelitten, dass sie wahrscheinlich noch Jahrhunderte lang ausdauern werden. Vieles deutet darauf hin, dass in alter Zeit auch ein Kloster hier gestanden haben mag. In uralter Zeit lebte in einem verborgenen Winkel dieser Gebirgsschlucht und starb als Einsiedler in einem Alter von hundert Jahren der heilige *Parswanath*, wahrscheinlich der Stifter der Dschain-Sekte, zu dessen Ehren die meisten Tempel errichtet seyn sollen und welchen angeblich auch die riesenmässigen Bildsäulen darstellen, die man an diesen Gebäuden wahrzunehmen pflegt. Ueber den meisten glorreichen Thaten dieses Heiligen, während seines irdischen Lebens, schwebt ein geheimnissvolles Dunkel, oder sie sind vielleicht zu erhaben, um ketzerischen Ohren mitgetheilt zu werden. Wenigstens erfährt man von den Dschains nichts weiter, als dass *Parswanath* in einer Vorstadt von *Benares* geboren wurde, aber diese, aus Unzufriedenheit mit den Widersprüchen der Brahmanischen Lehre, schon in seiner Kindheit verlassen habe.

Ausser den Tempeln von *Mukktagherri* sin in Central-Indien nur noch einige vorhanden. Di merkwürdigsten finden sich bei dem Dorfe *Se rawana Belgala*, im Königreiche Meisur, wo mai ausser verschiedenen in den Felsen gehauenei Höhlen und Tempeln auch eine riesenmässige aus einer einzigen Felsmasse bestehende, 70 Fus hohe Bildsäule, *Gatama Raia* genannt, bewundert welche, nach den Untersuchungen des Herzogs von Wellington, ebenfalls ganz aus der natürlichen Masse des Berges gearbeitet ist, indem man Alles rings herum weggehauen hat, bis nichts weiter als die Bildsäule und das Fussgestelle stehen blieb; ein Verfahren, das auch anderwärts von den alten Hindus häufig angewandt worden ist.

Das Auffallendste in der Religion der Dschains ist die übertriebene und lächerliche Gewissenhaftigkeit in Bezug auf das Tödten der Thiere. Sie übertreffen in dieser Hinsicht die Hindus in hohem Grade. Den einzigen Widder ausgenommen, welcher als Opfer geschlachtet wird, halten sie die Vernichtung jedes andern lebendigen Geschöpfs, wie unbedeutend es auch seyn möge, für das schändlichste Verbrechen. Sie tragen daher stets einen kleinen Besen an dem Gürtel, mit welchem sie behutsam jedes Insekt auf dem Wege entfernen, damit es nicht zufällig todt getreten werde. Eben so wenig pflücken sie irgend eine Pflanze oder eine Frucht zur Nahrung ab,

aus Besorgniss, dass etwa ein kleines darauf sitzendes Thierchen getödtet werden könnte. Ihre einzige Speise scheint daher Reiss und Hirse zu seyn, welche sie mit Milch kochen. Aus demselben Grunde trinken sie auch kein Wasser, und wenn sie ja im äussersten Nothfall dazu gezwungen werden, so wird es vorher durch ein feines Stück Musselin geseiht. Dasselbe geschieht mit dem Wasser, welches zu den vorgeschriebenen religiösen Waschungen und sonst etwa in der Haushaltung gebraucht wird.

Die höchste Stufe der Heiligkeit, zu welcher ein frommer Dschain gelangen kann, ist die eines *Saniasi Nirwani*, oder eines *nackten Büssenden*. In diesem erhabenen Zustande ist die Seele, wie die heiligen Bücher sagen, theilweise in das Wesen der Gottheit versunken und der Mensch wird für alles Irdische fast unempfindlich. Er ist frei von allen Leidenschaften. Hunger und Durst sind ihm unbekannt; tiefsinnige Selbstbeschauung ist sein Schlaf; Hitze und Kälte, so wie jedes Körperleiden, machen keinen Eindruck auf ihn. Frei von allen Bedürfnissen lebt er vollkommen unabhängig von seinen Mitmenschen, entsagt aller Gemeinschaft mit ihnen, und alle seine Gedanken und Neigungen beziehen sich nur auf göttliche Dinge. Auf diese Weise nimmt er Schritt für Schritt an Reinheit und Vortrefflichkeit zu, die Bestandtheile seines irdischen Leibes lösen sich

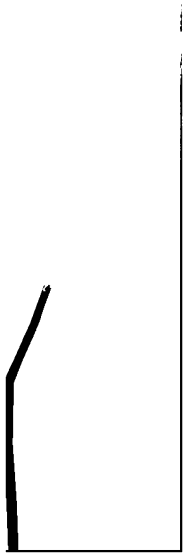
allmählich auf, bis er endlich, nachdem er Zwischenstufen durchwandert hat, zur höch Vollkommenheit gelangt und unzertrennlich der Gottheit vereinigt wird.

Nordwestlich am Flusse Tapti liegt die S *Burhanpur* und beherrscht die weitläuftigen fruchtbaren Ebenen der Provinz Kandeisch, d Hauptstadt sie einst war. Sie ist eine der gr ten und vielleicht, was Bauart betrifft, die schö Stadt der Halbinsel Dekkan und zeichnet s überdiess durch blühenden Gewerbfleiss und H del aus. Ausserdem aber hat *Burhanpur* auch e besondere Wichtigkeit für den Reisenden du ihren Reichthum an Ueberresten des Alterthu und als der ehemalige Schauplatz vieler tragisch Ereignisse, die mit der Geschichte der Mog Herrschaft in diesen Provinzen in Verbindung s hen. Die Stadt wurde im Jahre 1416 nach Ch stus Geburt durch *Nazar Chan,* aus der Dynas Faruki, gegründet und erhielt ihren Namen Ehren des grossen und gelehrten — später heilig erklärten — Scheich *Burhan-ad-Din* (Hau der Gläubigen).

Ueberall in der Stadt und deren Umgeb sieht man zahlreiche verfallne Grabmähler und M scheen, welche sich indessen fortwährend verm dern, indem sie durch die Kaufleute zu Magazin oder durch fromme Männer zu Betsellen um

schaffen werden. Die Strassen sind breit und regelmässig und die Häuser haben, etwas Ungewöhnliches im Morgenlande, drei bis vier, manche sogar fünf Stockwerke. Das Erdgeschoss besteht aus Ziegeln, die obern Theile aus Holz. Die Vorderseiten sind geschmackvoll mit Pfeilern, Säulen und Gesimsen verziert. Die schönsten Theile der Stadt sind der *Tschauk*, der *Radsch Basar* und der *Barra Basar*, die merkwürdigsten Gebäude die Haupt-Moschee (*Dschemma Messchid*), das *Idghur*, das Königsfort, der Palast des *Ahu Kahna*, die verfallne Moschee des *Abdul Rahim Kahn*, die Wasserleitung und einige Ueberreste der *Medressa* (höhern Schule).

Die Haupt-Moschee wurde am Ende des XV. Jahrhunderts von *Miran Adil Kahn*, einem Fürsten aus der Dynastie Faruki, gebaut und macht dem Geschmacke der damaligen Zeit viel Ehre. Sie besteht aus einem feinkörnigen dunkelgrauen Granit, dessen Aeusseres in Folge der langen Einwirkung des Klimas ziemlich schwarz geworden ist, wodurch aber das Ganze an grossartigem Eindruck nur gewonnen hat. Das Gebäude bildet ein Viereck, mit einer Vorderseite von siebzehn Bogenhallen, welche fünf Fuss tief längs derselben hinlaufen. An jedem Ende ist ein hübsches achteckiges Minaret. Ausserdem befindet sich vorn eine grosse Terrasse und ein Wasserbehälter, zum Behuf der religiösen Waschungen. Das ganze



oder traf verkehrte Einrichtungen, durch welche auch die Sittlichkeit seiner Unterthanen gefährdet wurde und in kurzer Zeit alle Tugend und gesellschaftliche Ordnung aus dem ganzen Königreiche verschwunden war.

Der erste öffentliche Unfall, der ihm begegnete und wesentlich seinen Untergang beschleunigte, war die Feindschaft des *Prinzen Danael* (*Danael Mirza*), welche er sich dadurch zuzog, dass er diesem, als er den Oberbefehl über sämmtliche Heere im Dekkan übernahm, die herkömmlichen Glückwünsche zu machen unterliess. Zwei Jahre nachher kam der Kaiser *Akbar* nach *Mandao*, in der Absicht, die noch nicht unterworfenen Provinzen des Dekkan mit Krieg zu überziehen. *Bahadur*, anstatt sich nach dem Beispiel seines klugen Vaters ihm anzuschliessen, zog sich in die Veste *Asir* und traf Anstalten, der Macht des Kaisers zu widerstehen. Zu dem Ende versammelte er an 20000 seiner Unterthanen, mit Einschluss aller Arten von Handwerkern und Gewerbsleuten der Hauptstadt, und versah sich mit ungeheuern Vorräthen von Vieh, Getraide und andern Lebensbedürfnissen. Als Akbar von diesem misstrauischen Verfahren des Fürsten Nachricht erhielt, beauftragte er seine Oberbefehlshaber, *Kahn Kahnum* und *Danael Mirza*, die Belagerung von Ahmednaggar fortzusetzen, während er selbst nach dem Süden zog, um von *Burhanpur* Besitz zu nehmen, und ein anderer General

die Festung *Asir* zu belagern begann. Die erstaunlichen Hilfsquellen, die *Bahadur* besass, und die unüberwindliche Festigkeit von Asir hätte diesen Fürsten, bei nur mässiger Klugheit und Kraftanstrengung, in den Stand gesetzt, die Belagerung mehre Jahre lang auszuhalten. Aber der Fürst sowohl als die Befehlshaber der Besatzung überliessen sich allen Arten von Ausschweifungen, so dass alle Zweige des Dienstes vernachlässigt wurden. Durch die Anhäufung von Schmutz und die Menge todter Thiere, welche man liegen liess, wo sie gefallen waren, wurde die Luft bald in einem solchen Grade verpestet, dass bösartige Krankheiten entstanden und täglich Hunderte von den Truppen wegrafften.

Es herrschte damals ein allgemeiner Glaube durch ganz Indien, dass der grosse und glückliche Kaiser *Akbar* bei seiner Kriegführung durch Zauberkünste unterstützt würde, und die wiederholten Unfälle der ehemals so tapfern Besatzung von *Asir* schienen diese Volksmeinung zu bestätigen. In Folge dessen vernachlässigte *Bahadur Kahn*, obschon er die Belagerung fortwährend aushielt, die gemeinsten Sicherheitsmassregeln, indem er zu seiner Entschuldigung anführte, dass wenn seine Unglücksfälle durch Zauberei entständen, es kein Mittel gebe, sie abzuwenden. Das Elend in der Festung nahm daher täglich zu und erreichte bald den höchsten Grad.

Unter diesen Umständen liefen die Belagerer Sturm und nahmen das untere Fort, *Mallighar* genannt, ein. Nichts ging über die Bethörung *Bahadurs*, welcher überdiess seit dem Anfange der Belagerung ungewöhnlich geizig geworden war; denn obschon er unermessliche Schätze und Lebensmittel auf zehn Jahre besass, so liess er es doch den Truppen sowohl an Sold als an den nöthigsten Bedürfnissen fehlen. Als daher das Elend immer mehr überhand nahm, beschlossen die Truppen sich der Person des Fürsten zu bemächtigen und ihn dem Feinde auszuliefern. Ehe das Vorhaben aber ausgeführt werden konnte, erfuhr es eine von den Frauen Bahadurs und setzte ihn sogleich davon in Kenntniss. Der Fürst berief unverzüglich seine Minister und verlangte ihren Rath, was in dieser gefährlichen Lage zu thun sei. Die Antwort fiel dahin aus, dass man sich in die Umstände fügen und die Festung übergeben müsse. *Bahadur* trat nun in Unterhandlungen mit *Akbar*, erklärte aber voll Stolz, dass nur die verderbliche Pest, die unter den Truppen herrschte, keineswegs aber die Waffen des Feindes ihn zu diesem Schritte nöthigten. Er verlangte, dass das Leben aller Bewohner der Festung geschont werden und jedem sein Eigenthum gesichert werden sollte. *Akbar* erwiederte: Was Leben und Eigenthum der Truppen betreffe, so biete er dafür volle Sicherheit an. Auch *Bahadur* selbst solle, um für seine schlechte

Handlungsweise zu büssen, das Leben behalten. Da er aber mit seinem grossen Reichthume nicht umzugehen wisse, so wolle er, Kaiser *Akbar*, das Amt seines Schatzmeisters übernehmen. Es blieb dem gedemüthigten Fürsten nichts übrig, als einzuwilligen. Das Andenken dieser Begebenheit verewigt die oben erwähnte Inschrift an der Moschee. Die Grösse und Macht der Könige von Kandeisch erloschen mit Bahadur Kahn; aber ihr Geschlecht ist nicht ausgestorben. Noch jetzt lebt in *Burhanpur* ein angesehener und reicher Mann, welcher von Bahadur abstammt.

Unweit der Hauptmoschee befindet sich die Moschee des *Abdul Rahim Kahn*. Der Haupttheil des Gebäudes ist eine Ruine und auch das Dach ist fast ganz eingefallen, da die hölzernen Stützpfeiler morsch oder von den weissen Ameisen zerstört worden sind. — Das *Idghar* ist ein Gebäude, welches beinahe in jeder mohammedanischen Stadt angetroffen wird. Es besteht nur aus einer einfachen Mauer, mit der Vorderseite nach Osten gerichtet, und ist in der Regel mit kleinen Minarets und Nischen oder Vertiefungen verziert. Eine von diesen Nischen pflegt grösser als die übrigen zu seyn; sie befindet sich in der Mitte und dient als Predigtstuhl für den vornehmsten Mulla. Das Idghar ist vornehmlich zur Feier des *Bakra Id* bestimmt, eines jährlichen Festes zum Andenken an die Prüfung *Abrahams*, als ihm *Jehova* befahl, seinen Sohn

Isaak zu opfern. Die Hauptsache bei diesem mit grossem Gepränge begangenen Feste ist die Opferung einer Ziege.

Das Idghar in *Burhanpur* ist ein so schönes und grossartiges Gebäude, wie es vielleicht nirgends weiter angetroffen wird. Es soll auf Befehl des Kaisers *Aurungzeb* errichtet worden seyn, welcher einst zufällig an dem Tage, wo das *Bakra Id* gefeiert werden sollte, nach Burhanpur kam und sich wunderte, hier kein Idghar zu finden, obgleich die Stadt blühenden Handel trieb und grosses Vermögen besass. Der Kaiser gab sein Missfallen über diesen Mangel an religiösem Eifer bei dem mohammedanischen Theile der Bevölkerung zu erkennen und befahl sogleich ein *Idghar* zu erbauen, welches an Grösse und Pracht alle andern in ganz Hindustan übertreffen sollte. Die Vorderseite ist 820 Fuss lang und die Minarets haben eine Höhe von wenigstens 100 Fuss. Bei seiner hohen und freien Lage ist das Gebäude nach allen Seiten weithin sichtbar und trägt mächtig zur Verschönerung der ganzen Landschaft bei. Einige besonders fromme Verehrer des grossen Propheten haben in neuester Zeit eine beträchtliche Geldsumme auf die Bepflanzung der vordern Terrasse mit Mango-Bäumen verwendet.

Etwa vier engl. Meilen von der Stadt erhebt sich eine mässige Bergkette, mit einem kleinen Flusse, dessen Wasser mittelst eines schönen

Aquädukts der Stadt zugeführt wird. Diese Wa
leitung besteht aus mehren einzelnen Abtheilun
die mit dem Abfalle des Gebirges immer nied
werden, bis sie in die Ebene herabkommen.
wird dadurch jene Einförmigkeit vermieden, we
die meisten in gerader Linie fortlaufenden I
werke dieser Art besitzen, und das Ganze ist,
Verbindung mit der aus hinduschem und moh
medanischem Styl gemischten Architektur, e
wahre Zierde der Gegend. Die Stadt erhält
durch eine reichliche Menge Wassers, welc
mittelst einer guten unterirdischen Röhrenleitu
nach allen Strassen in zahlreiche Behälter verth
wird.

Die kostspielige Wasserleitung erscheint d
Fremden, der zum ersten Mal nach *Burhanp*
kommt, als etwas Räthselhaftes, wenn er siel
dass dicht bei der Stadt der Fluss *Tapti* vorübe
strömt. Aber das Wasser dieses Flusses ist
stark mit Salpeter geschwängert, dass es zum häu
lichen Gebrauch ganz untauglich wird. Ueber
haupt ist der Tapti, obschon er zur Verschönerun
der Gegend beiträgt, von gar keinem Nutzen fü
die Einwohner von Burhanpur; denn auch für di
Schiffahrt ist er zu seicht und nur zur Zeit de
Monsun sieht man einige flache Fahrzeuge, di
zur Ueberfuhr dienen. In frühern Jahrhunderter
fanden in der Mitte dieses Flusses zur Belustigung
des königlichen Hofes grosse Elephanten-Gefechte

Statt. *Thevenot*, welcher Burhanpur um das Jahr 1666 besuchte, erzählt von dem merkwürdigen Denkmahl, welches *Schah Dschehan* (der Vater Aurungzebs) seinem Lieblings-Elephanten, der bei einem solchen Gefecht das Leben verloren, mitten im Flusse hatte errichten lassen. Gegenwärtig ist es verschwunden.

Am nördlichen Ufer des *Tapti* steht der Palast *Ahu Kahna* und gewährt eine schöne Aussicht auf die ganze umliegende Gegend. Es ist ein weitläuftiges, aber nicht eben sehr zierliches Gebäude, das vornehmlich um seines hohen Alters willen erwähnt zu werden verdient. Die Einwohner sagen, es sei von *Aurungzeb* errichtet worden, aber es ist augenscheinlich weit älter. Aus der hohen Mauer, die das Ganze umgiebt, lässt sich schliessen, dass es ein Harem gewesen. Rings um die Mauer stehen grosse und starke Tamarinden-Bäume, die vermuthlich eben so alt sind wie der Palast selbst, denn bekanntlich haben diese Bäume einen sehr langsamen Wuchs und werden sehr alt. Trotz dem, dass Alles seit Jahrhunderten vernachlässigt und den zerstörenden Wirkungen des Klimas preisgegeben worden, hat sich das Meiste gut erhalten.

Ebenfalls am nördlichen Ufer erhebt sich das *Königs-Fort*, eine ungeheure Masse von Gebäuden, die, eine Gruppe über der andern, bis zur Citadelle emporsteigen, welche den Gipfel des Bergrückens krönt. Der Geschichtschreiber *Ferischta*

sagt, dass es von *Miran Adil Kahn* errichtet worden, welcher den Thron von Kandeisch im J. 1457 bestieg und einer der mächtigsten Monarchen aus der Faruki-Dynastie war. Die Citadelle besteht aus einer Reihe massiver Bogengewölbe, die sich eines über dem andern bis zu schwindelnder Höhe erheben, bis zum obersten Gipfel, wo der König sein Harem und wahrscheinlich auch seinen gewöhnlichen Residenz-Palast hatte. Die verschiedenen Bogengewölbe können nur zur Unterkunft der Leibwachen und Dienstleute bestimmt gewesen seyn; denn sie bestehen in einer Reihe kleiner und dunkler Gemächer, die unmöglich der Hof selbst bewohnt haben kann. Der untere Theil des Forts schliesst sich an eine schöne und grosse Treppe an, die bis ans Wasser führt. Hier steht eine Gruppe von Hindu-Tempeln, um welche man den ganzen Tag über eine Menge Frauen sieht, die sich entweder baden oder ihr *Pudscha* (Gebet) verrichten, oder Wasser in mannichfach geformten Krügen auf den Köpfen nach Hause tragen.

In der Stadt ist der grosse Basar (*Radsch Bazar*), um der eigenthümlichen Bauart der Häuser willen merkwürdig. Diese haben gewöhnlich an der Vorderseite hölzerne, reich mit Bildschnitzereien verzierte Verandas, welche in malerischer Unordnung nach allen Seiten in die Strassen hineinragen. Eines der schönsten Gebäude dieser Art ist das Haus eines ehemaligen *Suba* (Gouver-

neurs der Stadt), eines maharhattischen Brahminen, welcher es vor etwa hundert Jahren errichtet hat. Es befindet sich noch im Besitz seiner reichen Familie, welche verschiedene Aemter unter der Regierung des Scindiah bekleidet. Es liegt am Eingange des *Radsch Bazar*, einer breiten und schönen Strasse, deren übrige Häuser grossentheils in demselben Style gebaut sind, aber bei weitem nicht dieselbe Grösse und Zierlichkeit haben. Hier wohnen die vornehmsten Kaufleute, die ehemals durch ganz Indien um ihres Reichthums willen berühmt waren. Gegenwärtig stehen die wohlhabendsten unter ihnen denen von *Delhi* und *Benares* nach und manche leben sogar in grosser Dürftigkeit.

Uebrigens geht es auf dem hiesigen Basar eben so lebhaft und geräuschvoll zu als in den meisten andern Städten Indiens. Nicht nur Kauf- und Gewerbsleute aller Art versammeln sich hier, sondern auch zahlreiche Müssiggänger und Plauderer. Vor den Gewölben oder Läden der Handelsleute ist eine schmale offene Veranda, worin der Eigenthümer auf einem Teppich oder Polster sitzt und seinen *Hukka* oder *Kallian* schmaucht. Zwischen je zwei langen Zügen, die er thut, unterhält er sich über Geschäfte mit einem Nachbar, grüsst die Bekannten, welche etwa vorüber gehen, ertheilt zuweilen seinem Diener im Gewölbe einen Befehl, und horcht auf den Buchhalter, der ihm Rechnung über die täglichen Geschäfte ablegt;

Befehl

oder er hat, wenn er ein frommer Muselmann ist, den Koran vor sich auf dem Schoos liegen, und liest, mit der hinter den Ohren durch zwei Schnüre befestigten Brille auf der Nase und das Gesicht nach Mekka gekehrt, ein Kapitel daraus mit lauter gesangähnlicher Stimme, so dass es alle Vorübergehenden hören können. Von Zeit zu Zeit wird das Lesen durch ein »*Salaam aleikum*« oder eine Neuigkeit, die er einem Vorübergehenden in der Kürze mittheilt, unterbrochen. Die Käufer werden nicht ins Gewölbe gelassen, sondern der Kaufmann befiehlt dem Diener, die verlangte Waare herbeizubringen, und diess wird so lange wiederholt, bis der Kauf abgeschlossen ist oder der Käufer weiter geht. Diese grössern Kaufleute handeln hauptsächlich mit Gold- und Silberstoffen, Muslin, Shawls, Waffen und Juwelen. Die Kleinhändler haben in der Regel keine Gewölbe, sondern legen ihren Kram auf der blossen Erde oder auf einem Teppich aus.

Ehemals war der Handel von Burhanpur der bedeutendste in der ganzen vorderindischen Halbinsel. Die zahlreichen Maharhatten-Heere rings um die Stadt und der starke Verbrauch an den Höfen des Scindiah und Holkar, der Radschas von Sathara und Guikowar, machten nicht nur die hiesigen Kaufleute zu Fürsten, sondern zogen auch eine Menge Spekulanten aus allen andern benachbarten Ländern herbei. Das Haupterzeugniss

der hiesigen Manufaktur-Industrie ist *Kallabattu*, eine Art Gold- und Silberfäden, wie sie zum Einweben in Baumwollenstoffe, zu Stickereien etc. gebraucht werden. Man zieht die hiesigen allen andern in Indien vor. Die Eigenthümer dieser Manufakturen gehören fast alle zu einer besondern Sekte von Mohammedanern, unter dem Namen *Bohra* bekannt; sie selbst aber nennen sich *Ischmaela*. Sie besitzen an 500 der besten Häuser in der Stadt und sind nicht nur die reichsten Kaufleute, sondern stehen auch wegen ihrer Rechtlichkeit in gutem Ruf. Auch beobachten sie die Vorschriften ihrer Religion sehr gewissenhaft, und besuchen täglich ihre fast zwei Meilen von der Stadt entfernte Moschee, obschon sie nicht unter der unmittelbaren Aufsicht ihres Mulla stehen, welcher in *Surate* residirt und nur jährlich ein Mal seine geistliche Heerde in *Burhanpur* besucht, um seine Gebühren in Empfang zu nehmen und ihr seinen Segen zu hinterlassen. Die *Bohras* gleichen äusserlich sehr den Arabern, deren Züge und Hautfarbe sie haben; auch ihre Kleidertracht ist die nämliche. Wahrscheinlich sind sie arabischer Abstammung, obschon sie seit mehren Jahrhunderten im Dekkan und in Guzerat wohnen.

Eine in geschichtlicher Hinsicht nicht unmerkwürdige Stadt ist auch *Nassak* (*Nassuk*), in der

Provinz Aurungabad, am obern Godavery. Die hinduschen Einwohner wissen eine Menge, sowohl brahminischer als buddhistischer Geschichten von dem Ursprunge dieser Stadt zu erzählen. Aber auch die Mohammedaner rühmen sich, die Gründer derselben gewesen zu seyn. Sie behaupten nämlich, dass sie schon im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, von *Jakub Laïs*, einem berüchtigten Räuberhauptmann zur Zeit der Mogul-Herrschaft, welcher sich zum Statthalter der Provinz Sehistan emporschwang, angelegt worden sei, welcher ihr den Namen Nassak zum Andenken an seinen vormaligen Gebieter und Wohlthäter *Dherm-ben-Nassak* beigelegt habe. Gegenwärtig ist der Islam hier fast gänzlich verschwunden, aber die Stadt ist der Hauptsitz und Mittelpunkt brahminischer Gelehrsamkeit im westlichen Theile Indiens geworden. Die Zahl der Einwohner ist 40000; der Umfang der Stadt beträgt nicht über vier englische Meilen. Nur etwa 400 Einwohner sind Mohammedaner, und auch die Ueberreste mohammedanischer Gebäude sind im Verhältniss zur Menge hinduscher Bauwerke eben so selten. Unter den Letztern sind die Tempel die zahlreichsten. Viele darunter sind höchst malerisch, und es scheint fast, als hätten die Baumeister zeigen wollen, welcher unendlichen Mannichfaltigkeit der Formen das gewölbte Dach fähig sei.

Der Fluss *Godavery* (*Guadavery*), der beinahe in demselben Rufe der Heiligkeit steht wie der Ganges, ist hier noch ein kleiner Bach. Der Stadt gegenüber bildet sein Bett eine Reihe von Becken, die sich stufenweise über einander erheben, so dass dadurch eben so viele Wasserfälle entstehen. Der Godavery entspinnt sich unweit von der Stadt in den westlichen Ghats, aus unzählbaren Bächen, worunter manche weit grösser sind als derjenige, welchen die Hindus, wie es scheint, ohne hinreichenden Grund, für den Hauptarm ausgeben. Ungeachtet dieser Quellbezirk nur etwa 50 engl. Meilen von der westlichen Küste der Halbinsel entfernt ist, strömt der Fluss nach Osten, bald nordöstlich bald südöstlich ablenkend, durch ungeheure Wälder von Tikbäumen, verstärkt sich durch zahlreiche andere Gewässer und ergiesst sich endlich nach einem Laufe von beinahe 1000 Meilen zwischen der Küste von Koromandel und Orissa ins Meer. Nach häufigen Regengüssen, besonders während der Monsuns, schwillt er ungeheuer an. An manchen Stellen erlangt sein Bett eine Breite von zwei bis drei Meilen und das Wasser geht dem Durchwatenden kaum bis ans Knie; dagegen ist er anderwärts zwischen hohen Felsen eingezwängt und hat eine Tiefe von 80 bis 100 Fuss. Die merkwürdigste Stelle dieser Art ist der berühmte Pass durch die *Papkundur-Berge*, an der nordwestlichen Gränze von Radschamandri,

wo der Strom zwischen Felsenwänden von mehr als 2000 Fuss relativer Höhe nur ungefähr 600 Fuss breit ist.

Heiderabad (*Hyderabad*), die Hauptstadt der Besitzungen des *Nizam*, liegt an beiden Ufern des *Musa*, im südlichen Theile von Dekkan. Sie enthält jetzt mit Inbegriff der weitläuftigen Vorstädte an 200000 Einwohner.

Viele Generationen hindurch war die Festung *Golkonda* die Hauptstadt dieser Provinzen; aber der unternehmende *Mohammed Kuli Kutab Schah* fühlte das Unpassende ihrer Lage zu sehr, als dass er nicht hätte darauf denken sollen, eine günstigere Stelle für den Sitz der Regierung aufzusuchen. Nach langem Ueberlegen gründete er im J. 1585 etwa 6 engl. Meilen südöstlich von Golkonda, am südlichen Ufer des Musa, eine neue Stadt und gab ihr, seiner Geliebten Bhagmatti zu Ehren, den Namen *Bhagnaggar;* später aber, als diese gestorben war, wurde der Name in *Heiderabad* verändert. Der Aufenthalt des Hofes verschaffte der Stadt sehr bald eine zahlreiche gewerbfleissige Bevölkerung, und die Reichen und Vornehmen errichteten um die Wette prachtvolle Paläste und Gärten. Auch der Fürst selbst baute mehre schöne Moscheen, Schulen, Hospitäler, Bäder und andere öffentliche Gebäude, nebst einer Brücke über den

Musa, und stiftete ein bedeutendes Kapital zur Unterhaltung aller dieser Bauwerke und Anstalten. Das prachtvollste dieser Gebäude ist die vierseitige Moschee *Tschar Minar* (vier Thürme), im Mittelpunkte der Stadt gelegen, so dass je eine Seite auf ein Thor nach den vier Hauptstrassen gerichtet sind. Von den vier Minarets hat jeder 220 Fuss Höhe. In jedem Minaret sind Wohnungen für die Lehrer und Schüler des mit der Moschee verbundenen Collegiums.

Die Stadt erfreute sich lange nach ihrer Gründung eines ungestörten Friedens und blühenden Wohlstandes. *Mohammed Kuli Kutab Schah* verwandte alle seine Kräfte auf die Beförderung der Civilisation und die Verbesserung der Staatseinrichtungen. Später aber bemächtigte sich die Habsucht seines Gemüths und er entschloss sich, um sein Gebiet zu erweitern, zu kriegerischen Unternehmungen. Zu allererst suchte er sich der Diamantgruben von *Musa-al-moru* zu bemeistern, wurde aber beim Angriff auf diesen Platz mit grossem Verlust zurückgeschlagen. Weiterhin gelang es ihm aber doch und er unterwarf sich auch alle übrigen benachbarten Festungen, worunter die der mächtigsten Fürsten im Dekkan gehörten. Nur die tapfere Besatzung von *Gondikotta*, wohin ihn der Ruf von den Reichthümern des grossen Tempels gezogen hatte, leistete unter dem Befehl des heldenmüthigen *Nar Singh Radsch* lange Zeit

MOSCHEE TSCHAR MINAR IN HEIDARBAD.

Verlag von J. G Calve in Prag

UNIV. OF MICH.

heldenmüthigen *Nar Singh Radsch* lange Zeit

MOSCHEE TSCHAR MINAR IN HEIDARABAD

Verlag von J G Calve in Prag

UNIV. OF MICH.

kräftigen Widerstand, musste sich aber am Ende doch auch ergeben und Heiderabad zinspflichtig werden. *Mohammed Kuli Kutab Schah* gewann durch diese Eroberungen ausserordentlich an Macht, und war vielleicht der freigebigste Fürst seiner Dynastie. Er soll allein auf öffentliche Gebäude in Heiderabad eine Summe von beinahe 30 Millionen fl. Conv. Mze. verwendet, und jährlich unter die Armen 240000 fl. vertheilt haben. Er starb im Jahre 1611.

Die Strassen in Heiderabad sind schmal, unbequem und über alle Beschreibung schmutzig. Die Privathäuser fallen zwar grösstentheils angenehm ins Auge, sind aber nur leicht gebaut und viele nur von Holz. Ein schönes Hauptthor an der linken Seite des Tschar Minar bildet den Eingang zum Palaste des Nizam, welcher mit seinen vielen Höfen und Gärten einen grossen Raum in diesem Theile der Stadt einnimmt. Das Ganze ist in den letzten Jahren durch den gegenwärtigen Nizam, *Nasar-ad-Daula*, zum Theil in europäischem Geschmack, sehr verschönert worden, bedarf aber noch immer grosser Verbesserungen, besonders was Reinlichkeit und freien Zutritt der Luft betrifft. Die Gegend um Heiderabad ist wild und unangebaut, von einer Reihe ungestalteter und zerrissener Berge durchschnitten, als ob eine gewaltsame Erdumwälzung sie durch einander geworfen hätte.

Der Hof des *Nizam*, welcher Letztere jetzt der vornehmste unter den noch bestehenden unabhängigen indischen Fürsten ist, hat mehr als jeder andere die alten mohammedanischen Formen und Gebräuche bewahrt; doch zeigt sich bei den Vornehmen immer mehr Vorliebe für europäische Manufactur-Erzeugnisse der Bequemlichkeit und des Luxus. Der Nizam selbst hat ungeheure Magazine voll Ballen und Kisten, worin die zahllosen Geschenke aufbewahrt sind, die er von Zeit zu Zeit von europäischen Mächten erhalten hat. Kisten mit prachtvollen Stoffen, Glas und Porzellan, Glocken, Uhren, Schmucksachen und eine Menge anderer kostbarer Dinge, sind seit einem halben Jahrhundert hier aufgestapelt, ohne jemals wieder ans Tageslicht zu kommen.

Die hiesigen Kaufleute gelten für sehr reich und sind grösstentheils von guter Familie und Erziehung. Sie bekennen sich fast alle zum Islam. Die meisten Geschäfte werden in Edelsteinen, vorzüglich Diamanten gemacht, und die Theilnehmer an diesem Handel besitzen grosse Vorräthe davon, die der Sicherheit wegen in der Festung *Golkonda* aufbewahrt werden. Dadurch ist in ganz Europa die irrige Vorstellung von den »*Diamantgruben Golkonda's*« verbreitet worden. Bei Golkonda selbst sind durchaus keine Fundorte von Diamanten, sondern diese kommen in rohem Zustande aus *Balaghat* und den Ebenen

unterhalb der *Neilgherri*-Gebirge, wo sie im aufgeschwemmten Lande gefunden werden. Die eigentliche Matrix ist die Sandstein-Breccie jener Gebirge, aus welcher sie durch die Flüsse ins Flachland hinabgeströmt werden.

Die berühmte Festung *Golkonda* ist so uralt, dass selbst die einheimischen Alterthumsforscher, wenn man nach ihrer Gründung fragt, nichts weiter zu antworten wissen, als dass sie seit unvordenklicher Zeit existirt habe. Soviel ist gewiss, dass Golkonda lange vor der Dynastie *Kutab Schahi* die Hauptstadt des Brahmanischen Reiches war und dass mehre Jahrhunderte früher die ersten hindusche Fürsten hier residirten. Ehe die europäische Kriegführungsart in Indien bekannt war, galt die Festung für unüberwindlich. Sie liegt auf einem isolirten Felsen und hat an der nördlichen und östlichen Seite eine Reihe kunstreich in einander greifender Werke; die steile West- und Südseite sind von Natur aus ganz unzugänglich. Am Fusse des Berges sind ungeheure Aussenwerke, die einen Raum von sieben engl. Meilen im Umfange bedecken. Im Fall eines ernsthaften Angriffs würde jedoch eine sehr starke Truppenzahl zur Vertheidigung des Ganzen erforderlich seyn. Die Paläste und Moscheen fangen allmählich an zu verfallen, sind aber grossartig genug, um den Ruhm der ehemaligen Herrscher auf die späte Nachwelt zu bringen.

Von Heiderabad führt eine Strasse unter den Mauern von Golkonda hin nach Nordwesten durch eine der schönsten Gegenden der Halbinsel, an 70 engl. Meilen weit auf ein hohes Tafelland, wo man die in geringer Entfernung auf einer kleinen Anhöhe liegende prachtvolle und berühmte Stadt *Bidar* (*Bidur*) erblickt. Rechts davon ragen aus einem dichten Hain von Mangobäumen die Kuppeln von Grabmoscheen empor, worin die Vorfahren des jetzigen Nizam von Heiderabad beigesetzt sind, und zur Linken sieht man die ehrwürdige Ruine der Medresse (oder Gelehrtenschule). Jenseits der Stadt erheben sich, eine Meile vom westlichen Thore, die hohen Kuppeln, welche das prachtvolle Mausoleum der alten Könige von Bidar aus der Berid-Dynastie schmücken.

Die Medresse wurde um das Jahr 1460 von dem berühmten *Mahmud Gawan* gebaut und war bestimmt, einen Theil des schönen viereckigen Platzes zu bilden, welcher auf der entgegengesetzten Seite die von demselben Fürsten errichtete grosse Moschee und mehre andere öffentliche Gebäude enthält. Das Ganze war nach ihm *Gawanki-tschauk*, später aber von Aurungzeb das *Turkt-Mahal* genannt worden. Zur Zeit des Geschichtschreibers *Ferischta*, welcher 1570 geboren wurde, war diese prachtvolle Masse von Gebäuden noch in so gutem Stande, als ob sie eben erst vollendet worden wären und jedes diente noch zu dem

Zwecke, für welchen es ursprünglich bestimmt war. Aber nach der Eroberung der Stadt durch den Kaiser *Aurungzeb*, am Ende des XVII. Jahrhunderts, wurden alle diese Gebäude den Truppen eingeräumt, die fürstlichen Gemächer zu Kasernen und die Medresse zu einem Pulver-Magazin umgestaltet. Unglücklicherweise fing eines Tages das Pulver durch Nachlässigkeit eines Soldaten Feuer und der grösste Theil des schönen Gebäudes, so wie mehre umstehende, wurde zerstört.

Die Ringmauern von Bidar haben gegen sieben (engl.) Meilen im Umfange. Sie bestehen aus einem dunkelrothen Granit und haben an den verschiedenen Ecken Bastionen und runde Thürme. Auch die Thore scheinen ursprünglich durch Aussenwerke beschützt worden zu seyn, und der Graben, welcher das Ganze umschliesst, ist in den Felsen gehauen. An der östlichen Seite folgt die Mauer der Erhöhung des Bodens und schliesst sich an die Citadelle an, welche auf einem Hügel gelegen, die Stadt und Umgegend beherrscht. Uebrigens sieht man allerwärts grossartige Trümmer des Alterthums, welche besonders für denjenigen, der mit der Geschichte der Könige aus den Dynastien *Bahmani* und *Berid* bekannt ist, Interesse haben.

Gewerbe und Handel in Bidar sind unbedeutend. Das Haupterzeugniss sind die schönen metallähnlichen Geschirre, welche durch ganz Indien

unter dem Namen *Bidari*, oder noch gewöhnlicher, *Widri-Waare* bekannt sind und als Hukka-Mundstücke, Wasserkrüge, Beteltassen etc. etc. in allen Häusern gefunden werden. Diese Geschirre spotten jeder Nachahmung, obgleich die Fabrikanten kein Geheimniss aus ihrer Kunst machen. Es scheint, dass sich nur die Hindus darauf verstehen. Der Stoff ist von schöner dunkelblauer, fast schwarzer Farbe, und hat einen völlig metallischen Glanz, der, wenn er sich allmählich verliert, leicht wiederhergestellt werden kann. Es ist ein gewisses Mineral, welches auf dem Hochlande von Bidar vorkommt. Dr. *Heyne*, ein Naturforscher, hat dasselbe untersucht und gefunden, dass es sich im Wasser auflöst und einen erdigen Niederschlag bildet, welcher 24 Theile Zinn und einen Theil Kupfer enthält. Derselbe Reisende hat auch eine genaue Beschreibung von der Verfertigung der Gefässe mitgetheilt; namentlich sagt er über das Auftragen der Farbe: »Man nimmt gleiche Theile von salzsaurem Ammoniak und salpeterhaltiger Erde, wie diese am Fusse alter Lehmmauern in den alten und volkreichen Städten Ostindiens gefunden wird, vermischt sie mit Wasser und macht daraus einen Teig, welcher dann auf das Gefäss aufgetragen wird, nachdem dieses mit einem Messer glatt geschabt worden.« Die Art, wie die Muster und Blumen zur Verzierung dieser Artikel eingelegt werden, beweist, wie vieles Andere, die Geschick-

lichkeit und Geduld der Hindus in dergleichen Arbeiten. »Da der Hindu«, — sagt Dr. Heyne — »nichts für schön hält, was nicht von Gold und Silber glänzt, so lässt sich denken, dass ihre Hukkas und Betelschalen, besonders an festlichen Tagen, ebenfalls dieses Schmuckes nicht entbehren dürfen. Die Verzierungen bestehen hauptsächlich in silbernen Blumen und Blättern. Zuweilen ist auch ein wenig Gold beigemischt. Die Arbeit dabei ist sehr einfach, geht aber auch höchst langsam von Statten, so dass sie nur von Leuten verrichtet werden kann, die sich aus Zeitverlust nichts machen. Die aufzutragende Verzierung wird zuerst in Silberblättchen ausgeschnitten und dann auf einen Scherben von zerbrochenem Geschirr vor den Künstler hingelegt, welcher nunmehr mit einem spitzigen Werkzeug dieselbe Figur auf dem Gefässe eingräbt, dann das Silberblättchen darauf legt und es mit einem Hammer behutsam festklopft. Es gehört die grösste Geschicklichkeit dazu, die Figur auf dem Gefässe so zu zeichnen, dass das ausgeschnittene Silberblättchen genau darauf passt. Ich habe aber nie gesehen, dass die Arbeit misslungen wäre, welche überdiess sehr schnell von Statten geht.« — Die Leute versichern, dass die Verfertigung dieser Waaren schon von ihren Voräitern in derselben Weise seit zweitausend Jahren betrieben worden sei.

III.

DIE MASCARENISCHEN INSELN.

Nach *Arago*, *Billiard* und *Milbert*.

Die *Mascarenischen Inseln* liegen im Indischen Weltmeere, östlich von der Insel Madagascar, und bestehen aus zwei grössern Inseln, *St. Mauritius* und *Bourbon*, nebst einigen Eilanden und Klippen bei St. Mauritius, und der weiter ostwärts abgesondert liegenden kleinen Insel *Rodriguez*.

Die Entdeckung der beiden grössern Inseln geschah im Jahre 1505 durch den Portugiesen *Don Pedro Mascarenhas*, daher auch die ganze Gruppe nach ihm benannt worden ist. Er selbst gab der jetzigen Insel St. Mauritius den Namen *Cerne*, wie man glaubt, nach der lateinischen Benennung *Cerne*, unter welcher angeblich *Plinius* die Insel Madagas-

ear verstanden haben soll. Es lässt sich aber nicht denken, dass Plinius oder irgend einer von den Alten diese ostafrikanischen Inseln gekannt habe*). Die Insel Bourbon wurde *Mascarenhas* genannt. Obschon die Portugiesen fast während des ganzen XVI. Jahrhunderts Herren der von Mascarenhas entdeckten Inseln waren, so scheinen sie doch auf keiner von beiden Ansiedelungen errichtet zu haben. Alles was sie thaten, beschränkte sich darauf, sie mit einigen Thieren, z. B. Ziegen, Schweinen etc. zu bevölkern.

Im J. 1580 kamen die *Spanier* in den Besitz dieser Inseln. Als sich *Philipp II.* beim Tode Heinrichs von Portugall in demselben Jahre des Königreichs Portugall bemächtigt hatte, vereinigte er auch damit die Besitzungen desselben in den indischen Gewässern. Aber die Inseln Cerne und Mascarenhas wurden von den Spaniern eben so vernachlässigt, wie diess von den Portugiesen geschehen war. Um das J. 1595 gelang es den *Holländern*, nachdem sie sich von Spanien unabhängig gemacht hatten, alle ehemaligen Eroberungen der Portugiesen und Spanier im Indischen Meere, und folglich auch die Inseln Cerne und Mascarenhas an sich zu bringen. Der Admiral *van*

*) Das Cerne des Alterthums war eine der *westafrikanischen* Inseln. S. *Bischoff* u. *Möller Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern und neuen Geographie.* Art. *Cerne.*

Neck landete zuerst im J. 1598 auf der damals unbewohnten Insel *Cerne* und nannte sie *Mauritius*, dem Prinzen *Moritz* von *Oranien*, damaligem Statthalter der Vereinigten niederländischen Provinzen, zu Ehren. Es scheint aber nicht, dass die Holländer auch jemals *Mascarenhas* förmlich in Besitz genommen hätten, vermuthlich weil es ihnen keinen sichern Hafen darbot.

Erst im J. 1657 liessen sich *Franzosen*, von Madagascar aus, auf der Insel nieder, welche nun den Namen *Bourbon* erhielt. Die Insel *Mauritius* traten die Holländer im J. 1712 förmlich an *Frankreich* ab, welches im J. 1721 durch den Gouverneur von Bourbon die erste Niederlassung auf der nunmehr *Isle de France* (Insel Frankreich) genannten Insel errichten liess. Aber als eigentlicher Gründer und Gesetzgeber der Colonie ist *Mahé de la Bourdonnaye* anzusehen, welcher im J. 1734 zum General-Gouverneur für beide Inseln ernannt wurde. Diese blieben ungetrennt bei Frankreich bis zum Jahr 1810, wo sie von den *Engländern* erobert wurden. Letztere behielten sie bis zum Pariser Frieden, 1814, wo *Isle de France* an England abgetreten wurde und den frühern Namen *St. Mauritius* wieder erhielt, *Bourbon* aber im französischen Besitz verblieb.

Die geographische Lage von *St. Mauritius*, mitten im Indischen Weltmeere, auf dem Wege von Ostindien nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, macht sie für den Handel sehr wichtig,

da sie nicht nur eine bequeme Niederlage für die Waaren, sondern auch ein sicherer Ankerplatz für die Schiffe ist. Sie liegt zwischen 19° 59′ bis 20° 31′ südl. Breite und 74° 57′ bis 75° 25′ östl. Länge von Ferro, und hat einen Flächeninhalt von 55¼ geogr. Geviertmeilen. Die Naturbeschaffenheit des Bodens bezeugt die vulkanische Entstehungsart der Insel, obschon sie jetzt keine thätigen Vulkane mehr aufzuweisen hat. Im nordwestlichen Theile ist sie ziemlich eben, sonst aber sehr gebirgig. Die höchsten Punkte sind der Piton (Kegel) des *Berges des Kleinen Schwarzen Flusses*, 424 Pariser Klafter über der Meeresfläche, der *Pieter Bot* (*Pitterboot*), 420 P. Kl., der *Pouce*, 416, der *Rempart*, 396, der *Corps de Garde*, 369, der Piton der *Savane*, 355, die höchste Spitze der *Trois Mamelles* (drei Brüste), 342, der Piton des *Bambou*, 322, der Piton des *Porte*, 309, und der *Brabant*, 283 P. Kl.

Die mittlere Gegend der Insel scheint in den frühesten Zeiten bedeutende Umwälzungen erlitten zu haben. Die Pitons sind unstreitig besondere Vulkane gewesen, deren Entzündung entweder nach oder gleichzeitig mit dem Entstehen eines grossen Centralvulkans, der später zusammengestürzt ist, Statt gefunden hat. Ueberall findet man Laven und trachytische Gesteine, so wie Krystallisationen von Kalkspath und eine Art grösstentheils verwitterter Breccie, welche einer durch die Zeit veränderten Puzzolane ganz ähnlich ist. Auch die

Laven sind der Verwitterung nicht entgangen. Das Regenwasser nimmt, indem es auf der Oberfläche derselben hinfliesst, die zersetzten Stoffe mit sich fort und setzt sie in den niedrigern Theilen der Insel, in der Nähe der Seeküste, ab, wo diese Niederschläge wagrechte Schichten bilden. Am Strande findet man fast überall die Arbeit der Polypen und Madreporen. Aus dem Tiefsten des Abgrundes wie eine Mauer emporsteigend, dienen diese Arbeiten der Insel zum Gürtel, welcher sie gegen die Verwüstungen des Meeres schützt, zugleich aber auch für die Schiffe gefährlich wird. Ganze kleine Inseln haben sich dadurch gebildet, z. B. *Ambon*, *de la Passe*, *Aux Canoniers* u. a. m., deren Umfang sich fortwährend vergrössert, so dass sie die Küstenwasser der Hauptinsel zurücktreiben. Auch im Innern der Letztern, vorzüglich im Quartier von *Pamplemousses*, findet man Korallenbänke, welche mit Lava-Schichten abwechseln. Diess beweist, dass diese Theile der Insel ehemals unter dem Meere lagen, dass die in das Wasser fliessende Lava die Bänke bedeckt, und dass die Thiere ihre Arbeiten oberhalb der Lavaströme, als diese erkaltet waren, wieder begonnen und so lange fortgesetzt haben, bis sie durch einen neuen Ausbruch abermals darin unterbrochen worden sind. Auch Bänke von Kalkstein mit Versteinerungen von Schildkröten etc. in einer Höhe

von mehr als 160 P. Kl. über dem Meere, beweisen, wie sehr sich das Niveau desselben geändert hat.

In verschiedenen Gegenden der Insel bemerkt man unterirdische Höhlen, welche zwar nur eine geringe Tiefe, aber zum Theil eine beträchtliche Länge haben.

Durch die zahlreichen Bergschluchten, welche sich nach allen Seiten gegen das Meer öffnen, ergiessen sich in dasselbe eine Menge Flüsse, worunter der *Grosse Fluss* (*Grande Rivière*), wie schon der Name anzeigt, der bemerkenswertheste ist. Die Beschaffenheit des Bodens ist Ursache, dass keiner derselben zur Schiffahrt gebraucht werden kann. Sie stürzen an vielen Orten von sehr hohen Punkten in tiefe Abgründe hinab. Einige dieser Wasserfälle gewähren einen schönen und zum Theil prachtvollen Anblick, namentlich der des Flusses *Tamarin*, dessen Höhe auf 120 Klafter geschätzt wird. Er besteht zwar aus mehren Absätzen, wird aber dadurch nur schöner und malerischer. Einige Flüsse, wie der *Moka*, der *Pamplemousse* etc. können Piroguen tragen, aber diese Art von Schiffahrt ist auf eine nur kleine Strecke ihres Laufes beschränkt und muss mehr als eine Belustigung, keineswegs aber als eine Sache von Bedeutung angesehen werden. Ausserdem hat die Insel einige Teiche, worunter der wichtigste das *Grosse Becken* (*Grand Bassin*) im südlichen Theile

der Insel ist, welches fast zwei Stunden im Umfange hat und eine kleine Insel enthält. Die Tiefe des Wassers soll fast unergründlich seyn.

Das Meer macht an den Küsten verschiedene Einbuchten, unter welchen die bei der Bay des Grossen Flusses, an der nordwestlichen Seite der Insel, wo sich die Hauptstadt und der Hafen *Port Louis* befindet, der vorzüglichste ist. Hier pflegen alle Schiffe zu landen, die aus Europa oder Indien kommen. Die Landungsplätze im Grunde des Hafens sind leicht und bequem. Ebbe und Fluth ist schwach, gewöhnlich nicht über zwei Fuss und zwei Zoll; nur zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen steigt sie auf drei Fuss.

Das *Klima* ist der geographischen Lage zwischen den Tropen und in der südlichen Halbkugel gemäss. Dezember und Jäner sind die heissesten Monate, wo zugleich die meisten Gewitter herrschen und die kleinen Gewässer austrocknen. Die Regenzeit ist am anhaltendsten im August und September, wo auch die kühlste Temperatur herrscht, so dass man wärmere Kleider anziehen muss. Aber auch in den übrigen Monaten fällt von Zeit zu Zeit Regen. Sehr furchtbar sind die *Orkane*, welche am meisten im Dezember, ausserdem aber auch in spätern Monaten einzutreten pflegen. Unter die schrecklichsten Naturbegebenheiten dieser Art gehörte der, welcher 1818 am 28. Februar und 1. März

die Insel verwüstete *). Den *Erdbeben* ist die Insel weniger unterworfen, als man der vulkanischen Beschaffenheit zufolge glauben sollte. Von 1721 bis 1784 ist fast in keinem einzigen Reiseberichte die Rede davon. Im letztern Jahre entdeckte man nach einem Orkane auf dem Berge Trois Mamelles Spuren eines Einsturzes. Am 4. August 1786 empfand man zwei Erdstösse, welche übrigens keinen Schaden anrichteten. — Hagel ist sehr selten, und Schnee etwas ganz Unbekanntes. *Milbert* **) beobachtete bloss während der kühlen Jahreszeit in den Wäldern von Wilhems des Morgens einen Reif, der erst um die Mittagszeit verschwand. — Die gewöhnliche Temperatur ist im Sommer 18 bis 20, im Winter 15 bis 18° R. Sehr selten steigt selbst in den heissesten Monaten das Quecksilber über 22°. — Das Barometer steht, ausser der Zeit der Orkane, in *Port-Louis* zwischen 27 Zoll 9 Linien bis 28 Zoll 3 und 4 Linien. In den höher liegenden Ebenen von *Moka* steigt es selten über 27 Zoll. — Uebrigens ist das Klima nicht das gesündeste. Frauen leiden häufig an Brust- und Halsbeschwerden. Aussatz und Harnverhaltungen

*) Eine umständliche Beschreibung dieses Orkans, nach *Billiard*, enthält mein *Gemälde der phys. Welt*, IV. Band, im letzten Abschnitt.

**) *Reise nach Isle de France* etc. Nach dem Französischen von Dr. *Blumhof*. Mit 1 Karte. Frankfurt a. M., 1825.

sind häufig, so wie Wurmkrankheiten unter den Kindern aller Farben. Die Pocken wurden zuerst im J. 1771 durch ein Handelsschiff nach dieser Insel, welche sonst frei davon war, gebracht und richteten damals, so wie auch 1792, sowohl unter der weissen als der schwarzen Bevölkerung grosse Verheerungen an. Seit 1802 ist indess die Kuhpockenimpfung eingeführt worden.

Der Boden auf St. Mauritius ist zwar nicht so fruchtbar wie auf der Insel Bourbon, bringt aber doch eine Fülle mannichfaltiger und zum Theil sehr schätzbarer Gewächse hervor, von denen viele erst durch die Europäer einheimisch gemacht und aus Europa, Indien, Madagascar, Brasilien etc. hieher gebracht worden sind. Man hat allerlei Getraide, besonders Waizen, Mais, Reis, Gerste, Hafer, Hirse, so wie verschiedene Hülsenfrüchte, namentlich Bohnen, Erbsen, Linsen; ferner Artischocken, Kürbisse, Melonen, Gurken, Ananas, Pfeffer, worunter eine einheimische Art, Spinat, Kresse, Fenchel etc. etc., Kartoffeln, Bataten, Safran, Ingwer, Zuckerrohr, Indigo, Kaffeh, Gewürznelken, Baumwolle, Tabak etc.; ferner Erdnüsse, Arum oder Karaibischen Kohl, eine Menge Zierpflanzen und Blumengewächse; ferner Thee, Cardamomen, etc., von Bäumen, Fichten, Tannen und Eichen, die aus Europa gebracht worden aber ausgeartet sind und nur eine mässige Höhe erreichen; allerlei Obstbäume der Tropengegenden,

auch viele aus Europa eingeführte; aber der Weinstock gedeiht nicht; er bringt zwar Trauben, aber die Beeren reifen nicht alle zugleich und der daraus gewonnene Wein ist schlecht. Ferner viele andere nützliche Bäume, z. B. mancherlei Palmen, das Rothholz, aus dem man Fackeln macht, der Zimmtbaum (*Laurus cupulifera*), der aber nur von seiner Aehnlichkeit mit dem echten Zimmtbaum von Ceylon (*L. Cinnamomum*) den Namen führt und von dem man bloss das Holz zu Tischlerarbeiten gebraucht; das Stinkholz (*Foetidia procera*); doch ist die stinkende Eigenschaft des Holzes auch mehren andern Bäumen gemein, die aber gutes Bauholz geben; das Eisenholz, von dem man an sieben Gattungen hat; das Ebenholz, das Sandelholz, der Manglebaum und eine Menge anderer Gewächse. Um das Jahr 1770 wurde im Quartier von Pamplemousse unter der Leitung des französischen Botanikers *Céré* ein eigner Acclimatisations-Garten angelegt, welcher für die Insel von grossem Nutzen gewesen ist.

Die Thiere sind ebenfalls theils einheimische, theils von den Colonisten eingeführte. Dass die zahlreichen Affen, von welchen aber nur zwei Gattungen hier leben, durch die ersten portugiesischen Seefahrer nach St. Mauritius gebracht worden, wie einige Reisende behauptet haben, findet *Milbert* mit Recht nicht sehr wahrscheinlich. Die Ratten, die zur Holländerzeit eine grosse Plage der Insel wa-

ren, sind jetzt weniger zahlreich. Der Hund, der in allen möglichen Rassen vorkommt, soll hier seinen Geruch verlieren. Die Katzen sind zum Theil verwildert und leben in Wäldern. Häufig sind Hasen, Fledermäuse, von denen der Fliegende Hund die Grösse eines Kaninchens erreicht und von manchen Einwohnern gegessen wird, und Igel; die Hirsche waren ehemals häufiger als jetzt. Rindvieh, sowohl europäisches als Zebus (Buckelochsen), und Ziegen sind ebenfalls zahlreich, Schafe dagegen selten, und man hält sie nur um des Fleisches aber nicht um der Wolle willen, da diese in den Tropengegenden zu seidenartig ist. Von Schweinen, die man mit Mais und Maniok fättert, hat man mehre Arten; einige haben sich in die Wälder verlaufen und sind verwildert. Man nennt sie *Cochons marrons*. Pferde sind vom Cap und aus Asien eingeführt worden, aber man zieht ihnen, wegen der schlechten Wege, die Esel vor, welche sehr häufig sind. Maulthiere hat man nur wenig.

Die Zahl der Vögel ist nicht bedeutend. Man hat Sperber, Kernbeisser, eine Gattung Elstern, *Martin* genannt, welche Myriaden schädlicher Insekten vertilgt und dadurch sehr wohlthätig wird, ferner Rebhühner, Schnepfen, Turteltauben, Perlhühner, Papagaien, jedoch nur kleine Gattungen, Amseln, welche gegessen werden, Haushühner, darunter auch das Negerhuhn (*Poule negresse*), mit

schwarzem Fleisch und schwarzen Knochen, Tauben, Truthühner, Enten, Gänse, Sultanshühner (*Gallinula porphyrio*), deren Fleisch dem der Fasanen gleich geschätzt wird, Sturmvögel, Tropikvögel, etc. etc. Den Berichten älterer Reisenden zufolge gab es ehemals auf der Insel St. Mauritius einen Vogel, grösser als ein Schwan, aus der Familie der Trappen, der *Dronte* (*Didus ineptus*) genannt, welcher aber nicht mehr zu sehen und wahrscheinlich ganz ausgestorben ist, wenn es nicht, wie *Oken* glaubt, der *Didus solitarius* ist, der noch auf den Inseln Bourbon und Rodriguez gefunden wird *).

Von *Amphibien* giebt es eine Menge Eidechsen, die sich zum Theil bis in die Wohnungen der Menschen eindrängen, an den Mauern umherkriechen und sich selbst auf Spiegeln und den gläsernen Kugeln, worin man den Wachsstock einschliesst, festhalten. Die Schildkröten werden, des starken Verbrauches wegen immer seltener. Frösche waren sonst nicht einheimisch, sondern sind erst um das J. 1780 von den *Sechellen* nach St. Mauritius gebracht worden, wo sie eigens in stehenden Wassern gezogen und von einigen Personen verspeist werden. Sie machen des Nachts einen ausserordentlichen Lärm, und wenn die

*) *Okens* Lehrbuch der Naturgeschichte. III. Theil, S. 645.

nicht minder zahlreichen und lebhaften Cicaden in dieses Geschrei mit einstimmen, so wird es fast unerträglich.

Andere Wasserthiere sind Walfische und andere grosse Cetaceen, welche sich an der unter dem Winde gelegenen Küste der Insel häufig sehen lassen. Auch erscheinen an den Mündungen der Flüsse zuweilen Seekühe. Die Flüsse selbst sind sehr fischreich und liefern Karpfen, *Gouramis* (*Osphronemus Gourami*), eine aus China stammende Fischgattung, welche so geschätzt wird, dass man sie nur Freunden oder andern ausgezeichneten Personen vorsetzt. Ferner werden auf die Fischmärkte gebracht: Goldkarpfen, verschiedene Arten von Lachsen, Butten, Sprotten, Muränen, Makrelen, etc. etc. Im Grossen Bassin giebt es ungeheuer grosse Muränen, von welchen man fabelt, dass sie Negerkinder verschlungen hätten, die sich hier badeten. Im offenen Meere sind Rochen von 10 bis 12 Fuss Länge und 7 bis 8 Fuss Breite, auch Stachelrochen, die den Badenden oft gefährlich werden.

Aus der Klasse der *Insekten* leben zuvörderst an den Küsten der Insel mancherlei Schalenthiere (*Crustaceen*), namentlich Krabben der verschiedensten Art. Die Heuschrecken richten oft grosse Verwüstungen an. Unter den vielen Schmetterlingen ist der zierlichste der *Papilio demoleus* (*Fabr.*). Die Nachtfalter flattern in den Zimmern schaaren-

weise um die Lichter herum und werden überdiess noch dadurch beschwerlich, dass sie die Eidechsen in das Innere der Häuser ziehen. Die Ameisen sind ebenfalls eine furchtbare Plage für die Colonisten, welche ihre Früchte und andere Esswaaren kaum vor den Angriffen derselben zu schützen vermögen. Man stellt zu dem Ende die Füsse der Tische und Speiseschränke auf Würfel, die in wasservollen Näpfen stehen. Die Skorpione der Insel sind nicht gefährlich und ihre Stiche leicht zu heilen. Von Schaben oder Kakerlaken hat man drei Gattungen. Sie zernagen Möbeln, Schriften, Bücher und Nahrungsmittel. Ihr Hauptfeind ist die s. g. Grüne Fliege (*Mouche verte*) oder die Grüne Mauerwespe (*Chlorion lobatum F.*). Die Bienen sind erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Insel gebracht worden und liefern einen sehr guten Honig. Die Larven einiger Käfer, namentlich von den Geschlechtern *Cerambyx* und *Leptera*, werden von den Negern und auch wohl von Weissen als Leckerei gegessen. Lästig sind die sehr zahlreichen Fliegen, Mücken und Muskiten. Einige Spinnengattungen sind ungeheuer gross und ihre Gewebe so stark, dass sich kleine Vögel darin fangen.

Unzählbar sind die Schalthiere und Mollusken, welche das Meer beherbergt, vorzüglich Sepien, Porzellanschnecken, Blasenschnecken, Bischofsmützen, Kinkhörner, Purpurschnecken, Schrauben-

schnecken, Harfen, Helmmuscheln, Flügelschnecken, Seeohren, Käfermuscheln, Gienmuscheln (bis zu 200 Pfund Schwere), Austern, Seeigel, Seesterne, Madreporen, Milleporen etc. etc.

Die Zahl der *Einwohner* auf St. Mauritius ist etwas mehr als 100000, worunter sich im J. 1829 über drei Viertel Sklaven befanden. Das Uebrige waren Weisse und freie Mulatten. Die Weissen sind grösstentheils Creolen französischer Abkunft, die Sklaven Afrikaner, meist von der Westküste, aber auch von der Ostküste, aus Mozambique und Madagascar, nebst Ostindiern, besonders Malayen, Malabaren, Bengalesen etc. Doch giebt es unter den aus Ostindien abstammenden Einwohnern auch freie Leute, die sich als Dienstboten vermiethen, als Handwerker arbeiten, als Gaukler Geld verdienen etc.

Die französischen Creolen werden von allen Reisenden als eine im Ganzen achtungs- und selbst liebenswürdige Menschenklasse geschildert. *Milbert* und *Arago* *) fanden als Stammverwandte überall

*) *Souvenirs d'un Aveugle. Voyage autour du Monde* par *M. J. Arago.* IV. Tomes. Bruxelles et Leipzig. 1839. Der Verfasser ist der Bruder des berühmten Naturforschers. Er begleitete den Cap *Freycinet* auf seiner Reise um die Welt in den Jahren 1817 – 1820 und gab schon 1822 eine Uebersicht dieser Reise unter dem Titel: *Promenade autour du Monde* etc., von welcher wir im III. Jahrgange dieses Taschenbuches (1825), S. 85 u. ff. Auszüge mitgetheilt haben.

eine freundliche und zuvorkommende Aufnahm
Als *Arago* zu Port Louis ans Land stieg, nähe
sich ihm, ehe er noch ein Haus betreten hatte, e
Mann von gutem Ansehen und grüsste ihn mit d
Worten: »Sie gehören vermuthlich zum Gene
stabe der so eben gelandeten Corvette?« — J
mein Herr! — »Und haben hier keinen Bekannten?«
Nein, mein Herr! — »Auch noch keine Wohnung?«
Nein, mein Herr! Sie sind wie ich sehe ein Gas
hofbesitzer? — »Beinahe.« — Ich verstehe S
nicht. — »Ich bin ein Kaufmann und Banquie
Sobald ein französisches Schiff ankommt, gehe ic
an den Hafen und schätze mich glücklich, wen
man meiner Einladung folgen und ohne viele Um
stände zu machen mein Gast seyn will. Sie habe
ohne Zweifel lange an keiner Tafel gesessen
Machen Sie mir das Vergnügen, einen Platz a
der meinigen einzunehmen.« — Ihre Höflichkeit is
mir so schmeichelhaft, dass es unartig seyn würde
die Einladung auszuschlagen. — »Nun, da ist ei
Palankin; meine Neger werden Sie tragen.« . . .

Die Sitten und Gewohnheiten der Colonisten
auf Mauritius sind von denen der Europäer merk
lich verschieden. Die Familienväter bleiben den
ganzen Sommer hindurch auf ihren Pflanzungen,

Seine Schilderungen sind äusserst lebendig und anziehend
und besonders die „Souvenirs" verdienten vollständig ins
Teutsche übersetzt zu werden.

um diese zu beaufsichtigen. Sie leben hier, wenn auch nicht angenehmer, doch wenigstens ökonomischer, als es in der Stadt möglich ist. Nur beim Eintritt des Winters begeben sie sich mit Frau und Kindern in die Stadt. In dieser Jahreszeit sind die Strassen mit Reisenden bedeckt. Einige reisen zu Pferde, die meisten aber geben den Eseln den Vorzug. Die Frauen und Kinder werden in Palankins von Sklaven getragen, deren gewöhnlich, um sich abzulösen, acht an der Zahl sind. Räderwagen, von Pferden gezogen, kommen auf den Wegen, die ein wenig von der Stadt entfernt sind, nicht ohne Gefahr fort. Man erkennt die Nähe eines reisenden Colonisten leicht an dem Gesange, wodurch die Neger sich ihre beschwerliche Arbeit zu erleichtern suchen. Sie gehen paarweise, so dass sie sich mit den Schultern berühren und der übrige Körper sich etwas seitwärts neigt. In dieser Lage wiegt sich der Palankin von einer Schulter auf die andere, ohne dass die getragene Person die Bewegung wahrnimmt. Die weiblichen Sklaven folgen dem Zuge und tragen das Gepäck. Den Aeltern folgen die kleinen Kinder, deren Palankine bloss aus einer Hangmatte bestehen.

Wenn die Jahrszeit der Rückkehr vom Lande eingetreten ist, so wird die Stadt sehr lebhaft und es wechseln Schauspiele, Bälle und andere Vergnügungen mit einander ab. Die creolischen Da-

men lieben Tanz und Gastereien leidenschaftlich. Auch haben sie ein besonderes Talent für Musik. Manche beschäftigen sich auch auf eine nützliche Weise mit dem Gewerbe ihrer Männer, indem sie Schreiberei und Correspondenz führen helfen, ohne dabei die Sorge für das Hauswesen hintanzusetzen. Die Männer sind thätig und betriebsam, vorzüglich diejenigen, welche ein Gewerbe treiben oder ihre Ländereien selbst bewirthschaften. Ueberhaupt sieht man auf Mauritius wenig Beispiele von jener Indolenz, welche den Creolen der Tropenländer im Allgemeinen zugeschrieben wird. Indessen sind sie gewohnt, nach dem Mittagsessen ihre Siesta zu halten, da die Hitze zu dieser Tageszeit sehr drückend ist. Während der Siesta sieht man Niemanden auf den stillen Strassen. Selbst die Neger schlafen auf den öffentlichen Plätzen oder im Schatten der Bäume.

Was die *Sklaven* betrifft, so sind die Afrikaner am meisten zur Feldarbeit geeignet. Die *Yolofs* sind grösser, stärker und besser gebaut, auch verständiger als die Neger von der Ostküste. Viele dieser Yolofs sind Tischler, Zimmerleute oder andere Handwerker. Sie zeichnen sich durch eine seltsame Tätuirung aus; sie malen z. B. auf den Bauch eine grosse Sonne, welche denselben ganz bedeckt und einer Art von Kürass ähnlich sieht. Die *Madegassen* sind sehr zum Entweichen nach ihrem Vaterlande geneigt, und machen dazu, be-

sonders wenn sie eine harte Strafe zu gewärtigen haben, die kühnsten Versuche. Anfangs suchen sie sich eines Kanots zu bemächtigen, und wenn ihnen dieses nicht gelingt, so verfertigen sie sich selbst einen Kahn aus einem hohlen Baum, mit unendlicher Geduld und grossem Zeitaufwand. Diesen Kahn bringen sie dann nach einem abgelegenen Orte an der Küste, und unternehmen auf diesem gebrechlichen Fahrzeug eine Fahrt von hundert Lieues. Wenn der Kahn nicht alle Flüchtlinge fassen kann, so schwimmt ein Theil derselben nebenher und schifft sich abwechselnd während der Reise ein. Es ist auch oft der Fall, dass mehre auf dieser Ueberfahrt umkommen, ehe sie ihr Vaterland wieder erreichen. Die Madegassen machen mit den Indiern ungefähr ein Drittel der Sklaven auf St. Mauritius aus. Ob sie gleich jede Art von Handwerk leicht erlernen, so nimmt man sie doch lieber zu Dienstboten.

Die *Indier* sind die schönsten und wohlgebildetsten aller fremden Einwanderer auf der Insel. Man zieht sie als Dienstboten vor, weil sie reinlicher und gelehriger sind als die andern Sklaven. Manche können lesen und schreiben und werden sehr gute Handwerker. Diejenigen, welche Creolen sind, dienten sonst unter den Truppen der französischen Besatzung beider Inseln. Die Malabaren sind vorzugsweise Handwerker; auch sind viele in den öffentlichen Bureaux oder bei den Kaufleuten

als Commis angestellt. Sie bewohnen in *Port Louis* ein eignes Stadtviertel (*le Camp des Malabares*).

In gut unterhaltenen Pflanzungen werden die Neger, welche getauft sind, gehörig zum Gebet angehalten. Den Uebrigen verstattet man die vollständige Ausübung ihres Cultus. Die Heurathen der Neger werden auf eine sehr einfache Weise vollzogen. Man empfiehlt ihnen in einer kurzen Rede wechselseitige Zuneigung und Treue, und bedroht denjenigen Ehegatten, welcher sich gegen den andern schlecht betragen würde, mit strenger Strafe. Die Peitsche ist das Werkzeug, welches die Justis zur Aufrechthaltung des Hausfriedens anwendet Derjenige, welcher damit beauftragt ist, heisst der »Commandeur«, übt aber sein Geschäft nur in Bezug auf den Ehemann aus. Ist die Frau strafbar, so giebt er die Peitsche an den Mann ab, welcher das Recht hat, sein Weib zu züchtigen.

Die Peitsche oder das Rohr (*Rotin*) ist überhaupt das allgemeine Züchtigungsmittel der Sklaven, besonders der Neger vom afrikanischen Festlande. Im Widerspruch mit der Humanität, die die Reisenden an den Creolen rühmen, verurtheilt der Plantagen-Besitzer den Sklaven zu 25 bis 30 Hieben mit derselben Kaltblütigkeit, als ob er zu ihm sagte: »Ich bin mit dir zufrieden.« *Arago*, der über das Leben der Weissen und Schwarzen auf der Insel sehr viel merkwürdige Einzelheiten

mittheilt, machte dem Pflanzer *Pitot*, bei dem er wohnte, freimüthige Vorstellungen über das Grausame dieser Behandlungsweise. Der Creole antwortete: »Was thun Sie in Frankreich, wenn ein Dienstbote ein Schloss aufbricht oder Ihnen Wäsche oder Geld stiehlt? Nicht wahr, Sie schicken ihn ins Gefängniss? Hierauf verurtheilt ihn die Jury zu sechsjähriger Haft, wie ich glaube, die geringste Strafe für ein Verbrechen dieser Art (?). Bei uns wird der Dieb durch den Sklavenaufseher auf den öffentlichen Markt oder nach Umständen auch nur in einen geschlossenen Hof geführt und empfängt hier seine 40 oder 50 Hiebe. Die ganze Sache dauert höchstens eine Viertelstunde.« — Sie können sie aber auch länger dauern lassen und ihm 600 Hiebe statt 50 geben lassen. — »Ganz und gar nicht. Wir strafen, aber wir tödten nicht.« — Ich bin aber doch in einem Lande (Brasilien) gewesen, wo man die Sklaven bis zum Tode prügelt. — »Das Meer ist gross und trennt uns von Brasilien.« Herr *Pitot* äusserte sich hier mit Unwillen über die falsche Meinung, die man in Europa, namentlich in Frankreich, in Betreff der Sklavenbehandlung in den Colonien habe. »Kennen Sie die barbarischen Sitten und Gebräuche, die Gesetze der Länder, aus welchen diese Schwarzen zu uns gebracht werden? Gewiss nicht, sonst würden Sie aufhören, sie zu beklagen, sobald sie den Fuss auf unsere Insel gesetzt haben. Der ar-

beitende Sklave ist es nur für einige Zeit. Was er über die ihm aufgelegte Arbeit verrichtet, wird ihm in Gelde vergütet. Sobald eine hinlängliche Summe beisammen ist, kauft er sich los und wird frei. Sehen Sie, gestern noch kam ein alter Sklave zu mir und sagte: »Herr, ich habe Geld und will einen Sklaven loskaufen.« — Wen denn? fragte ich. — »Meinen ältesten Sohn.« — Warum nicht lieber dich selbst? — »Ich bin alt und werde nicht lange mehr arbeiten; dann werden Sie mich ohnehin ernähren müssen und mein Sohn, wenn er frei ist, wird mich pflegen. Sollte ich noch mehr Geld ersparen können, so kaufe ich auch meinen zweiten Sohn los und sterbe dann in den Armen meiner Kinder.« — Die Vaterliebe des alten Sklaven, bemerkt Arago, wurde von Herrn *Pitot* gewürdigt und er gab ihm, für den Preis eines einzigen, die Freiheit seiner beiden Söhne.

Im Ganzen genommen ist die Behandlung der Sklaven, nach Aragos Beobachtungen, sehr menschlich, und es giebt daher nur wenig *Marrons* oder Flüchtlinge auf der Insel, obwohl das Innere derselben einige schwer zugängliche Wildnisse darbietet, wo sie sich aufhalten können. Ehemals erhielt, nach einem alten Gebrauch, der allmählich Gesetzeskraft erlangt hatte, ein wieder eingebrachter Marron das erste Mal 25 Rohrhiebe, bei einer zweiten Entweichung 50, und wenn er dasselbe Verbrechen zum dritten Male beging, 100

Hiebe. Dagegen empfing ein Sklave, welcher einen Flüchtling wieder einfing, als Belohnung vier harte Piaster. Die Folge davon war, dass nicht selten zwei Schelme sich mit einander einverstanden und durch das Loos bestimmten, wer entweichen sollte. Der Andere brachte den Ausreisser zurück und Beide theilten sich brüderlich in die vier Piaster, welche dann lustig vertrunken wurden.

In Bezug auf die Züchtigung der Sklaven wurde unserm Verfasser eine ergötzliche Geschichte erzählt, deren Held ein Gouverneur der Insel war.

Dieser Herr kam aus Frankreich nach St. Mauritius mit sehr löblichen Ideen von Gleichheit und Humanität, wie sie alle Europäer in die Colonien mitbringen, in kurzer Zeit aber wieder vergessen. Kaum hatte er seinen Posten angetreten, als er Herrn *Pitot* rufen liess, den man ihm als einen der wackersten Einwohner geschildert hatte. »Ihre Insel ist ziemlich klein, Herr Pitot.« — Es giebt aber noch unangebaute Ländereien hier. — »Nun, wir werden dafür sorgen. Aber die hölzernen Häuser sind sehr feuergefährlich.« — Steinerne Gebäude würden uns bei den häufigen Orkanen todtschlagen. — »Es wundert mich ausserordentlich, dass es bei Ihnen keine Sklavenempörungen giebt.« — Wir sorgen aber auch dafür, dass es den Sklaven wohl gehe. — »Man hat mir aber doch gesagt, dass jedes Jahr eine Menge unter der Peitsche sterben.« — Nicht ein einziger. Ich habe

1200 Neger, und alle sind lustig und fröhlich, tanzen und singen, und denken nicht mehr an ihr wildes Afrika. — »Ich weiss aber bestimmt, dass die meisten Pflanzer bis 1000 Hiebe und zuweilen noch mehr geben lassen. Das muss anders werden. In Zukunft sollen 400 Hiebe das Höchste seyn.« — General, das wird einen Aufstand zur Folge haben. — »Das wollen wir sehen.« — Die Neger werden sich widersetzen und insgesammt davon laufen. — »Sie wollen also lieber zerfleischt seyn?« — Aber, General, die höchste Strafe ist bisher nie mehr als 100 gewesen. — »Was? Hundert?« — Ja. — »Ei so gehen Sie!« — Ich sage die Wahrheit. — »Und diese Kerls schreien und beklagen sich! Schändliches Volk! Nun, wir werden sehen. Uebrigens danke ich Ihnen, Hr. *Pitot*, für die nützlichen Auskünfte, die Sie mir gegeben haben. Morgen wird das Weitere folgen.«

Am nächsten Tage liess der Gouverneur vier Neger in sein Schlafzimmer kommen und sagte zu ihnen: »Hat einer von euch schon einmal einen Sklaven auspeitschen müssen?« — Alle vier antworteten: Ja, ich! — »Du scheinst mir der Stärkste zu seyn«, sagte er zu dem, der ihm zur Rechten stand. »Jetzt höre, was ich dir befehle. Ihr werdet mich hier mit diesem Strick an den Fuss dieses Bettes anbinden, und zwar so fest, dass ich mich nicht losmachen kann, und dann werdet ihr mir *funfzehn Rohrhiebe* geben, so stark, wie ihr

sie einem Sklaven geben würdet, der bestraft werden soll. Verstanden?« — Aber, gnädiger Herr... »Keine Einwendung! Und wenn ihr mich gehörig angebunden habt und zu peitschen anfangt, hütet euch, auf meine Bitten und mein Schreien zu hören, so lange bis ich nicht alle fünfzehn Hiebe empfangen habe, oder ich lasse euch sechs Monate in den tiefsten Kerker einsperren.«

Die Sklaven mussten gehorchen, der General wurde fest angebunden und der Neger fing an zu hauen. Gleich beim ersten Hiebe stiess der Gouverneur ein furchtbares Geschrei aus, beim zweiten suchte er sich los zu machen, beim dritten drohte er den Neger todtschlagen zu lassen, der jedoch noch lange nicht seine ganze Kraft aufgewendet hatte. Der arme General ächzte, fluchte, heulte, — er würde allen vier Negern die Köpfe abschlagen lassen — die ganze Stadt in Brand stecken — es half Alles nichts; er bekam seine fünfzehn Hiebe, nicht mehr und nicht weniger, und kaum war er losgebunden, als er erschöpft zu Boden fiel. — Aber ich habe doch nicht sehr stark zugehauen, sagte der Neger. — »Was nennst du stark, du Henkersknecht?« — Wenn es der gnädige Herr befiehlt, will ich es Ihnen zeigen. — »Um Gottes willen nicht! Ich habe genug!«

Zwei Tage später, als der Gouverneur wieder sitzen konnte, schrieb er an Herrn *Pitot* folgendes Billet: »Sie haben Recht, mein Herr; fünfzig Rohr-

hiebe sind eine furchtbare Züchtigung; ich habe nur *fünfzehn* bekommen und werde wenigstens eine Woche lang kein Pferd besteigen können. Die Pariser verleumden Euch. Ihr seid besser als sie.«

Die Marron-Neger richten in den Wäldern und selbst in den benachbarten Pflanzungen vielen Schaden an. Man ist oft gezwungen, Gewaltmittel gegen sie anzuwenden, deren Strenge bloss die Nothwendigkeit entschuldigen kann. *Milbert* bemerkt über diese Verhältnisse, wie sie zu seiner Zeit Statt fanden, Nachstehendes.

Wenn man Nachricht hat, dass eine Bande entflohener Neger sich in den Wäldern oder zwischen den Höhen (*mornes*) vereinigt hat, so lässt man durch andere bewaffnete Neger Jagd darauf machen. Diese veranstalten dann ein Treibjagen, wie beim Wildpret. Die Kenntniss, welche die Marrons von den Gegenden haben, sichert ihnen die Ungestraftheit mancher Unternehmungen. Man hat gesehen, dass sie Hausthiere entführten und solche im Dickicht der Wälder verzehrten. Sie sinnen dabei auf alle möglichen Ränke, um ihren Verfolgern zu entwischen. Wenn sie auf Raub ausgehen, so bestreichen sie den Körper stark mit Kokosöl; sie können dann ohne Mühe den Händen derjenigen entschlüpfen, welche sie fest zu halten glauben. Auch haben sie ein sinnreiches Mittel, um über Mauern und Palissaden zu steigen. Die Mauern sind zwar oben mit eisernen Spitzen oder

mit Glasscherben besetzt. Die Neger führen indess mehre Säcke von *Wakoi* (eine Palmenart, deren Blätter zu Beuteln dienen, in welche der Kaffeh eingepackt wird) mit sich und legen sie über die Mauer, so dass sie solche ohne Gefahr besteigen können. Die Hausherren sind gezwungen, auf ihren Höfen grosse Hunde zu halten, welche man des Nachts loslässt. Trotz aller dieser und anderer Vorsichtsmassregeln erfahren die Neger, durch ihre Verbindungen mit den Sklaven in den Pflanzungen, Alles was vorgeht und sind von jedem Umstande, der ihren Unternehmungen günstig ist, unterrichtet.

Die gewöhnliche Nahrung der Sklaven, besonders der Neger, besteht in Mais, Maniok, Süss-Kartoffeln und andern Wurzelgewächsen. Getraide wird bloss für die Weissen gebaut. Einige derselben, welche nur kleine Pflanzungen besitzen, essen ebenfalls Mais und Kuchen von Maniok. Die Weissen verzehren viel Reiss und besonders die Damen ziehen ihn dem schönsten Brode vor. Dieser Reiss wird in blossem Wasser, ohne irgend ein Gewürz gekocht. Dagegen würzt man alle Ragouts, besonders den *Cari*, welcher das Lieblingsgericht der Einwohner ist, sehr stark. Dieses Ragout besteht aus verschiedenem Geflügel und Reiss. Man zieht überhaupt viel Federvieh, sowohl zum einheimischen Gebrauch als zum Verkauf an die Seefahrer. Die Kartoffeln sind sehr geschätzt.

Man sieht fast immer eine oder zwei Schüsseln, mit gebackenen Fischen begleitet, auf der Tafel.

Die übrigen Nahrungsmittel sind von den in Europa gebräuchlichen wenig verschieden. Des Morgens trinkt man eine Tasse schwarzen Kaffeh, der sehr stark, dick und ohne Zucker ist; besonders die Frauen sind grosse Freundinnen davon. Einige Personen frühstücken auch Thee mit Citronensaft und Candiszucker. Um zehn Uhr nimmt man ein Gabelfrühstück, und kurz vor dem Mittagsessen ein Glas Madera. Uebrigens ist das Hauptgetränk Wasser, und man entgeht dadurch vielen hitzigen Krankheiten, welche in diesem Klima nur einen traurigen Ausgang haben können. Zur Kühlhaltung des Wassers bedient man sich, in Ermangelung des Eises, einer Art poröser Gefässe, welche aus Indien kommen. Der Bauch derselben ist sehr gross und der Hals mit einem ausgeschnittenen Absatze verlängert. Man hat diese Gefässe von allerlei Grösse. Einige sind schwarz, andere roth. Die gesuchtesten sind aus Kalin (einer Art Zinn oder Weisskupfer), oder aus Silber verfertigt. Man umwickelt sie mit einem wollenen Zeuge, der beständig feucht erhalten wird. Die durch die Verdunstung hervorgebrachte Kälte macht, dass das Wasser sogar Eis ansetzt. Die irdenen Gefässe dieser Art braucht man nur dem Luftzuge auszusetzen, um das Wasser darin kühl zu machen. Die Verdunstung dringt durch die Poren

und bringt dieselbe Wirkung hervor. Ein sehr angenehmes Getränk erhält man auch durch die Vermischung mit Bordeaux, welche Weinsorte am meisten auf der Insel consumirt wird.

Die Tafeln, an denen man speist, sind sehr reinlich und zierlich hergerichtet. Die Wäsche ist von der blendendsten Weisse. Bei reichen Leuten hat man silbernes oder plattirtes Tafelgeschirr, aber weniger aus Luxus als aus wohlberechneter Wirthschaftlichkeit. Das Porzellan ist in den Händen der Neger dergestalt dem Zerbrechen ausgesetzt, dass die auf die Wiederanschaffung des Geschirres verwandten Summen den Preis eines vollständigen Silber-Services in kurzer Zeit übersteigen. Bei jedem Gaste wird ein krystallenes Glas zu Maderawein und ein grösserer Becher zum gewöhnlichen Getränk hingestellt. Nur in wenigen reichen Häusern bedient man sich des chinesischen Porzellans. Mat hat mehre Arten desselben. Das gemeinste ist stark, mit blauen Zeichnungen von Thieren oder andern Gegenständen auf weissem Grunde geziert. Dieses starke Porzellan heisst *Porcelaine de pierre* (Stein-Porzellan) und giebt am Stahle Funken.

Auch chinesische Möbeln sind auf beiden Inseln sehr gemein und ziemlich wohlfeil. Die meisten sind aus Bambus verfertigt. In den Häusern der Reichen findet man europäisches Zimmer-

geräth, welches natürlich ausserordentlich theuer zu stehen kommt.

Um die Hitze während der Mahlzeit zu mildern, stellt man an das eine Ende der Tafel einen Neger mit einem grossen Fächer von Latania-Blättern. Diese Blätter haben 3 bis 4 Fuss im Durchmesser und einen langen Stiel, welcher zum Griff dient. Die zierlichsten solcher Fächer kommen aus China, wo man sie, um sie dauerhafter zu machen, mit einem guten Firniss überzieht. Dieser Fächer hat einen doppelten Zweck, nämlich frische Luft zu machen und die Insekten zu verscheuchen. — Das Küchengeschirr besteht in grossen Töpfen und Kesseln von Gusseisen, welche inwendig mit einer Art Glasur überzogen oder auch verzinnt sind und aus Bantam gebracht werden. Die Neger auf den Pflanzungen kochen ihre Speisen in einem Stück ausgehöhlten Bambus, welches sie einem lebhaften Feuer aussetzen, wodurch dasselbe zwar zum Theil zerstört wird, aber doch nicht ganz verbrennt. Auch die Blätter der *Seerose* (*Nymphaea*) dienen ihnen zur Bereitung ihrer Speisen. Sie machen in die Erde ein Loch, worin sie mit dürren Blättern und trockenem Holze Feuer anzünden. Auf dieses legen sie einen platten Stein in der Art, dass der Luftzug nicht unterbrochen werden kann. Ist der Stein hinlänglich erhitzt, so wird das Stück Fleisch oder der Reiss, den sie kochen wollen, in Blätter eingewickelt dar-

auf gelegt. Das Fett oder das Wasser erhält die Blätter feucht und verhindert, dass sie sich verzehren oder dass die Speisen einen brenzlichen Geschmack bekommen.

Die freigelassenen Neger, welche an den Abhängen der Berge ihre eigenen Pflanzungen bearbeiten, behalten gern manche Gewohnheiten ihres Vaterlandes bei. Der Bambus dient zum Bau ihrer einfachen Hütte. Das Dach ist mit Palmblättern gedeckt; die Seitenwände bestehen aus Flechtwerk von Bambus, dessen Zwischenräume mit Moos und Farrenkräutern ausgestopft sind. Einige dieser Bambus sind 6 bis 7 Fuss lang. Die Neger wissen die knotigen Absätze daran sehr geschickt zu durchbohren und bedienen sich dann dieses langen Cylinders zum Schöpfen des Wassers aus den benachbarten Quellen. Die Fische, welche aus den Pflanzungen nach der Stadt auf den Markt kommen, werden an lange Zweige von diesem Rohr gehängt und so zum Verkauf transportirt. — Zuweilen schneidet man aus dem Bambus Stücke von der Länge eines Fusses, gerade so lang, wie ein Knoten vom andern entfernt ist; man macht daraus Milchgefässe und verschliesst die obere Oeffnung mittelst eines hölzernen Pfropfes. Aus eben dem Rohr macht man Fresströge für das Federvieh. Die Neger in den Pflanzungen flechten aus den Fasern des Bambusrohres Körbe zu ihrem Gebrauch oder für das Haus. Aus den

Blättern der Latania-Palme (Fächerpalme) verfertigen sie Matten von 5 bis 6 Fuss Länge.

Die Hauptstadt der Insel St. Mauritius und die einzige Stadt von Bedeutung, ist *Port-Louis*. Wir haben eine kurze Beschreibung derselben, nach *Billiard*, im ersten Jahrgange unsers Taschenbuches, S. 155 u. ff., mitgetheilt. Die Insel ist bekanntlich auch der Schauplatz des berühmten Romans *Paul et Virginie*, dessen Hauptinhalt man lange Zeit für wahre Geschichte gehalten hat. In Bezug auf denselben finden wir bei *Arago* folgende Stelle: »Ich muss jetzt eine der angenehmsten Täuschungen Ihrer Jugend zerstören, indem ich Ihnen sage, dass Bernardin einen *Roman* geschrieben hat. Ich bin dazu gezwungen, eben weil ich *Geschichtliches* mittheile .... Hier zeigt man Ihnen das Grab der *Virginie*, im Garten des Hrn. *Cambernon*, im Quartier Pamplemousses, und gleich daneben das Grab Pauls. Alles erlogen! Die Sache verhält sich so. Madame *Latour* ist nicht vor Gram über den Verlust ihrer Tochter Virginie bei dem Schiffbruche des *Saint-Géran* gestorben, denn sie hat sich nach dieser traurigen Begebenheit, welche allerdings wahr ist, und nach dem Tode ihres ersten Gatten auf Madagascar, noch *drei Mal* verheurathet (wenn es nicht aus Verzweiflung geschehen ist!), das erste Mal mit Hrn. *Mallet*, dessen Familie noch auf der Insel lebt, hierauf mit Hrn. von *Creuston*, und zuletzt mit Hrn. von

Colligny. Sie war die Ahnfrau einer Familie *St. Martin*, welche jetzt noch in den Ebenen von *Wilhems* anzutreffen ist. Der Hirte, welcher eine so schöne Rolle in dem Romane spielt, war ein Chevalier *de Bernage*, Sohn einer Gerichtsperson zu Paris, welcher als gemeiner Soldat sich mit einem Kameraden duellirte, diesen tödtete und nach Isle de France flüchtete, wo er ein Haus an der Meeresküste bewohnte, etwa eine halbe Stunde von der Stelle, wo der St. Géran scheiterte. Er stand bei allen seinen Nachbarn in grosser Achtung. Ueber die Person dés *Paul* hat man keine gewissen Nachrichten. Ich erhielt alle diese Auskünfte von Hrn. *Liénard*, einem würdigen und sehr gefälligen Kaufmann, welcher mich zu dem Grabe der Virginie führte. Sie sind aus den Archiven der Insel geschöpft.

Die Insel *Bourbon* hat in ihrem grössten Durchmesser etwa 14 Lieues (zu 2853 Toisen) und in ihrem kleinsten ungefähr 9 Lieues. Der Umkreis mag, alle Krümmungen der Küste mit gerechnet, 48 Lieues betragen. Sie besteht hauptsächlich aus zwei grossen Vulkanen, dem *Gros Morne* und dem *Fournaise*, welcher Letztere in noch fortdauernder Thätigkeit ist. Der höchste Punkt der Insel ist der *Piton de Neige* (Schneekegel), welcher noch über den Gros Morne hinausragt. Aber man hat seine Höhe noch nicht genau ausgemittelt. Sie lässt sich ungefähr auf 1800 Par. Klafter anschlagen,

denn bei ganz reinem Himmel sieht man diesen Berg deutlich an dem Kleinen Flusse (*Petite Rivière*) von St. Mauritius. In dieser Ferne stellt sich *Bourbon* als eine kleine Insel dar, welcher zwei andere, der Vulkan und der *Brulé* von *St. Paul*, zur Seite stehen. Die Gipfel des Brulé kennt man unter den Namen des *Grossen* und des *Kleinen Bénard*. Er ist vielleicht nur um einige Klafter niedriger als der Piton de Neige.

Die beiden Berge, welche die Insel bilden, scheinen sich in grauer Vorzeit in Folge vulkanischer Erschütterungen von einander abgelöst zu haben. Diess anzunehmen, zwingt die allgemeine Gestaltung der Insel, deren Abhänge äusserst allmählich und in fast ebene Felswände, die gegenseitig nach dem Innern der Insel gekehrt sind, auslaufen. In dem dadurch gebildeten Bezirk befinden sich mehre Becken, in welchen die Hauptflüsse der Insel ihren Ursprung haben. Ausser der Regenzeit kann man sie alle durchwaten, aber während derselben und in der Zeit der Orkane sind sie häufig gar nicht zu passiren.

Die Bevölkerung der Insel kann 80- bis 90000 Köpfe betragen. Darunter befanden sich im J. 1816, wo Billiard hier war, an 60000 Negersklaven. Das Uebrige waren Mulatten, freie Farbige und Weisse, grösstentheils Franzosen und französische Creolen.

Das mit s. g. Colonial-Produkten angebaute Land, welches rings um die Insel einen Streifen von 1½ Lieues durchschnittlicher Breite bildet, und nur an ein paar Stellen unterbrochen wird, ist von einem weit grössern Ertrage als die Ländereien in Frankreich. Der reine Ertrag eines mit Zuckerrohr oder Kaffehbäumen bepflanzten Stück Feldes von der Grösse eines Arpent ist in der Regel 6-, 7- bis 800 Francs; dagegen giebt derselbe mit Baumwolle bestellte Raum nicht mehr als 50 Francs. Auf der Plantage des Hrn. *Malherbe*, im Marquet-Grund, producirte jeder Sklave jährlich ungefähr 330 Pfund Kaffeh. Indess bei weitem nicht alle Sklaven, vornehmlich die im Bezirke unter dem Winde (an der Westseite der Insel) sind so einträglich, und die mit dem Maisbau beschäftigten erzeugen in der Regel nur 3000 Pfund, welches an Werth nicht einmal so viel wie 180 Pfund Kaffeh ist. Nimmt man die Mittelzahl, so kann man doch auf jeden Sklaven etwas mehr als 250 Pf. Kaffeh rechnen.

Die Nutzhölzer fingen schon vor mehr als 20 Jahren an, selten auf der Insel zu werden, denn man ist in frühern Zeiten sehr verschwenderisch mit ihnen umgegangen. Die nützlichsten Bäume sind der *Bardottier* (*Mimusops imbricaria L.*), von dem man fast alle Häuser baut und auch viel Tischlerarbeit macht; der *Tacamaca* oder *Tacamahaca* (Calophyllum tacamahaca), welcher zum

Schiffbau gebraucht und aus dessen Stamm und Zweigen durch Einschnitte ein kleberiger, gelblicher und wohlriechender Saft fliesst, der sich verdichtet und das *Tacamahaca-Harz* ist, auch *Baume verd* oder *Baume Focot* heisst; der *Benzoin* (*Styrax benzoin*); das *Stinkholz* (*Bois puant*) oder der *Fétidier* (*Foetidia mauritiana*), den man zum Bau der Magazine und Schuppen, so wie zu Geräthschaften benützt; das Holz hat, frisch gefällt, einen sehr unangenehmen Geruch, der sich aber bald verliert; ferner das *Rothholz* (?) und der *Tanrouge* (?), die man zu Einzäunungen verwendet. Die übrigen Naturerzeugnisse sind meist dieselben wie auf St. Mauritius und Madagascar.

Das Klima ist nach den beiden Abtheilungen der Insel, über und unter dem Winde, verschieden. Die allgemeinen Winde wehen das ganze Jahr von Ost und Südost, ausgenommen zur Zeit des Neumonds und Vollmonds; besonders vom November bis Ende März. Obgleich vom April bis Ende Oktober regelmässiger, sind sie doch Veränderungen unterworfen, namentlich treten furchtbare Orkane ein, von denen man glaubt, dass sie jetzt häufiger seien als sonst. Mit diesen Orkanen steht auch eine heftigere Ebbe und Fluth in Verbindung. Es sind dann nicht bloss zahlreiche, am Gestade sich brechende Wogen; es ist vielmehr, als ob die ganze Wassermasse, deren Oberfläche man nicht einmal bewegt sieht, sich

über das Land herstürzen wollte. Man vernimmt bei der Annäherung des Meeres an den Strand ein dumpfes Tosen. Es erhebt sich und schwillt zu einer langgestreckten walzenähnlichen Masse an, welche dann mit einem Gekrach niederfällt, als ob ein Berg plötzlich zusammenstürzte. Neue Massen dieser Art folgen fast ohne Unterbrechung auf einander. Die Verbindungen zwischen den Schiffen auf der Rhede und dem Lande hören auf. Gewöhnlich dauern diese Erscheinungen vier und zwanzig Stunden.

In den Tropengegenden werden die Regen gewöhnlich durch vereinzelte Wolken erzeugt, welche von den Winden gejagt werden. Die hohen Berge auf der Insel Bourbon halten diese Wolken, wenn sie sich nicht zertheilen, auf. Der Bezirk am Winde wird sehr stark von ihnen befeuchtet, dahingegen der Bezirk unter dem Winde nur zur Zeit der Gewitter, oder von Ende November bis Anfang April, Regen haben kann. Um dieselbe Zeit herrscht auch die grösste Hitze auf der Insel; doch wird die Luft Abends und Morgens durch die Land- und Seewinde abgekühlt. Nach Beobachtungen, die ein Pflanzer regelmässig angestellt hat, steht das Réaumursche Thermometer am Fusse der Berge, im Schatten, niemals unter 14 °, und steigt nicht über 30 °. In Frankreich hat man eben so heisse Tage wie auf Bourbon, aber es ist bei weitem nicht eine so anhaltende

Hitze. In *St. Paul*, *St. Gilles*, *St. Leu* und am *Salzteiche* (*Etang salé*) ist der Sand der Küste zuweilen so glühend heiss, dass die Sklaven nicht barfuss darauf gehen können.

Obgleich zwischen den Tropen gelegen, ist *Bourbon* doch vielleicht eines der gesündesten Länder auf dem Erdboden. Es steht in dieser Hinsicht weit über St. Mauritius. In den Uebergängen der Jahreszeiten sind die Neger mehr als die Weissen Blutbeschwerden und Katarrhen unterworfen. Fast alle übrigen vorkommenden Krankheiten sind mehr Folgen von Unvorsichtigkeit, als von nachtheiligen Einflüssen des Klimas. Die Frauen leiden z. B. an Magenschwäche, welche sie sich aber durch den zu häufigen Genuss gewürzreicher Nahrungsmittel selbst zuziehen. Man ist auch nicht aufmerksam genug in Beziehung auf jähe Uebergänge in verschiedene Temperaturen. Eine grosse Anzahl Männer zerstören ihre Gesundheit durch übermässigen Genuss von Rum und Arrak. Das Alter stellt sich in beiden mascarenischen Colonien nicht frühzeitiger ein als in den gemässigten Ländern Europas. Die Frauen der Weissen erhalten sich im Allgemeinen äusserst gut, und bei manchen muss man über die Dauer ihrer Schönheit erstaunen. Sie leben aber auch mehr im Schatten als die Männer; man kann sie einer europäischen Pflanze vergleichen, welche in der heissen Zone nur unter einem die Gluth des

Tages abwehrenden Schirmdache gedeiht. Bei beiden Geschlechtern sieht man die Alten fast ganz ohne die gewöhnliche beklagenswerthe Hinfälligkeit. Das Podagra ist hier ihre Plage weit seltener als in Frankreich. Sie sind fast alle von liebenswürdiger Heiterkeit.

Bourbon ist, wie schon oben bemerkt, weiter nichts, als die Vereinigung von zwei grossen und mehren kleinen *Vulkanen*. Der bedeutendste der beiden grossen ist schon seit langer Zeit erloschen. Das über zwei Drittel der Insel sich verbreitende Gebirge dieses alten Vulkans bildet jetzt nur noch die Einfassung eines unregelmässigen Beckens, dessen innere Wände senkrecht zu ungeheurer Höhe emporstreben. Das Innere dieses Beckens hat einen gewaltigen Umfang und enthält die Quellen der oben erwähnten Flüsse. Ueber alle Begriffe geht die chaotische Unordnung der hier zerstreut oder über einander gethürmt liegenden Trümmer. *Cimandef* ist eine Pyramide. Der *Morne de deux Bras* gleicht einer Burg mit ungeheuern Wartthürmen. Ganz abgesondert davon liegt der *Bénard*. Die übrigen Gipfel, welche einer über den andern hinausragen, führen die Namen *Bas de Malheur*, *Morne de Fourche* und *Piton des Neiges*.

Billiard beschreibt eine Wanderung, die er in Gesellschaft einiger andern Franzosen nach *Orère*, einer Ansiedelung mitten in diesem Gebirgs-

chaos, unternahm. »Bourbon« — sagt er — »hat merkwürdige Ruinen eines alten Monuments, das aber die Natur gebaut hat, und nicht Menschenhand. Von aussen angesehen, ist es nur ein ungeheurer Schutthaufen, dessen Seiten mit wildem Gehölz, Pflanzungen und Gebäuden bedeckt sind. Ins Innere dringt man durch drei Hauptpässe. Wir gingen durch den an der Westseite sich öffnenden. Wir waren vier Personen und hatten sieben oder acht Sklaven bei uns zum Tragen des Gepäcks und zur Besorgung der Pferde. Ein Giessbach hat sich zwischen den Trümmern hindurch einen tiefen Weg erzwungen. Seinen verödeten Ufern folgt man auf einem für Fussgänger bequemen, aber für Reiter hie und da sehr schwierigen Pfade, zumal, da man an einigen Stellen durch das Wasser muss, um den sich verlierenden Pfad am andern Ufer zu suchen. Die Wände des einer Gallerie vergleichbaren Passes erheben sich immer mehr, je weiter man vorwärts dringt. Hie und da haben, durch Cascaden erzeugte, kleine stehende Gewässer zwischen den Felswänden und dem Giessbache kleine Inselchen (*Ilettes*) gebildet. In einer Einzäunung von Cactus und mitten in einem Haine von Bäumen, oder im Schatten einiger Bananen sieht man Ziegen weiden, oder der Blick fällt auf eine kleine mit Palmblättern gedeckte Hütte. In diese tiefe Einsamkeit hat sich eine Familie zurückgezogen. Ihre Inselwohnung

gleicht dem Neste, welches die Schwalbe in die Ecke eines Felsens hineinklebt.«

»Bald erscheinen die Kohlpalmen, welche sich über die Ränder der Felswand herabbeugen, nur wie Gebüsch. Die Seiten des Weges werden immer höher; sie steigen bis in die Wolken hinein. Diese alten steilen Felsmauern haben an 1000 Klafter Höhe In dieser langen Schlucht ging es über zwei Stunden fort. Wir hörten auf, mit einander zu reden, uns unsere Gedanken mitzutheilen, so in Staunen versunken waren wir über die Erhabenheit der unsern Augen sich darbietenden Ruinen. Der Raum erweiterte sich. Da und dort sah man umgestürzte Pfeiler; andere standen noch, drohten aber ebenfalls durch ihren Sturz den an ihrem Fusse sich hindrängenden Wanderer zu zerschmettern.«

»Wir mussten endlich den Pfad verlassen, um uns zu jenem Punkte zu erheben, auf den man uns aufmerksam gemacht hatte. Man weiss lange nicht, wie man hinauf kommen soll, so grauenvoll sind die Felswände. Endlich gewahrt man einen schmalen, in Zickzack gehenden und in den Fels hineingegrabenen Pfad. Es ist eine höchst gefahrvolle Kletterei. Eine angenehme Abwechselung gewähren einige der oben beschriebenen Inselchen, die man antrifft und bei denen der Weg minder rauh wird. Sie bieten Schatten, Kühlung und klares erquickendes Wasser dar. Dann klimmt

man wieder an der Felswand fort und man gelangt an eine hölzerne Brücke, die 400 Klafter hoch über den schauderhaften Abgründen hangt. Sie besteht blos aus einigen, von einem Vorsprung auf den andern hinübergeworfenen Baumstämmen, die man jedoch gut befestigt hat. Mit ängstlicher Vorsicht geht man hinüber. Nachdem wir noch 150 Klafter höher gestiegen und bis zur Athemlosigkeit ermüdet waren, sahen wir uns endlich am Ziel unserer Reise, an der Stelle, wo wir übernachten sollten.«

»Hier befindet man sich auf einer Platte, die weit grösser als die der andern Inselchen ist. Trotz der Dunkelheit, welche schnell eintrat, erkannten wir noch mehre Gebäude, die das Aussehen einer Maierei hatten. Die ersten unserm Blick sich darbietenden Bäume waren *Eichen*, französische Bäume, Landsleute, welche hier zu finden uns ganz entzückt machte. Wir waren angekündigt und wurden erwartet. Der Herr des Hauses kam uns entgegen und empfing uns mit der herzlichsten Gastfreundlichkeit. »Kommen Sie, meine Herren, setzen Sie sich und ruhen Sie am Caminfeuer aus.« — Am Caminfeuer! Wirklich, keine unbedeutende Kälte ist da oben. Bis in die Wolken hatten wir uns erhoben, nachdem wir am Morgen dieses Tages von der Hitze beinahe gebraten worden waren. Es ist ein unbeschreiblicher Eindruck für Europäer, in der heissen Zone das Bedürfniss,

die Wonne zu empfinden, sich am Feuer zu wärmen, in einer Maierei in traulichem Halbkreise am Camine beisammen zu sitzen! Das ist Frankreich! Das ist das Vaterland! wenigstens sein Bild! Man weiss sich in der lieblichen Täuschung vor Freuden kaum zu fassen und ist bis zu Thränen erweicht. Unser guter Wirth, selbst in Frankreich geboren, labte sich nicht wenig an unserm Jubel. Wir kehrten den Rücken dem Feuer und den Magen dem Tische zu und assen das Abendbrod mit einer ganz närrischen Lustigkeit . . . . Dann begannen wir wieder zu plaudern, bis endlich vor Müdigkeit die Augen zufielen und uns zwangen, zu Bett zu gehen.«

»Mit Tagesanbruch standen wir auf. Alle Gegenstände um uns her waren von einem dicken Nebel bedeckt, der uns selbst einhüllte. Unsere Wangen, gewöhnlich blass, bekamen lebhafte Farbe von der Frische des Morgens, unser Hauch bildete eine Dunstwolke. Die Temperatur war die der mittlern Gegenden von Frankreich in den ersten Apriltagen. Wir warteten auf das Schwinden des Nebels, welches stets in dem Augenblicke erfolgt, wenn die Sonne über den Gebirgen erscheint. Endlich zerriss der Schleier und die Wolken zerstreuten sich und lösten sich auf in dem grossen Raume. Allmählich enthüllten sich die Bergruinen unsern Augen. Welch' eine imposante Masse! Was für kolossale Verhältnisse! Rechts sind es

gleichsam alte Thürme, die in einer Gruppe beisammen stehen. Links ist es eine Burgmauer, deren ungeheure Höhe durch die entsetzliche Tiefe ihres Grabens noch beträchtlicher wird. Sie scheint sich an die durch Regelmässigkeit ausgezeichnete Pyramide anzuschliessen, der man den Namen *Cimandef* gegeben hat. Vor uns — welch' ein Chaos eingestürzter Schwibbögen, umgeworfener Pfeiler und Säulen! In dem Masse, als der Nebel sich verzieht, sieht man neue Felsmassen, grössere, majestätischere, sich erheben und stufenweise sich von uns entfernen. Einen gar seltsamen und fantastischen Anblick gewährt das Gemisch von Felstrümmern und Nebel. Endlich empfängt die ganze Scene ihre Beleuchtung. Der Gipfel der höchsten Pyramiden zeigt sich noch einen Augenblick, hüllt sich wieder in Dünste ein und verschwindet.«

»In einer grabesstillen Einsamkeit konnten wir nicht müde werden, diess Gemälde zu bewundern, von dem hier nur eine schwache Skizze gegeben ist. Schlingpflanzen, Farnkräuter, Bäume von allen Arten und von einer ganz ausserordentlichen Vegetation haben das Leben wieder hervorgelockt mitten unter den Verheerungen des Feuers, der Zeit und des Todes. Auf den Gesimsen der Pfeiler, zwischen den Vorsprüngen jener langen Mauern, bewundere man doch jene so kühn emporstrebenden, so dichterisch reisenden Palmen, die

über dem Abgrunde sich schaukeln! Man höre nur, wie der Giessbach, den man unter seinen Füssen hat, brüllt, oder wie der Wasserfall braust, der zwischen den Felsentrümmern sich hindurchwindet!«

»Was für Ruinen sind diess aber? Was für ein Gebäu ist diess gewesen? Wer der Baumeister? — Die Natur allein hat es aufgerichtet! In den Eingeweiden der Erde hat sie die Felsen zum Schmelzen gebracht und nach den Anstrengungen von tausend Jahrhunderten hat sie mitten im Oceane jenes Riesengebäude emporsteigen lassen, welches bis zum Himmelsgewölbe hinaufzureichen scheint. Wir sind hier mitten in einem Titanen-Palaste! Hier war eine Cyklopen-Werkstatt! Mehr als tausend Klafter hohe Säulen sind hier mit einem einzigen Guss von ihnen gemacht worden. Jene Pfeiler, welche man den *Schneekegel* und den *Bénard* nennt, beide nur eine halbe Stunde von einander liegend, waren in 1800 Klafter Höhe die Träger eines Doms, den der Arm der Zeit hinabgeschleudert hat!«

. . . . . »Es gab ehemals keinen Weg, auf welchem man zu den an die Felswände gelehnten und des Anbaues fähigen Bergplatten, die selbst schon sehr beträchtlich hoch liegen, gelangen konnte. Dieses von Gehölz bedeckte, von Abgründen durchschnittene, überhaupt als unzugänglich betrachtete Innere schreckte dennoch die

Marron-Neger nicht von dem Vorsatze ab, si
da hinein zu flüchten. Die Liebe zur Freih
erschrickt vor nichts. Ein Franzose von kühne
Unternehmungsgeiste, Hr. *Lemarchant*, beschlo
durch die Felsen einen gangbaren Weg zu mach
und so recht im Herzen des alten Vulkans ei
Pflanzung anzulegen. Die Marrons hatten d
Ort, wo er sich niederliess, *Orère* genannt, we
ches Wort in ihrer afrikanischen Sprache g
bedeutet, weil ihnen der Boden in ihrem Zufluchtsorte wirklich von guter Beschaffenheit geschiene hatte. Dieser Name ist geblieben. *Orère* lieg beinahe 600 Klafter über dem Meere.«

»Nachdem *Lemarchant* das Land aufgerisse hatte, pflanzte er Kaffeh, Zuckerrohr und Mai Mit dem Kaffeh hat er aber kein Glück gehabt Er war eben noch mit seinen ersten Bauten be schäftigt und hatte zu seinem einstweiligen Auf enthalte bloss eine mit Palmblättern gedeckt Hütte, als eines Abends ein ganz unbekleidete Neger von hohem Wuchse zu ihm kam, der eine Wurfspiess in der Hand trug und zu ihm sagte »Ich grüsse dich, König der weissen Marrons, un biete dir die Wahl an zwischen Frieden un Krieg!« Man versicherte mir, der unerschrocken Franzose habe ihn verhaftet. Die Freistatt de Neger ist natürlich durch diese Pflanzung beunruhigt und diese sind dadurch sehr verscheucht worden .... Als der Weg dahin zu Stande ge-

bracht war, bekam *Lemarchant* sehr zahlreichen Zuspruch von Neugierigen, welche das kühne Beginnen dieses Mannes sehen und den Anblick der hohen Berge, von welchen diese moderne Karthause auf allen Seiten umgeben ist, geniessen wollten. Selbst der damalige englische Gouverneur der Insel, Hr. *Farquhar*, stieg mit seiner Gemahlinn bis in diesen Wolkenbezirk hinauf, und voll Staunens über den Muth, mit dem so viel Schwierigkeiten besiegt wurden, erliess er die Abgaben, welche von den zur Besorgung der Plantage nöthigen Sklaven zu entrichten waren.«

»Der jetzige Besitzer war der Sohn des Gründers der Plantage. Nachdem er uns alle Theile derselben gezeigt hatte, schlug er uns vor, uns hinab zu begleiten und bis zum *Bémal* zu führen, welches ein Arm des *Kieselflusses* ist. Diese Reise geschieht von einem Präcipis zum andern, auf ganz schmalen, um die Mornes und Pitons sich windenden Pfaden. An mehren Stellen muss man sich fast mehr auf die Hände als auf die Füsse verlassen. Der *Bémal* ist zwischen hohen Felsenwänden eingezwängt, welche immer näher an einander rücken. Mit vieler Mühe erreichten wir eine Höhle, wo uns das Frühstück erwartete. Wir brachten den Tag mit Ausflügen nach allen den Punkten hin, die uns durch das neue Gemälde, welches sich darbot, belohnend schienen. Weit von den gebahnten Wegen der Plantage zeigte

uns Hr. *Lemarchant* steile Felsen, die ganz unersteiglich schienen. Dennoch sind sie Zufluchtsörter für einzelne Marrons, welche der Freiheit Alles opfern. Der über den Bäumen emporsteigende Rauch hat ihren Aufenthalt oft verrathen. Dort liegt so ein elender Schwarzer in einer Höhle oder unter einem dichten Laubdache, oft ohne einen einzigen Gefährten zu haben, der sein Loos mit ihm theilt, in völliger Abgeschiedenheit von der ganzen Welt. Zuweilen sind ihrer zwei. Sie leben von wilden Beeren, von den Blättern der Kohlpalmen, oder von Kartoffeln, welche, nachdem der Zufall sie einmal auf diese Felsen gebracht, sich dort erstaunlich vermehrt haben Ihre grösste Seligkeit besteht darin, lang ausgestreckt am Feuer zu liegen. Sie verbrennen sich beinahe die Haut an ihrem Leibe, wie man diess auch sehr häufig bei den nach langer Abwesenheit wieder eingefangenen Negern sieht. Manche haben 25 bis 30 Jahre in den Höhlen eines Vulkans gelebt, ohne dass es möglich gewesen, ihnen auf die Spur zu kommen.«

Die Hauptstadt der Insel Bourbon ist *St. Denis* mit etwa 10000 Einwohnern. Die Stadt ist aber sehr weitläuftig gebaut, so dass sie dem Raume nach eine zehn Mal grössere Bevölkerung umschliessen könnte. Vom Meere aus betrachtet, nimmt sie sich sehr gut aus; da sie aber auf ei-

nem Plateau erbaut ist, so sieht man nur einen Theil derselben. Am deutlichsten fällt das Gouvernements-Gebäude in die Augen, welches auf der Seeseite errichtet ist. Es macht einen günstigen Eindruck, ohne doch durch seine Bauart etwas sehr Ausgezeichnetes zu haben. Die Kirche ist klein, armselig ausgestattet, und, mit Ausnahme eines heiligen Dionysius, ohne alle Gemälde.

Nächst St. Denis ist *St. Paul* die wichtigste Stadt der Insel. *Arago* sagt in Betreff derselben: »Es ist etwas ganz Eigenes um eine Stadt, welche man noch sucht, nachdem man sie bereits durchgangen hat. Diess ist mit *St. Paul* der Fall, deren zerstreute Häuser so dicht von Bäumen und Gesträuchen umgeben sind, dass man sie fast nicht gewahr wird.« Die Stadt liegt auf einem sandigen Boden. Erblickt man sie von der Meeresseite, so glaubt man, sie liege dicht am Fusse des Brulé. Sie wird aber in ihrer ganzen Länge von ihm durch den See oder grossen Teich von St. Paul (*Etang de St. Paul*) getrennt, welcher durch Anschwemmungen des Bodens, auf dem die Stadt liegt, entstanden ist und ehemals einen Theil der Rhede bildete. Der Teich ist übrigens fast ganz ausgefüllt und bietet dem Auge nur eine weite, von Canälen durchschnittene Wiese dar.

Die übrigen bemerkenswerthen Ortschaften der Insel sind *St. Leu*, *St. Pierre* und *St. Rose*.

Die streng genommen nicht zu den Mascarenen gehörige Insel *Rodriguez* liegt etwas über 100 geographische Meilen östlich von *St. Mauritius* und gehört den Engländern, welche es als eine Schiffer-Station benutzen. Die Insel ist fruchtbar, und erzeugt vornehmlich Reiss und Mais; auch sind an der Küste viel Schildkröten.

IV.

STREIFZÜGE DURCH DIE GRAFSCHAFTEN ENGLANDS.

Nach *St. Germain-Le-Duc* *).

Was dem Fremden beim Eintritt in eine englische Stadt besonders in die Augen fällt, das sind die mit Gärten umgebenen Landhäuser, welche die Vorstädte bilden, die breiten Fusspfade, welche längs dem Gitterwerk der Einzäunung hinlaufen, und vorzüglich die hellblinkenden Glasfenster, welche jeden Tag sorgfältig geputzt werden. Alles

---

*) *L'Angleterre, l'Ecosse et l'Irlande.* Relation d'un Voyage récent dans les trois Royaumes. etc. etc. IV. Tomes. Paris, 1838. (Mit Steintafeln.)

dieses findet man bei der Ankunft in *Cambridge*. Was man aber nur hier und in *Oxford* antrifft, das sind zahlreiche Muster der englischen Baukunst aus allen Epochen derselben. Jede von diesen Städten wird daher auch mit Recht als ein ungeheures architektonisches Museum betrachtet.

Unter den vielen Gebäuden der Universität zu Cambridge ist das älteste das *Peter-Haus* (*Peter House*), welches im J. 1257 durch einen Bischof von Ely gegründet worden; das prachtvollste aber ist das von Heinrich VIII. im J. 1546 erbaute *Dreifaltigkeits-Collegium* (*Trinity College*), dessen Inhaber zu ernennen noch jetzt ein Vorrecht der Krone ist.

Auf den Strassen sieht man nur Männer, junge oder alte, in schwarzen Roben, theils mit Gold oder Silber, theils gar nicht gestickt; jene das Haupt mit einer hohen verzierten Sammtmütze, diese mit einer einfachen viereckigen Mütze oder auch bloss mit einem runden Hute bedeckt. Alle diese Leute gehören zur Universität. Die eine seidene, mit Gold gestickte Robe tragen, sind Adelige; die aber nur eine mit Silber gestickte haben, sind sogenannte *Fellows*, denen das Vermögen ihrer Verwandten oder eigener persönlicher Reichthum gewisse Rechte verleiht, wie z. B. mit den Adeligen und den Doktoren an einer und derselben Tafel zu essen und Wein zu trinken. Die seidene Robe mit dem einfachen runden Hute

bezeichnet die gerade nicht dienstleistenden Magister der freien Künste, denn im letzten Falle darf ein Universitäts-Lehrer nicht ohne sein vollständiges akademisches Costum, d. h. ohne Robe und viereckige Mütze, ausgehen.

Ich habe einem Abend-Gottesdienst in der Dreifaltigkeits-Kapelle beigewohnt. Die Studenten kamen in zahlreichen Haufen theils aus dem Innern des Gebäudes, theils von den Strassen herein. Alle waren in weisse Chorhemden gekleidet und trugen, auf dem Rücken zurückgeschlagen, eine Art seidener Kappe oder Kapuze (*Chape*) mit weisser Stickerei. Im dem Masse, als die Kapelle sich füllte, nahm Jeder seinen Platz ein, die Doktoren und Magister auf ihren Chorstühlen, die Baccalaureer etc. auf besondern Bänken längs dem Fusse derselben. Ein Mann, der in der Mitte der Kapelle stand, schrieb sorgfältig die Namen der abwesenden Studenten auf. Wehe demjenigen, den ein warmer Ofen, oder ein noch nicht ausgetrunkener Krug Ale oder ein Anfall von Schlaf verhindert hat, auf die Glocke zu hören! Am nächsten Morgen wird ihm als Strafe aufgegeben, einen Gesang Homers auswendig zu lernen, statt der Psalmen, die er in der Kapelle aus einem grossen Buche hätte singen sollen, welches zum Inventar der Kapelle gehört und von dem ein Exemplar für jeden Einzelnen vorhanden ist.

Ein Mittagsmahl im Speisesaale des Collegiums war mir nicht minder merkwürdig; ein Doktor der Theologie hatte mich mit einer Einladung dazu beehrt. Das Diner zeichnete sich mehr durch die Fülle als durch besondere Beschaffenheit der Speisen aus. Worüber ich am meisten erstaunte, war die gewaltige Menge und der beträchtliche Werth des überall blinkenden Silbergeschirres. Ich drückte meine Verwunderung darüber aus. Jeder Student, sagte man mir darauf, erlegt bei seinem Eintritte in eines der Universitäts-Collegien, 50 Pfund Sterling, wenn er zum Tischgenossen aufgenommen wird, 25 Pf., wenn er als Pensionär eintritt, 15 Pf., und wenn er nur ein s. g. *Sizer* ist (ein armer Student, der zum Theil die reichern bedienen muss) 10 Pf. Dieses Geld wird, unter dem Namen einer Caution, dem Studirenden nicht eher zurückgegeben, als bis sein Name in den Büchern des Collegiums gelöscht ist. Gewöhnlich aber verwenden es die Adeligen und die Tischgenossen zum Ankauf eines silbernen Geschirres, welches sie dem Collegium beim Abschied zum Geschenk machen.

Am Ende der Mahlzeit wurde ein grosser silberner Humpen mit Ale gebracht und vor den Vorsitzenden der Tafel hingestellt, der sogleich aufstand, seinen ebenfalls sich erhebenden Nachbar zur Rechten begrüsste, und dann aus dem Humpen trank. Hierauf gab er denselben seinem

Nachbar, welcher ihn in gleicher Weise, nachdem er Bescheid gethan, weiter gab. Es ist ein alter noch aus der sächsischen Zeit herstammender, Gebrauch, eine Mahlzeit damit zu beschliessen, dass Alle aus einem und demselben Gefässe trinken. Derjenige, welcher dem Trinkenden zur Seite steht, hatte ursprünglich die Bestimmung, diesen, welcher beider Hände bedurfte, um den ungeheuern *Tankart* zu halten, gegen einen etwanigen Angriff zu vertheidigen. Der jetzt gebräuchliche enthält nicht mehr als ungefähr 16 Litres (= 11½ Wiener Mass) und die jungen Leute setzen eine Ehre darein, ihn nur mit Einer Hand zum Munde zu bringen.

Kaum war der *Tankart* ausgeleert, als die Bedienten abräumten und ein langes Tuch über die Tafel breiteten, welches aber nur die Mitte derselben bedeckte. Hierauf brachten sie einen silbernen Becher mit Rosenwasser, welchen sie auf einem silbernen Teller vor den Vorsitzenden hinstellten. Wir übrigen Gäste erhielten jeder ein Stutzglas, welches mit diesem Wasser gefüllt wurde, worauf man sich damit den Mund und das Gesicht abwusch. Diess geschieht ebenfalls einem alten Gebrauche gemäss, der noch immer streng beobachtet wird, nur mit dem Unterschiede, dass an gewöhnlichen Tagen das auf den Tisch gestellte silberne Gefäss leer ist.

Die Cambridger Universität hat den Sinnspruch: »Fürchte Gott, ehre den König, übe die Tugend und befleissige dich einer guten Zucht.« Sie ist eine von der Königinn Elisabeth gestiftete Corporation unter dem Titel: Die Kanzler, Magister und Schüler der Universität Cambridge. Diese kleine Republik besteht aus der Vereinigung von siebzehn Collegien oder Gesellschaften zum Behuf der Studien und mittelst derselben zum Dienste der Kirche und des Staates. Alle diese Collegien oder *Hallen* (denn diese Wörter sind hier gleichbedeutend) sind ursprünglich schon seit dem Anfange der Regierung Eduards I. gegründet worden. Man sagt sogar, dass das erste Privilegium aus dem fünf und vierzigsten Regierungsjahre Heinrichs III. stammt, und sich im Londner Tower befindet. Diese Collegien werden durch die Schenkungen und Vermächtnisse ihrer verschiedenen Stifter und anderer Wohlthäter erhalten. Jedes bildet für sich ein Ganzes und steht nicht bloss unter den allgemeinen Gesetzen der Universität, sondern hat auch seine eigenen Statuten. Die Universität hat ihre ersten Statuten von der Königinn Elisabeth erhalten und sie sind mit andern neuern Privilegien vom Parlament bestätigt worden.

Die Universität hat ihre eigne Regierung. Jedes der siebzehn Collegien liefert sowohl zur vollziehenden als zur gesetzgebenden Abtheilung derselben seine Mitglieder, welche sich in dem grossen

Senats-Saale versammeln. Um hier Sitz und Stimme zu haben, muss man Magister der Freien Künste (*Magister Artium*) oder Doktor einer der drei Fakultäten, der Theologie, des Bürgerlichen Rechts und der Arzneikunde, seyn, auch muss man irgend ein Amt der Universität bekleiden und in Cambridge wohnen. Die Zahl derjenigen, welche sich rechtmässig Mitglieder des Senats nennen dürfen, beläuft sich ungefähr auf 2200. Der Senat theilt sich in zwei Klassen oder Kammern. Die Magister von wenigstens fünf Jahren und die Doktoren von wenigstens zwei Jahren bilden die *Obere Kammer*, welche man auch die Kammer der Weissen Kapuze nennt, weil ihre Glieder weisseingefasste Kapuzen tragen. Der Ueberrest des Senats macht die *Untere Kammer* aus, oder die Kammer der Schwarzen Kapuze, von der schwarzen Farbe der seidenen Kapuzen ihrer Mitglieder so genannt. Die Doktoren von mehr als zwei Jahren, so wie der öffentliche Redner der Universität, können nach Belieben an den Sitzungen beider Kammern Theil nehmen.

Ausser den Kammern giebt es einen *Rath*, von den Schülern *Caput mortuum* (Todtenkopf) genannt, welcher jährlich am 12. Oktober neu gewählt wird. Diese Versammlung hat die Vorschläge der Universität zu prüfen, ehe sie an den Senat gebracht werden. Sie besteht aus dem Vicekanzler des Senats, welcher Doktor einer der drei Fakultäten

ist, und aus zwei Magistern, welche die beiden Kammern repräsentiren. Der Vicekanzler übergiebt eine Liste von 15 tauglichen Candidaten, und die Wahl geschieht durch die Doktoren und Magister.

Die vollziehende oder verwaltende Behörde der Universität besteht aus dem *Kanzler*, dem Oberhaupte der ganzen Anstalt, dem *Ober-Intendanten* (*the High Steward*), dem *Vice-Kanzler*, dem *Commissär*, dem *öffentlichen Redner*, dem *Beisitzer*, zwei *Proctors*, die über die Aufführung der Studenten zu wachen haben, dem *Bibliothekar*, dem *Registrator*, zwei *Cassieren*, zwei *Scrutatoren*, eine Art Kanzleibeamten, zwei *Moderatoren*, zwei *Proproctors*, Gehilfen der Proctors, und drei *Pedellen*.

Es gereicht der Universität von Cambridge, so wie auch der von Oxford, zum Vorwurf, dass beide ausschliesslich der anglikanischen Kirche anhangen, und Niemand zum Grade eines *Fellow* etc. etc. gelangen kann, der nicht dieser Kirche angehört. Katholiken, Presbyterianer, Baptisten u. s. w. dürfen allerdings den Vorlesungen beiwohnen. Man wendet sogar alle möglichen Mittel an, sie herbeizuziehen, denn ihr Geld ist mitzunehmen. Sobald es sich aber darum handelt, einen Platz als Fellow oder sonst einen akademischen Grad zu erhalten, so sind ihnen die Thüren verschlossen. In Folge dieses Einflusses der hoch-

kirchlichen Geistlichkeit ist auch die *Theologie* das Haupt-Studium, und nächst derselben wird der *Mathematik*, so wie der *griechischen* und *lateinischen Philologie*, die meiste Aufmerksamkeit gewidmet. Nur jenen, die sich dieser Wissenschaften befleissigen, sind die akademischen Würden und Grade, so wie die jährlichen Preise, zwei goldne Medaillen von je 15 Guineen, nebst einigen geringern Belohnungen, vorbehalten. Das Studium der *Rechte* wird nur mittelmässig betrieben. *Geschichte*, *Statistik*, *Staatswirthschaft* und *Naturwissenschaften* sind im höchsten Grade vernachlässigt. Die *Heilkunde* beschränkt sich auf Anatomie und Pathologie, aber ohne Klinik und mit nur wenig Praxis. Wer *Baccalaureus der Medizin* werden will, muss, einem unsinnigen Gebrauche zufolge, erst Baccalaureus der *Freien Künste* geworden seyn, d. h. sich einer Prüfung aus den Elementen Euklids, der Algebra, der Trigonometrie, der Analysis, Mechanik, Hydraulik, Optik, etc. unterzogen haben und so viel Griechisch verstehen, dass er das Neue Testament lesen kann!

Ich schlage einen neuen Weg ein, aber für dieses Mal nach Westen. Ich werde *Portsmouth*, *Plymouth* und die Minen von *Cornwallis* besuchen und über *Bristol* und *Bath* zurückkehren.

Wenn man eine richtige Vorstellung von *Portsmouth* und Allem, was dazu gehört, haben will, so

muss man nicht von der Landseite hinkommen, wie dieses bei mir der Fall war. Ich entschädigte mich für diesen Verlust gleich am andern Tage, indem ich ein Boot bestieg und eine Spazierfahrt durch die Bay machte.

Bei der Einfahrt in die Bay wird man Anfangs durch einen Wald von Masten verhindert, die Gegenstände deutlich wahrzunehmen. Doch erkennt das Auge bald auf der einen Seite die ungeheuern Werften und Speicher, auf der andern die Handelsstadt *Gosport*, und ganz im Hintergrunde des Gemäldes erhebt sich der Hügel *Portsdown* mit dem Denkmahle Nelsons. Verschiedene längs der Küste zerstreute Forts benachrichtigen den Reisenden, dass alle die prachtvollen Anstalten, die sich vor ihm ausbreiten, gegen feindliche Angriffe zur See geschützt sind.

Man unterscheidet bekanntlich drei verschiedene Städte, die zusammen 50000 Einwohner zählen: das eigentliche *Portsmouth*, die kleinste dieser drei Städte, *Portsea*, mit mehr als 28000, und *Gosport*, mit mehr als 12000 Einwohnern.

Man kann sich fast eines Gefühles von Neid nicht erwehren, wenn man Anstalten wie die von Portsmouth betrachtet. Man erhält hier die imposanteste Idee von der Seemacht Englands. Zuvörderst dient ein grosses Bassin, das mittelst einer Dampfpumpe erforderlichen Falls schnell wasserleer gemacht werden kann, zur Ausbesserung der

Schiffe. Ungeheure Gebäude längs diesem Bassin enthalten die Werkstätten zur Verfertigung der verschiedenen bei der Marine nothwendigen Gegenstände, welche zum Theil durch sehr sinnreiche Maschinen zu Stande gebracht werden. Das Genie unsers Landsmannes *Brunel* ist auch hier in Anspruch genommen worden. In dem Arsenal findet man alle Arten von Waffen, Munition und was sonst zur Ausrüstung der Kriegsschiffe gehört, in bester Ordnung aufgestellt. Jede Flotte kann in wenig Tagen vollständig bewaffnet unter Segel gehen. Weitläuftige Magazine enthalten eine erstaunenswürdige Masse von Vorräthen an Salzfleisch, Zwieback, Mehl, Gemüsen, Wein und Branntwein. Man wird beinahe durch den blossen Anblick dieser Fülle von Lebensmitteln schon gesättigt. An die Werften schliesst sich eine Marine-Schule an, mit welcher seit einigen Jahren auch eine Ingenieur- und Schiffbau-Lehranstalt verbunden worden ist. Die Zöglinge machen sich mit den Anfangsgründen der Schifferkunst in einer für sie bestimmten Schaluppe vertraut, mit welcher sie während der schönen Jahreszeit längs der Küste regelmässige Fahrten unternehmen.

»Wie finden Sie diesen *Breakwater* (Wasserbrecher, Wellenbrecher)?« fragte mich einer von meinen Reisegefährten, indem er mir vom Hinter-

deck des Schiffes, welches uns nach dem Hafen von *Plymouth* führte, den bekannten prachtvollen Mauerdamm zeigte, der vor dem Eingange dieses Hafens errichtet ist. Dieses erstaunenswürdige Bauwerk hat nur ein einziges Seitenstück in England, nämlich den Hafendamm von *Ramsgate*. Uebrigens besitzt Frankreich zu *Cherbourg* ein nicht minder bewunderungswürdiges Probestück menschlicher Geschicklichkeit und Beharrlichkeit*).

Der Hafen von Plymouth ist zwar durch die Berge, welche die Stadt umgeben, hinlänglich vor den Winden geschützt; aber er bedurfte bis in neuere Zeit auch gegen die Wuth der Meereswellen, die hier besonders starke Verwüstungen anrichten, einer Schutzwehr. Zu dem Ende wurde am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts der berühmte Wellenbrecher gebaut. Dieser Mauerdamm hat eine Länge von 4200 Fuss, welche nur an zwei Stellen durch Zwischenräume zum Ein- und Ausfahren für die Schiffe unterbrochen ist. Die Grundfläche besteht aus ungeheuern Steinblöcken und hat 300 Fuss Breite; aber weiter aufwärts wird der Damm immer schmäler, so dass er oben nur noch dreissig Fuss breit ist. Man hat den schiefen Seitenwänden, gegen welche die Meeresfluthen anstürmen, eine rauhe und unebene

*) S. den XIII. Jahrgang dieses Taschenbuches (1835), S. 67 und ff.

Oberfläche gelassen, wodurch ihre Kraft bedeutend gebrochen wird.

Dieser Hafen oder das Becken, wo der *Plym* und der *Tamar* ihre Gewässer mit denen des Meeres vermischen, führt den Namen der *Plymouth-Roads* (Plymouther Strassen). Die Mündungen der beiden Flüsse bilden für sich selbst zwei grosse Bassins, *Catwater* und *Hamoaz* genannt. Man unterscheidet auch drei besondere Städte, die aber bald zu einer einzigen zusammengewachsen seyn werden. Die erste ist *Plymouth-Dock*, am linken Ufer des Tamar. Hier sind die Anstalten der Kriegs-Marine, die Magazine, Kasernen, das Arsenal, Hospital, die Taudreherei, Bräuerei, Bäckerei, die Ankerschmieden etc. etc. Grosse Werften, zu denen der Raum mittelst Sprengung der Marmorfelsen gewonnen werden musste, dienen zum Bau und zur Ausbesserung der grössten Schiffe. Ein natürliches Becken von fast einer Stunde Länge, mit einem schmalen Eingange bietet den abgetakelten Fahrzeugen und den Kriegsschiffen einen sichern Aufenthalt dar. Am rechten Ufer des Plym liegt die eigentliche Stadt *Plymouth*, mit ihrem Handelshafen am Catwater. Verschiedene Kirchen und Kapellen, so wie ein Schauspielhaus mit einer eisernen Kuppel, sind hier das Bemerkenswertheste. In einer Thalvertiefung liegt zwischen den beiden Plymouth die Stadt *Stonehouse*, die mit jedem Tage ihre Arme rechts und links immer weiter ausbreitet

und sie bald zu einem Ganzen verbinden wird. Stonehouse hat ein grosses See-Hospital, ein Militär-Hospital und Marine-Casernen, Alles von Granit gebaut. Man schätzt die Gesammtbevölkerung aller drei Städte auf 60000 Seelen.

Auf einem Vorgebirge erhebt sich eine Citadelle, welche *Plymouth-Dock* von der Meeresseite schützt. Das Feuer ihrer Batterien kreuzt sich mit dem einer kleinen Insel mitten im Hamoaz, während die Batterien der Letztern sich andererseits mit denen des Berges *Edgecumbe* kreuzen, der sich bei der Stadt *Plymouth* erhebt. Diese kleine Insel heisst die *Drake's-Insel*, dem berühmten *Drake*, einem der Heroen der englischen Marine, zu Ehren so genannt. Um die Musse eines langen Friedens nützlich zu verwenden, unternahm *Drake* kühne Entdeckungsreisen, welche seinen Namen ehrenvoll den Nachfolgern des Columbus angereiht haben. Während des Krieges mit Spanien, unter der Regierung der Königinn Elisabeth, lief *Drake* von Plymouth aus, um die berühmte Flotte *Armada* zu zerstören. Nach beendigtem Kriege sorgte er väterlich für das Schicksal der Tapfern, die er zum Siege geführt hatte. Man verdankt ihm die verständige Einrichtung, vermöge welcher ein kleiner Theil vom Solde des wirklichen Dienstes zurückbehalten wird, um daraus einen Fonds zur Unterstützung der ausgedienten Veteranen zu bilden. Ausser diesen Ansprüchen auf die Dankbarkeit

der Nation hat sich *Drake* noch ein besonderes Verdienst um die Einwohner *Plymouths* erworben. Er liess auf seine Kosten und unter seiner Aufsicht eine Wasserleitung bauen, welche sich von den mehr als sechs Wegstunden entfernten Dartmoor-Bergen bis zur Stadt Plymouth erstreckt.

Wenn der Leuchtthurm von *Corduan* an der Mündung der Gironde als das prachtvollste Monument unter den neuern Gebäuden dieser Art betrachtet werden muss, wenn der von *Barfleur* sich durch seine Höhe, so wie durch Kühnheit und Einfachheit des Baues auszeichnet: so muss der Pharus von *Eddystone*, in der Bay von *Plymouth*, für denjenigen anerkannt werden, dessen Ausführung die meisten Schwierigkeiten dargeboten hat *).

Drei Lieues von der äussersten Landspitze befindet sich ein schmaler Felsen, welcher zur Fluthzeit gänzlich vom Meere bedeckt wird. Wie viele Schiffe sind hier nicht im Angesicht des Hafens gescheitert, nachdem sie den Gefahren einer langen Seereise glücklich entgangen waren! Aber wie sollte man hier einen Leuchtthurm errichten? Das Meer, welches nur selten und zu gewissen Stunden den Zutritt gestattet, die Entfernung von der Küste, die Unmöglichkeit, ein Unterkommen

*) Nicht zu übersehen ist in dieser Hinsicht auch der Leuchtthurm von *Skellrock* bei *Arbroath*, an der Ostküste von Schottland.

für die Arbeiter an Ort und Stelle aufzufinden, die häufigen Stürme, die ungeheuern Wellen, die über die Oberfläche des Felsens hinstürzen, die Schwierigkeit, den ersten Grund zu legen: alles dieses schien die Ausführung eines solchen Unternehmens als etwas darzustellen, das jede menschliche Kraft überstieg.

Dennoch fand sich ein Mann, Namens *Winstanley*, welcher, obschon kein Baumeister von Profession, das Wagstück unternahm. Mit eiserner Beharrlichkeit brachte er nach Verlauf von vier Jahren einen Leuchtthurm von ungefähr 90 Fuss Höhe zu Stande. Dieses Bauwerk, aus vielen vor- und einspringenden Winkeln bestehend, erhielt dadurch eine Menge flacher Seiten, deren jede dem Meere die möglichst geringsten Berührungspunkte darbot. Bei heftigen Stürmen stiegen die Wellen bis zur Laterne empor und die Wächter waren für ihre Sicherheit besorgt. *Winstanley* nannte sie Feiglinge und sagte, er wünsche nichts so sehr, als sich selbst zur Zeit des grössten Sturmes, den es je gegeben, auf dem Leuchtthurme zu befinden. Unglücklicherweise wurde er bald nach Wunsch bedient. Am 26. Nov 1703 war er eben beschäftigt, einige Ausbesserungen auf dem Pharus zu beaufsichtigen, als ein Orkan ausbrach, wie man ihn seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Der Leuchtthurm wurde so vollständig zerstört und mit Mann und Maus weg-

geschwemmt, dass nur ein Stück von einer im Felsen befestigten Kette übrig blieb.

Bald darauf scheiterte ein Schiff an dem Felsen und der grösste Theil der Mannschaft ging zu Grunde. Dadurch wurde die öffentliche Aufmerksamkeit von neuem auf diese Klippe gelenkt und ein Parlaments-Beschluss autorisirte die Erbauung eines andern Leuchtthurms. Ein Seidenhändler, *John Rudyerd,* war der Unternehmer. Der Bau begann im Juli 1706 und schon nach zwei Jahren glänzte die helle Flamme, welche dem Seefahrer als Leitstern diente. Das neue Gebäude war von Holz und vollkommen rund, so dass es den heftigsten Windstössen widerstand. Aber gegen eine Feuersbrunst konnte es sich nicht schützen, welche am 2. Dez. 1755 ausbrach. Es befanden sich damals drei Wächter auf dem Thurme, aber da sie das Wasser zum Löschen aus einer Tiefe von 70 Fuss heraufholen mussten und einer von ihnen durch geschmolzenes Blei, das ihn verletzte, ganz unfähig zur Arbeit gemacht wurde, so war alle Anstrengung der andern beiden fruchtlos. Von Stockwerk zu Stockwerk herabgetrieben, blieb ihnen keine andere Zuflucht, als eine Kluft am Fusse des Felsens, welchen das damals niedrige Meer zum Glück nicht erreichen konnte. Einige Schiffer kamen herbei und retteten sie.

Der Grundstein zum dritten Leuchtthurm, dem noch jetzt bestehenden, wurde am 12. Juni 1757

gelegt. Den Bau führte ein Mann, Namens *Smeaton*, welcher sich vom Fabrikanten mathematischer Instrumente zum Civil-Ingenieur herangebildet hatte. Er beendigte das Werk in drei Jahren, während welcher Zeit die Klippe nur an 421 Tagen zugänglich war. Der ungefähr 100 Fuss hohe Thurm ist rund und sein Durchmesser wird von unten nach oben allmählich kleiner. Er besteht aus schichtenweise über einander gelagerten Quadersteinen, die auf das festeste mit einander verbunden sind und eine compacte Masse bilden, die man gleichsam als die Fortsetzung des Felsens, auf dem er steht, betrachten kann.

Ich befinde mich jetzt *im* Mittelpunkte der Bergwerke von *Cornwallis*. Ich bringe den Tag in der Tiefe der Gruben zu und lasse mich von den Arbeitern über ihr Geschäft unterrichten. Abends besuche ich ein nahe gelegenes Wirthshaus, wo gefällige Gäste es nicht verschmähen, sich mit mir zu unterhalten. Es ist etwas ganz Eigenes um dieses Land und um diese Leute. Um das Ganze richtig aufzufassen, muss man sich mit Tagesanbruch auf den Felsen *Cairn-Marth*, in der Nähe von *Redruth*, stellen, der ungefähr 700 Fuss hoch ist.

Hier schweift das Auge über eine weite wellenförmige Gegend. Anfangs ist die Flur von tau-

send Gruppen von Arbeitern belebt, die theils hin und her wogen, theils ruhig beisammen stehen oder sitzen. Aber bald schlägt die Glocke, die zur Arbeit ruft und nun sieht man lange Reihen von Männern, Weibern und Kindern sich wie Ameisen zu den kleinen Oeffnungen hin bewegen, durch die sie in das Bergwerk einfahren müssen. In einem Augenblick ist alles Leben aus der Landschaft verschwunden. Nur hie und da bewegen sich die riesenmässigen Hebel der Dampfmaschinen, welche aus den Schachten das gewonnene Erz heraufbringen etc. Aus den hohen Feueressen steigen dicke Rauchwolken in die Luft. Ueberall herrscht die tiefste Stille. Jene armseligen Hütten, die sich als weisse Flecken auf dem Boden darstellen, sind die Wohnungen der Bergleute und stehen jetzt leer. Dort in den weitläuftigen Schuppen sind die Weiber und Kinder beschäftigt, das Erz zu pochen und zu waschen. Viehheerden ohne Hirten weiden ruhig das Gras ab, das an der Oberfläche der Erde wächst, während der Mensch in ihren Eingeweiden sich mühsam abarbeitet.

Die Gruben von Cornwallis liegen grösstentheils zwischen der Stadt *Truro* und dem *Landsend*, dem westlichsten Vorgebirge der Grafschaft, auf einem sehr kleinen Raume beisammen; die wichtigsten aber befinden sich in der Gegend von *Redruth*. Wie gross auch die noch immer zunehmende Ausbeute dieser Bergwerke seyn möge,

so besitzt die Grafschaft Cornwallis doch noch viele andere. Man findet auf dieser nördlich und südlich vom Meere bespülten Landzunge Zinn-, Blei-, Spiessglanz-, Gold-, Silber-, Wismuth- und Zinkgruben, deren Bearbeitung an 15000 Bergleute und 70 Dampfmaschinen beschäftigt. Aber der Hauptreichthum der Grafschaft besteht unstreitig in den Kupfer-, und nächst diesen in den Zinn-Gruben.

Die Geschichte des englischen Kupfer-Bergbaues ist eben nicht alt; denn während Schweden und Teutschland ihre mineralischen Reichthümer ausbeuteten, liess England die seinigen unbenützt im Schoosse der Erde ruhen. Ohne Zweifel haben schon die Römer Nutzen aus dem Erze gezogen, welches zunächst an der Oberfläche lag; aber es ist keine Spur von ihren Arbeiten zurückgeblieben. Im J. 1588 hatte die Grafschaft Cornwallis der Bearbeitung ihrer Gruben noch keine grosse Entwickelung gegeben. Erst 1688, als die Krone ihre Vorrechte auf die »schlechten Metalle,« wie man sie damals nannte, aufzugeben begann, fing man an, die Sache ernsthaft zu betreiben. Die Capitalisten vereinigten sich mit den Gewerken. Neue Bohrversuche wurden gemacht; ungeheure Schachte und Stollen eröffnet, und obgleich die Mechanik damals noch in der Wiege lag, so erhielt man doch bald sehr befriedigende Resultate. Von 1726 bis 1735 lieferten die Minen von Corn-

wallis im Durchschnitt jährlich 700 Tonnen (zu 20 Ctr.). Gegenwärtig nimmt man den Gesammtertrag aller Kupferminen Gross-Britanniens zu 13000 Tonnen an, in einem Werthe von beiläufig 1¼ Mill. Pf. St., wozu Cornwallis allein mehr als vier Fünftheile beisteuert.

Man trifft das Kupfer in den Gruben von Cornwallis selten im gediegenen Zustande an: fast immer ist es mit andern mineralischen Stoffen, namentlich Schwefel, Arsenik, Antimonium, Eisen und Zinn, verbunden, welche nach ihrer grössern oder geringern Menge die Verschiedenheiten des Erzes bestimmen. In einigen Gruben enthält das Erz nur 3 Prozent reines Kupfer, während es in andern 30 bis 60 Prozent liefert.

Die Zahl und die Kraft der Maschinen, welche beim hiesigen Bergbau angewendet werden, übertreffen Alles, was man bisher in dieser Art gekannt hat. Wenn irgendwo, so kann man sich hier einen deutlichen Begriff von der Gewalt und der Nützlichkeit der Maschinen machen. Zuvörderst sieht man acht Dampf-Schöpfmaschinen, deren Cylinder 65 bis 90 Zoll Durchmesser haben. Sie dienen zur Ausschöpfung des Wassers auf dem Boden der Stollen. Die stärkste verbraucht in 24 Stunden beinahe 60 Bushel (= 36 Wiener Metzen) Kohlen, schöpft aber auch mit jedem Stosse 64 Gallonen (= 5 Wiener Eimer) Wasser und macht in der Minute 12 Stösse. Dann sind

noch acht andere Maschinen von geringerer Kraft, welche zum Heraufheben und Zermalmen des Erzes dienen, nebst 22 kleinern Maschinen zu verschiedenem Gebrauch. Alle diese Maschinen haben zusammen eine Kraft von 1000 Pferden. Gesetzt aber auch, dass man sich wirklicher Pferde bei diesen Arbeiten bedienen wollte, so müsste man sie in 24 Stunden drei Mal ablösen und würde also 3000 Pferde nöthig haben. Die Zahl der bei den Arbeitern beschäftigten Menschen steht zu dieser Maschinen-Kraft in Verhältniss. Man rechnet 2400 Bergleute, welche ununterbrochen in Thätigkeit sind, ausserdem eine Menge anderer Arbeiter, die nur zeitweilig angenommen werden. Die Minen von *Redruth* liefern das beste Kupfer in Cornwallis.

Da die Grafschaft wenig Steinkohlen besitzt, so finden es die Eigenthümer der Bergwerke nicht vortheilhaft, ihr Erzeugniss an Ort und Stelle selbst zu verschmelzen. Das Kupfererz wird daher, nachdem es gepocht und gewaschen worden, an Gesellschaften verkauft, die sich ausschliessend mit der weitern Verarbeitung desselben beschäftigen. Diess geschieht im Fürstenthum *Wales*, an den Küsten von *Glamorgan*, bei *Neath* und *Swansea*, wo das Metall zu Stangen, Platten und Blöcken geschmolzen wird. Kohlen giebt es hier in Ueberfluss und sie sind wohlfeil. Die Schiffe, welche aus Wales nach Cornwallis gehen, bringen die zur

Unterhaltung der Dampfmaschinen nothwendigen Kohlen, und nehmen als Rückfracht Kupfererz mit. Man sieht, dass Alles sehr wirthschaftlich eingerichtet ist.

Was die *Zinngruben* von Cornwallis betrifft, so besassen sie bis zum J. 1817 das Recht, China mit diesem Metall zu versehen. Aber die Bergwerke der ostindischen Insel *Banca* sind, seitdem sie den Niederländern gehören, so einträglich geworden, dass sie nicht nur die Märkte von China und Ostindien versorgen, sondern auch einen beträchtlichen Ueberschuss für die vornehmsten europäischen Handelsplätze liefern. Trotz dieser furchtbaren Concurrenz bleibt das englische Zinn immer noch gesucht und der Absatz in England wird durch einen Zoll von 60 Francs für den Centner auf ausländisches Zinn gesichert.

Das Schönste, was *Bristol* besitzt, ist der Kai. Während die *Themse* in London mit abscheulichen Häusern eingefasst ist, schmückt sich der *Avon*, ihr bescheidener Nebenbuhler, mit einem der prachtvollsten Kais, die man sehen kann. Dieser erstreckt sich von der Brücke des *Frome* bis zu der des *Avon*, durch die ganze Breite der Stadt. Hier können, besonders zur Fluthzeit, Schiffe von mittlerer Grösse landen. Der Hafen ist des Kais nicht unwürdig; er kann an tausend Fahrzeuge aufnehmen. Zum Unglück für die Einwohner von

Bristol hat ihr Handel schon seit längerer Zeit einen starken Mitbewerber an dem von *Liverpool* gefunden, und man darf dreist behaupten, dass die schönste Zeit für Bristol vorüber ist. Indessen kann sich die Stadt damit trösten, dass ihr Wohlstand von ziemlich langer Dauer gewesen, denn er gründete sich schon vor einigen Jahrhunderten. Unter der Regierung *Eduards VI.*, um die Mitte des XV. Jahrhunderts, gab es hier bereits einen reichen Kaufmann, *Williams Canyngs*, dessen Schiffe an 800 Personen beschäftigten. Die Marine von Bristol war damals die blühendste von ganz England. Von hier ging der kühne Seefahrer *Sebastian Cabot* im J. 1497 unter Segel, und entdeckte Newfoundland, Labrador und die Ostküste Nord-Amerikas bis gegen Florida hin. Im J. 1527 machte sich der nicht minder muthige *Robert Thom* zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt auf den Weg. Noch jetzt schickt Bristol seine Schiffe nach Canada, den Vereinigten Staaten, Ost- und Westindien, ins Baltische Meer etc. Seine Kaufleute haben Agenten und Verbindungen wie die Londoner, in allen Theilen von Gross-Britannien, und machen bedeutende Geschäfte. Bristol hat Werften und Docken. Die Leichtigkeit sich Brennstoff zu verschaffen, unterstützt die Fabriken; namentlich hat die Stadt blühende Glas- und Zucker-Fabriken, Seifensiedereien und Liqueur-Brennereien. Ungeheure Mengen von Bri-

stoler Glasflaschen werden, mit Bier, Cider und Mineralwassern gefüllt, nach Amerika versendet. Ebendahin, so wie nach den Colonien und nach der Hauptstadt, geht auch eine gewaltige Masse weisser und trockner Seife. Ueberdiess müssen Pulver und Blei, Sattler-, Riemer- und Seilerwaaren, nebst Töpfer- und Zinngeschirr, als nicht unwichtige Gegenstände angeführt werden, die von hier aus in den Verkehr kommen. Im Mittelalter zeichnete sich Bristol durch blühende Tuchmacherei aus.

Der Boden, auf dem die Stadt liegt, ist sehr uneben. Die Altstadt habe ich sehr hässlich gefunden, und doch hatte man mir gesagt, dass in den letzten Jahren viele Verschönerungen gemacht worden seien. Die Häuser sind weit höher als anderwärts in England, und man hat lange Zeit die Gewohnheit beibehalten, sie mit sehr hohen Mauern zu umgeben, welche fast eben so viel kosteten als die Gebäude selbst. Die gothische Marienkirche liegt auf einer Anhöhe, *Radcliffe* genannt, und verdient gesehen zu werden. Auch die im griechischen Styl gebaute Börse ist ein gutes Gebäude. Ueber dem Eingange eines Casino steht die Inschrift: *Curas cithara tollit* (die Cither oder Laute vertreibt die Sorgen). Guter Gott! Wie kann man mitten unter Theekisten, Baumwollen- und Kaffeh-Säcken, deren Zahl unglücklicherweise von Jahr zu Jahr immer geringer wird,

noch an die Cither denken? Uebrigens scheinen lateinische Inschriften in Bristol sehr in Ehren gehalten zu werden. Auf dem Insiegel der Stadt liest man die Worte: *Virtute et industria* (durch Rechtschaffenheit und Betriebsamkeit). Da *Bristol* nie gesucht hat, sich durch den schändlichen Negerhandel zu bereichern, wie es *Liverpool* gethan, so hat es diese Inschrift wohl mit Fug und Recht wählen können. Wenigstens gab mir ein »rechtschaffener und betriebsamer« Bristoler diese Erklärung.

In einer Handelsstadt, die mit den Vorstädten eine Bevölkerung von mehr als 100000 Seelen enthält, muss das Amt des *Mayor* (Bürgermeisters) ein sehr ausgezeichneter Ehrenposten seyn. Er bezieht hier ein jährliches Einkommen von 1000 Pf. St. Seine Wahl geschieht am 15. September und wird mit grossem Gepränge vollzogen. Nach einem alten Herkommen führt der älteste *Alderman*, wie in London, den Ehrentitel *Father* (Vater).

Die im Handel vorkommenden sogenannten *Bristoler Steine* sind eine Gattung schöner Quarz-Krystalle, welche beim Dorfe *Clifton* gefunden werden.

Nach *Bath*, diesem berühmten Brunnenorte, bin ich sehr unpassend in der Jahreszeit (Ende Mai) angekommen, wo die s. g. »exclusive« Welt (so sagt man jetzt statt »fashionable«) sich hütet,

hier zu erscheinen. Da es mir weniger um die hiesigen Kurgäste als um die Stadt selbst zu thun ist, so thut mir dieser Umstand nicht sonderlich leid. — »Aber welches ist denn die eigentlich glänzende Kurzeit in Bath? Doch wohl der Sommer?« — Ganz und gar nicht. Die Exclusiven denken darüber anders. Man kommt nicht eher nach Bath, als bis alle übrigen Brunnenorte leer sind. Leute von gutem Ton finden sich daher erst im Winter hier ein. Auch kommt man nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern bloss weil es die Mode so will. Da ich für meine Person wenig nach der Mode frage, so habe ich mehre Tage lang getrunken und die Quellen im Sommer eben so kräftig wie im Winter gefunden. Ausserdem gewährte mir noch die schöne Natur in den Umgebungen der Stadt eine Menge mannichfaltiger Genüsse, die der Winter auf keinen Fall darbieten kann. Wahrscheinlich haben die Römer eben so gedacht, da sie die hiesigen Bäder *Aquae solis* (Sonnenquellen) nannten.

Bath scheint überhaupt unter der römischen Herrschaft ein wichtiger Platz gewesen zu seyn, indem vier Militär-Strassen hier zusammentrafen. Zierliche Gebäude nahmen die Mitte der Stadt ein und enthielten die Bäder. An mehren Stellen erhoben sich Altäre mit Inschriften, deren mehre in neuerer Zeit aufgefunden worden sind. Der heutigen Stadt kann man freilich nicht nachrüh-

men, dass sie mit demselben Geschmack gebaut sei, welcher die römischen Werke der Kaiserzeit auszeichnete; indessen ist sie so blühend als sie es jemals hat seyn können. Den Geschmack ersetzen Luxus und Pracht. Alles was der Engländer unter »Comfort« versteht, findet sich in den vier öffentlichen Bädern vereinigt.

Die grössten Bäder sind das *Königs-* und das *Königinn-Bad.* Ausserdem zählt man mehre Einzelbäder. Was man hier ein Bad-Cabinet nennt, ist etwas ganz Anderes als was bei uns auf dem Festlande diesen Namen führt. Es ist ein grosses geräumiges Marmor-Bassin, in welches man auf zwei bis drei Stufen hinabsteigt und worin man fast so viel Bewegungsraum hat, dass man schwimmen könnte. Auch ist mit jedem Badegemach ein kleines elegant möblirtes Zimmer verbunden, in dessen Kamin ein wohlthuendes Feuer brennt. Da ich meine Bäder im Sommer nehme, so bin ich weniger im Stande, diese zarte Fürsorge nach Verdienst zu würdigen.

Ein hübsches Theater, das Casino mit einem grossen Tanzsaale, das Lese-Cabinet, die Gärten von Sidney, dem Vauxhall in London vergleichbar, bieten sowohl den Kranken als den Gesunden mancherlei Zerstreuungen und Genüsse dar. Was mir besonders gefällt, sind die für den Besuch des Casino bestehenden Verhaltungsregeln, namentlich derjenige Theil derselben, wo die Pflichten der

Höflichkeit aufs genaueste eingeschärft werden. Der Verfasser dieses Codex, der Bade-Gesetzgeber, war in seiner Art ein grosser Mann. Auf dem Festlande unbekannt, hat er doch bei der eleganten Welt von London, hauptsächlich aber zu Bath, seiner Vaterstadt, sich einen grossen Ruhm erworben. Er hiess *Richard Nash*. Seine persönlichen Vorzüge hatten ihm den Beinamen *des Schönen* verschafft. Er allein entschied alle Fragen der Etiquette, und hielt die Ordnung und den Anstand im Getümmel der Gesellschaften und der Bälle aufrecht. Keine Festlichkeit gab es, deren Programm nicht zuvor seiner höchsten Beurtheilung unterworfen worden wäre. Bath verdankt ihm den grössten Theil seiner Verschönerungen; auch ist ihm in dem grossen Badsaale aus Dankbarkeit ein Standbild errichtet worden. Die Abtei-Kirche umschliesst sein Grab.

Oxford, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, liegt am Zusammenflusse der Isis und des Charwell, welche durch reizende Fluren strömen und an beiden Ufern mit Bäumen geschmückt sind. Es ist eine sehr alte Stadt, denn die hiesige Universität war schon vor König *Alfred* vorhanden, der für den Wiederhersteller derselben gehalten wird, und dieser Lehranstalt verdankt sie auch ihre ganze Wichtigkeit. Sie hat weder Handel noch Fabriken, und ihre Volksmenge dürfte nicht

15000 Seelen übersteigen, von welchen etwa 2000 (1000 Studenten und 300 Kostgänger in den Collegien) zur Universität gehören. Die Privat-Häuser sind niedrig und schlecht gebaut; keine Strasse ist regelmässig angelegt; aber die öffentlichen Gebäude, welche sie schmücken, machen gleichwohl Oxford zu einer prachtvollen Stadt und einige Bezirke, wo die Denkmähler der Architektur besonders zusammengehäuft sind, geben eine Vorstellung von den schönen Zeiten Roms und Athens.

Unter den zwanzig Collegien der Stadt zeichnen sich mehre sowohl durch Grösse als Schönheit aus. Im Refectorium des Collegiums *Allerseelen* (*All-Souls*) sieht man eine Bildsäule des durch seinen Commentar der englischen Gesetze weltberühmt gewordenen Rechtsgelehrten *Blackstone*. Er war ein *Fellow* dieses Collegiums. Das Standbild des Philosophen *Locke* befindet sich im *Christ-Church*, dem reichsten, grössten und schönsten aller Collegien. Der Saal, der unter die grössten Räume dieser Art in England gehört, ist vorzüglich durch die Schönheit und Leichtigkeit des Dachstuhles merkwürdig.

Ein weitläuftiges gothisches Gebäude, welches einen grossen Hof umschliesst, enthält die Hörsäle für die Vorlesungen der Professoren. Hier ist auch die *Bodleysche Bibliothek*, die den Namen ihres Gründers, *Sir Thomas Bodley*, führt. Das

von Heinrich VIII. errichtete Gebäude befindet sich sowohl dem Innern als dem Aeussern nach noch in seinem ursprünglichen Zustande, und enthält nicht weniger als 300000 Bände. Man sieht sich hier plötzlich in vergangene Jahrhunderte versetzt. Das Innere hat die Form eines Kreuzes. Ueberall sieht man grosse Schränke mit eisernen, halb vergoldeten und halb blau angestrichenen Gittern; ungeheure Fenster, jedes so gross wie drei gewöhnliche Kirchenfenster; ein Plafond mit unzähligen vergoldeten Feldern, in deren jedem eine offene Bibel mit vier Kronen dargestellt ist; das alterthümliche Costum, der an verschiedenen Tafeln sitzenden Doktoren; alles dieses bildet ein wahrhaft imposantes Ganzes. Ungefähr halb so hoch als die Höhe der Schränke läuft eine Gallerie, auf der man zu den Büchern gelangen kann, welche in den obern Reihen aufgestellt sind. Am Geländer dieser Gallerie sind die Bildnisse aller Bibliothekare angebracht, die im Laufe der Zeit hier angestellt waren. Gegen die Mitte des Saales sind die Schränke so angeordnet, dass sie eine lange Reihe geschlossener Cabinette bilden, wo die Leser ungestört sich aufhalten, Auszüge machen etc. können. Unabhängig von diesem Hauptsaale giebt es noch andere, welche den ersten Stock des vierseitigen Gebäudes einnehmen.

Dieser Theil der Bibliothek enthält kostbare Handschriften und Ausgaben des fünfzehnten Jahr-

hunderts, unter andern ein prachtvolles Exemplar der ältesten, von Guttenberg und Faust während der kurzen Zeit ihrer Geschäftsverbindung (von 1440 bis 1445) gedruckten Bibel; einen *Quintus Curtius*, eine Handschrift mit Miniatur-Gemälden auf jedem Blatt und Arabesken von Früchten und Blumen auf Goldgrund. Leider hat dieses schöne Exemplar weder Namen noch Datum. Alle Personen sind in der Tracht dargestellt, die zur Zeit des Abschreibers gebräuchlich war. *Alexander* erscheint als gewappneter Ritter und bricht mit *Darius* eine Lanze, indem er ihn zu Boden wirft. Ein anderes Manuscript, nicht minder merkwürdig, ist ein französisches mit dem Namen des Copisten und der Jahrzahl 1340, so wie mit dem Namen des Malers vom Jahre 1346, woraus man schliessen könnte, dass der Letztere sechs Jahre mit den Malereien zugebracht habe, die fast alle in viereckige Felder, blau, roth oder Gold, fast wie auf einem Teppich, vertheilt sind. Der Gegenstand ist ein Heldengedicht. Was aber dieses Manuscript besonders merkwürdig macht, ist der Umstand, dass der Maler auf jedem Blatte, anstatt der gewöhnlichen Arabesken-Einfassung, die Gewerbe, Spiele und Belustigungen seiner Zeit dargestellt hat. Mehre dieser Spiele sind noch heut zu Tage in Gebrauch, z. B. die Maskenbälle, das Sattelspringen, die Hahnenkämpfe, das Seiltanzen etc.

Die alten Statuten dieser Bibliothek enthalten zum Theil höchst unsinnige und abgeschmackte Vorschriften. So war es z. B. den Baccalaureen der Philosophie unter den schwersten Strafen verboten, ein Buch zu lesen, das nicht auf ihre Facultät Beziehung hatte. Sie durften sich daher auch nur in der Abtheilung dieser Facultät aufhalten, wo nur philologische Bücher und einige Werke des Aristoteles zu finden waren. Medicinisches und Juridisches zu lesen war aufs strengste untersagt. In neuerer Zeit hat man alle Studierenden, die nicht volle vier Jahr auf der Universität sind, vom Besuch der Bibliothek ausgeschlossen. Da aber die gewöhnliche Studienzeit nur vier Jahr dauert, so erhält der Student gerade dann erst den Zutritt zur Bibliothek, wenn er die Universität verlassen will.

Ein Theater, welches vor dreihundert Jahren durch einen Bischof gestiftet worden, dient nur zur Aufführung geistlicher Dramen. Auf dem eisernen Gitter, welches rings um dasselbe geht, sind die Büsten der römischen Cäsaren aufgestellt. In diesem Theater, welches ziemlich einer Kirche gleicht, wurden im J. 1815 der Kaiser von Russland, der König von Preussen und der damalige Prinz-Regent von England (später König Georg IV.) zu *Doktoren* der Universität ernannt, seit welcher Zeit auch ihre Bildnisse hier aufgestellt sind. Die Mitte nimmt das des Prinz-Regenten

ein, vorgreifend schon in königlichem Schmuck. Das Gemälde ist von dem berühmten *Lawrence*, einem der ersten neuern Künstler Englands. Zu beiden Seiten sieht man die Bildnisse der andern Monarchen, in einfacher Kleidung und Rahmen, von der Hand desselben Künstlers gemalt. Auch der preussische General *Blücher* wurde ebendamals mit dem Doktorhute beehrt, obschon er sich lange dagegen sträubte, indem er bemerkte, dass wenn sein königlicher Gebieter Doktor geworden, er als Unterthan höchstens nur auf den Grad eines Pedells Anspruch machen könnte.

Das Museum enthält ein merkwürdiges Gemälde, die *Schlacht von Pavia* darstellend. Alle Figuren (d. h. der Heerführer und andern vornehmsten Personen) sind Portraits. Das Gemälde ist im Styl der alten Miniatur-Malereien gearbeitet und besonders für das Studium der Trachten und Waffen der damaligen Zeit von Wichtigkeit. Es trägt die Unterschrift: *Comen les gens de lempereur deffirent les Françoys en lan* 1525. — Nicht minder bemerkenswerth ist ein sehr schön geschriebener eigenhändiger Brief von der *Königinn Elisabeth* an *Lord Burleigh*, so wie eine Kamasche und ein Schuh der Königinn, aus denen man sieht, dass sie einen sehr hübschen Fuss hatte. Man zeigt auch ihre Uhr mit einer sehr geschmackvoll gearbeiteten Kette, aus fünf Medaillons bestehend, deren jedes Haare von verschiedener Farbe ent-

hält. Ein eben so kostbares Medaillon stellt ein übrigens grob verfertigtes Mosaik-Bildniss dar, welches einer Inschrift zufolge dem Könige *Alfred* gehört hat. Es ist vor etwa zwanzig Jahren auf einem Felde der Insel *Athelney* gefunden worden, wohin sich Alfred beim Einfalle der Dänen geflüchtet hatte.

Die *Radcliffe'sche Bibliothek*, von dem bekannten Doktor Radcliffe im vorigen Jahrhundert gestiftet, liegt beinahe im Mittelpunkte der Stadt. Das Innere des Gebäudes besteht aus einer Rotunde von drei Stockwerken, mit einer Kuppel gedeckt und zwei offenen Gallerien, eine über der andern. Von dieser Rotunde erstrecken sich strahlenförmig Säle nach allen Richtungen und enthalten Bücher bloss naturwissenschaftlichen und medicinischen Inhalts. Längs den Säulen sind Gypsabgüsse der schönsten Bildhauerwerke des Alterthums aufgestellt. Eine Wendeltreppe von sinnreicher Bauart führt seitwärts durch einen Thurm zur obersten Gallerie und von da auf das Dach, wo man eine herrliche Aussicht auf die ganze Stadt geniesst.

Es sind in neuester Zeit wichtige Verfügungen getroffen worden, die Aufführung der Studenten zu regeln, damit sie sich ausschliessender als bisher ihren Studien widmen mögen. Keiner darf, wenigstens nicht in den ersten drei Jahren, ohne Erlaubniss ein Reitpferd oder einen Bedienten halten, und um diese Erlaubniss muss förmlich an-

gesucht werden. Eben so wenig darf ein Student, unter welchem Vorwande es auch seyn möge, einen Hund bei sich haben. Er darf weder an Pferdrennen, noch Zweikämpfen, Taubenschiessen etc. Theil nehmen oder dergleichen als Zuschauer beiwohnen. Auch braucht es eine besondere Erlaubniss, wenn er sich eines Miethwagens bedienen will. Andere Vorschriften betreffen die Einwohner der Stadt, welche ebenfalls mit Strafen bedroht werden, wenn sie den Studenten behilflich sind, jene Gesetze zu übertreten.

Von *Cheltenham* nach *Worcester* (welchen Namen man gewöhnlich *Worster* ausspricht) bietet die Landschaft ununterbrochen einen bezaubernden Anblick dar, bald grüne Wiesen und Felder, bald schöne Waldstrecken und andere Baumgruppen, während am fernen Horizont die Gebirge immer deutlicher hervortreten. Fast auf jeder Poststation findet man eine ansehnliche Stadt und überall eine gothische Kirche. Diese mit tausend Blumen geschmückten Fluren sind sämmtlich der Schauplatz blutiger Schlachten zur Zeit der bürgerlichen Kriege Englands gewesen, wie diess die Namen bezeugen, die sie nach so vielen Jahrhunderten noch führen, z. B. Blutfeld, Schlachtwiese, Knochenfläche u. a. m.

Worcester ist für die Provinzial-Einwohner eine Art von fashionabler Stadt. Viele reiche

Familien aus der Umgegend von Wales bringen hier den Winter zu. Auch fehlt es nicht an Gelegenheiten zur Unterhaltung. Worcester ist ein kleines London; es hat sein Theater, seine Casinos, Concerte, Bälle und Pferderennen. Leider war ich nicht zur gehörigen Jahreszeit hier, um an diesen Herrlichkeiten selbst Theil nehmen zu können. Uebrigens ist die Stadt hübsch gebaut, gut gepflastert und trefflich beleuchtet. Für jene Eingebornen, welche den Aufenthalt in der gewohnten Heimath zu langweilig finden, ist die *Saverne* da mit ihren zierlichen Booten, auf welchen man einerseits bis *Shrewsbury* aufwärts, andererseits bis *Glocester* und selbst bis *Bristol* abwärts fahren kann. Das junge Ansehen der Stadt ist indess etwas täuschend. Sie ist eine Coquette, welche ihr Alter geschickt zu verbergen weiss. Schon die Römer kannten sie unter dem Namen *Vigornia*. Sie umgaben sie mit Wällen und erhoben sie zu einem verschanzten Lager (*Castrum*), welches die Sachsen nachher *Wigurre-Ceastre* nannten, woraus später der Name *Worcester* entstand.

Die prachtvolle Domkirche ist sehr alt, und noch älter sind die unter ihr befindlichen Grabgewölbe. Der ursprüngliche Baustyl ist durch neuere Ausbesserungen entstellt worden. Doch hat sich an vielen Punkten die alte Bildhauer-Arbeit unversehrt erhalten. Diess ist z. B. der Fall mit der Grabkapelle *Arthurs*, Bruders von

Heinrich VIII. Man sieht hier die Wappen der beiden Häuser *York* und *Lancaster*, welche dieser Prinz wirklich in seiner Person vereinigte, nebst Bildsäulen von vier Königen und des Heilandes, unter kunstreich gearbeiteten Baldachinen. Diese Bildsäulen (wohl nur Basreliefs?) sind erst 1788 entdeckt worden, weil sie früher, vermuthlich seit der Zeit, wo die Fanatiker allen kirchlichen Kunstwerken den Krieg erklärten, mit Gyps überzogen waren. Marmorsäulen schmücken den Chor, sind aber übertüncht, so dass man sie kaum für Marmor halten sollte. Dieser Chor enthält auch das älteste Königs-Grabmahl, das des Königs *Johann* mit seinem Steinbilde in liegender Stellung. Man hat es vor etwa fünfzehn Jahren geöffnet und den Leichnam noch wohl erhalten und ganz so gekleidet gefunden, wie das Steinbild. Beim Zutritt der Luft zerfielen die Kleider in Staub, der Rost hatte vom Schwerte nur den Griff übrig gelassen (?). Ein anderes nicht minder merkwürdiges Denkmahl ist das eines *Tempelherrn*, mit der Jahrzahl 1220 und der französisch-normännischen Inschrift: *Cy aist syr Guilleaume de Harcourt fys Robert de Harcourt et de Isabel de Camvile.* Die Bildsäule ist bemalt und die Farben sind mehrmals aufgefrischt worden. Das Costum besteht in Panzerstrümpfen und Stiefeln mit goldenen Spornen. Die Kniee sind bloss und über denselben beginnt wieder ein Panzergewand, welches den ganzen Körper so voll-

ständig bedeckt, dass nur das Gesicht zu sehen ist. Ueber diesem Panzergewande trägt der Ritter einen rothen Mantel, der in langen Falten auf die Lenden herabfällt, und darüber ein schwarzes Wehrgehänge mit einem Schwert in einer rothen Scheide. Am linken Arme ist ein kleiner zugespitzter Schild mit dem Familienwappen. Das Templerwappen ist auf dem Grabe angebracht. Längs der einen Mauer der Kapelle sieht man eine Reihe merkwürdiger Portraits. Zuerst unten eine Anzahl Aebte, über denselben Bischöfe, weiter hinauf Könige, dann Heilige, und ganz oben Engel.

Worcester ist die Nebenbuhlerinn unsers Sèvres. Es wird hier ebenfalls Porzellan erzeugt, wenn auch von geringerer Güte, aber doch schön genug, um dem Eigenthümer der Fabrik reichen Gewinn zu verschaffen. Diese besteht schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie führt den Titel »Königlich«, der aber ein blosser Ehrentitel ist, indem der Unternehmer keinerlei Unterstützung von der Regierung empfängt. Das Material kommt aus England selbst, vornehmlich aus Cornwallis. Diese Fabrik deckt nicht nur den eignen Bedarf des Landes, sondern es kann auch noch etwas nach Indien, ja sogar, wie man behauptet, bis nach China, ausgeführt werden.

Unter den 14000 Einwohnern der Stadt sind noch viele andere Gewerbsleute, welche Glas- und Eisenwaaren fabriciren. Viele beschäftigen sich

mit dem Handel von Landesprodukten, namentlich Hopfen, Obst, Cider und Salz, welche von hier aus zu Wasser und zu Lande nach andern Grafschaften verführt werden.

Ich habe einige Tage in den Umgebungen von *Northampton*, einer übrigens unbedeutenden Stadt, bei einem reichen Landwirthe zugebracht, an den ich empfohlen war und welcher mich mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufgenommen hat. Dieser Besuch verschaffte mir Gelegenheit, mich über den jetzigen Zustand des englischen *Ackerbaues* zu unterrichten.

Man kann die vornehmsten englischen Grafschaften, in Beziehung auf die Beschäftigungen ihrer Einwohner, in bestimmte Klassen abtheilen. *Bedford*, *Buckingham*, *Kent* und *Northampton* sind vorzugsweise ackerbauende Provinzen. *Monmouth* und *Sussex* konnten sonst ebenfalls dazu gerechnet werden, heut zu Tage aber sind es mehr industrielle Provinzen, jene wegen des ungeheuern Betriebes ihrer Kohlen- und Eisengruben, diese wegen der Zunahme ihrer Mineralwasser-Anstalten zu Brighton, Worthing und Hastings. Die Grafschaften *Sommerset*, *Devon* und *Cornwall* haben eine halb industrielle halb ackerbauende Bevölkerung und *Middlesex*, *Surrey*, *Lancaster* und *Warwick* stehen an der Spitze der Manufaktur-Provinzen.

In England sind ungefähr zwei Siebentel der Ackerbauer Eigenthümer des Bodens, den sie entweder persönlich oder mit Hilfe von gedungenen Arbeitern bebauen. Letztere bilden die übrigen fünf Siebentel dieser Klasse. In Irland giebt es nur ein Dreizehntel von Landwirthen, welche gedungene Arbeiter beschäftigen. Die übrigen zwölf Dreizehntel sind theils Feldbesitzer ohne Gehilfen, theils Taglöhner, welche für fremde Rechnung arbeiten. Die Mittelzahl von gedungenen Arbeitern, welche jeder Grundeigenthümer beschäftigt, ist ebenfalls in beiden Königreichen verschieden; in Irland ist sie $5\frac{3}{4}$, in England nur $4\frac{3}{4}$.

Man rechnet, dass seit dem Jahre 1760 die Gesammt-Volksmenge von England und Schottland sich mehr als verdoppelt hat, indem sie damals $7\frac{1}{2}$ Million betrug, während man gegenwärtig an 17 Millionen zählt. Dennoch reicht, mit Ausnahme der Getraideeinfuhr in Irland für $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen und eines Drittels der Pferde in Gross-Britannien, das Erzeugniss des Feldbaues hin, diese Doppelzahl der Bevölkerung besser zu nähren als im vorigen Jahrhunderte. Ein Staatswirth jener Zeit, *Karl Smith*, sagt, dass von ungefähr sechs Millionen Menschen, die England damals enthielt, ein Sechstel von Roggenbrod lebe. Heut zu Tage giebt es vielleicht nur 50000 Personen, welche anderes als Waizenbrod geniessen. Mit Ausnahme der Grafschaft *Durham*, wo man

noch ein Gemisch von Roggen und Waizen baut — das s. g. *Mash* — ist der Roggen fast ganz von den englischen Feldern verschwunden. Im Norden von England war noch vor einem halben Jahrhundert Waizenbrod ein Luxusartikel; wohlhabende Familien in Cumberland brachten es nur am Weihnachtsfeste auf den Tisch. Die fette Gans wurde in einer Pastete von Gerstenmehl aufgetragen. Wer jetzt den Bewohner der ärmsten Hütte mit einer solchen Mahlzeit bewirthen wollte, würde sehr schlechten Dank erhalten. Der Städter wie der letzte Bauernknecht geniesst heute Waizenbrod.

Schottland hatte lange Zeit nur elende Kuchen von Haber- und Gerstenmehl. Landleute und Bewohner kleiner Städte wussten nicht einmal, was Waizenbrod sei. Im Jahr 1727 wurde ein Feld von acht Acres in der Gegend von *Edimburg*, das mit Waizen bebaut war, als etwas Wundervolles angesehen und eine Menge ehrlicher Schotten stiegen von ihren Bergen herab, um die Sache mit eigenen Augen zu schauen. Gegenwärtig wird in Schottland zehn Mal mehr Waizen gebaut als 1780 und er liefert das gewöhnliche Nahrungsmittel nicht nur für die Städte, sondern auch für die Dörfer.

Indem der Bewohner Gross-Britanniens besseres Brod essen gelernt hat, ist er auch dahin gekommen, seinen Tisch reichlicher mit Fleisch zu besetzen. *Heinrich IV.* hatte *unsern* Bauern ver-

sprochen, dass jeder am Sonntage sein Huhn im Topfe haben solle. Gott weiss, wie seine Nachfolger auf dem Throne dieses Versprechen gehalten haben. Ob jemals ein *englischer* Monarch seinen Unterthanen etwas Aehnliches versprochen, ist mir nicht bekannt; diese haben aber das Geheimniss entdeckt, durch *eigne* Betriebsamkeit ihren Zustand zu verbessern. Es giebt jetzt allenthalben Schlachtfleisch im Ueberfluss. Die Kunst des Viehmästens und der Verbesserung der Rassen hat solche Fortschritte gemacht, dass seit weniger als fünfzig Jahren das Gewicht der Ochsen und Schafe mehr als verdoppelt worden ist. Die auf den Londoner Markt gebrachten Ochsen wogen sonst nicht über 370 Pfund und die Schafe 28; heut zu Tage berechnet man im Durchschnitt das Gewicht eines Ochsen zu 800, und das der Schafe zu 80 Pfund. — Im J. 1783 gab es auf dem Markte zu *Glasgow*, obschon diese Stadt damals an 30000 Einwohner zählte, noch kein Rindfleisch. Bis 1775, und vielleicht noch später, pflegte man in jeder Haushaltung von Edimburg, Glasgow und den übrigen schottischen Hauptstädten nur im November eine Kuh oder einen Ochsen, der aber nichts weniger als sehr fett war, zu schlachten und das Fleisch für den Winter einzupökeln oder zu räuchern.

Die Abschaffung der Brache und die Einführung des Grünfutter-Baues an der Stelle derselben

hat in der Landwirthschaft dieselbe Umwälzung hervorgebracht, wie die Dampfmaschine in der Gewerbs-Industrie. Die Rüben (*Turnips*) waren zwar seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts bekannt, aber erst unter der Regierung *Georgs II.*, nachdem grosse Landeigenthümer sie in der Grafschaft *Norfolk* eingeführt hatten, überzeugte man sich von ihrer Wichtigkeit. Grosse Sandstrecken und Haiden verwandelten sich wie durch Zauberei in prachtvolle Waizen- und Gerstenfelder. Der Ertrag des Getreides verdreifachte sich auf dem leichten Boden, während man gleichzeitig treffliches Grünfutter erhielt, und sich den kostbarsten Dünger verschaffte.

Die Anwendung der Knochen zur Düngung, eine andere Verbesserung von hoher Wichtigkeit, wurde schon 1800 versucht, ist aber erst seit zehn oder zwölf Jahren allgemein geworden. In den Grafschaften *York* und *Lincoln* versuchte man sie gleich Anfangs in grossem Massstabe und ihre Wirkung gränzt in der letztgenannten Provinz ans Wunderbare. Dieser Dünger giebt auch dem leichtesten Boden Kraft. Die Einfuhr von Knochen in England ist äusserst beträchtlich. Die zahlreichen wilden Heerden, welche in den Pampas von Südamerika herumschweifen, versorgten lange Zeit Europa mit Häuten, Talg und Hörnern; ihre Knochen aber blieben unbeachtet auf dem Boden liegen. Jetzt werden sie sorgfältig gesammelt und

kommen in ganzen ungeheuern Schiffsladungen nach England.

Die Dampfmaschine hat in ihrer Anwendung auf die Trockenlegung landwirthschaftlicher Gründe ebenfalls einen bemerkenswerthen Einfluss ausgeübt. Die Sümpfe der Grafschaften *Lincoln* und *Cambridge*, so wie überhaupt die Tiefländer der östlichen Provinzen, wurden durch die früher gebräuchlichen Windmühlen nur sehr unvollkommen vom Zuflusse der Gewässer befreit. Ausserdem hingen diese Maschinen vom Zufalle der Witterung ab und liessen den Landwirth oft im Stiche, wenn er ihrer Hilfe am dringendsten bedurfte, z. B. nach grossen Regengüssen, wo ganze weite Strecken in Seen verwandelt wurden. Seitdem der Dampf an die Stelle des Windes getreten ist, genügen einige Mass Kohlen, um den Boden vom Ueberflusse der Gewässer zu befreien. Eine Maschine von zehn Pferdekraft ist für 400 Hektaren (700 n. ö. Joch) hinlänglich, wenn damit im Durchschnitte 20 Tage, jeden zu 12 Stunden, also im Ganzen 240 Stunden, gearbeitet wird. Die ausgetrockneten Aecker sind von bemerkenswerther Fruchtbarkeit, da sie nicht selten eine Schicht Dammerde von 25 Fuss Tiefe enthalten.

Der Ackerbau hat auch viel durch die Verbesserung der Strassen und die grosse Erleichterung der Verbindungen gewonnen. Die Anwendung des Dampfes bei der Schiffahrt hat den Seereisen die

Schnelligkeit und beinahe auch die Sicherheit der Posten verliehen. Dampfboote mit Waaren und Reisenden befahren alle Küsten und versorgen die Märkte von London und Liverpool mit den Erzeugnissen der entlegensten Gegenden. Ehemals schickten die schottischen Farmers ihre magern Schafe auf die Märkte von *Norfolk*, wo sie von Viehmästern gekauft und dann nach der Hauptstadt abgesetzt wurden. Jetzt wird das Vieh zu Hause gemästet und mit dem Dampfschiffe, entweder lebendig oder geschlachtet, unmittelbar nach London geschickt. Dadurch haben auch die zur Mästung dienenden Rüben einen höhern Werth in Schottland erhalten.

Eine merkwürdige Thatsache ist, dass die landwirthschaftlichen Verbesserungen zum Theil das erzwungene Resultat des langen Krieges waren, den England mit Frankreich zu führen hatte. Es leidet keinen Zweifel, dass von 1764 bis zum Frieden von Amiens Handel und Manufakturen raschere Fortschritte gemacht hatten, als die Landwirthschaft, und dass England in Ansehung seines Getraidebedarfs allmählich immer abhängiger vom Auslande geworden war. Nach jenem Frieden verschlangen das Colonial-Monopol und die Manufaktur-Industrie noch immer ungeheure Capitalien, aber die besondern Umstände im Gefolge des Krieges mit Frankreich, die übermässigen Frachten und Assekuranzen, so wie Napoleons be-

kannte Dekrete von Berlin und Mailand, zwangen Gross-Britannien, indem sie die Einfuhr fremden Getraides höchst kostbar und fast unmöglich machten, alles vorhandene Land urbar zu machen und dessen Ertrag durch die oben besprochenen neuen Erfindungen und Verbesserungen zu vermehren. Unklugerweise hat die Regierung seit dem letzten Frieden von 1815 durch aussergewöhnliche Massregeln jenem Aufschwunge des Ackerbaues zum Nachtheile der andern Gewerbszweige noch mehr Nahrung gegeben. Die Mehrheit der beiden Parlaments-Häuser, aus Landbesitzern bestehend, denen an der Erhaltung des hohen Pachtschillings (4 bis 5 Mal grösser als vor 1803) gelegen seyn musste, erschwerte durch strenge Massregeln und hohe Zölle die Einfuhr fremden Getraides in einer Weise, die besonders für den ärmern Theil, dessen Hauptnahrungsmittel das Brod ist, äusserst drückend geworden und im Durchschnitte einer Steuer von 2 Pf. Sterling auf jeden Kopf der Gesammtbevölkerung gleich kommt. Die Parlaments-Verhandlungen über die Abschaffung der Korngesetze sind bekannt.

Leamington, vor vierzig Jahren nur ein kleines Dorf, ist jetzt eine reiche und hübsche Stadt mit zehn oder zwölf Gasthöfen, die wie Paläste aussehen, vier grossen Badhäusern, mit Säulengängen

und Gärten, verschiedenen Lesekabinets, Spiel-, Concert- und Tanzsälen, deren einer an 600 Personen fassen kann, und einer Unzahl von Privathäusern zur Unterkunft für die Badegäste. Alles ist hier auf einen colossalen Fuss eingerichtet, obwohl die hiesigen nur wenig schwefel- und salzhaltigen Wasser keine bedeutenden Heilkräfte besitzen.

Einige Poststationen von Leannington liegen in einsamer und reizloser Gegend, die Ruinen des Schlosses *Kenilworth*, die ich, mit Walter Scotts Roman in der Hand, besuchte. Sie bedecken eine Fläche von mehr als einer Geviert-Lieue, und obschon sie jeden Tag mehr verfallen, so werden sie doch noch lange Zeit die Ueberreste ihrer ehemaligen Pracht bewahren. Der älteste Theil des Gebäudes, vom Jahre 1120, dürfte wahrscheinlich am längsten dauern; aber die später vom Grafen *Leicester* hinzugekommenen Parthien sind schon bis fast auf die Grundmauern verfallen. Unter der Regierung *Cromwells* hat man den anstossenden grossen See, an welchen sich ein Park von 30 englischen Meilen im Umfang anschloss, in der Hoffnung, etwa darin versenkte Schätze zu finden, trocken gelegt. Auch der Park ist seit dem verschwunden und in Ackerland verwandelt, auf dem man einige zerstreute Bauernhäuser erblickt. Ein zum Schlosse gehöriges Gebäude, fast ganz mit Schlingpflanzen aller Art bedeckt, ist zu einer

Maierei umgeschaffen worden. Die ganze Gegend bietet den elendesten und traurigsten Anblick dar, der mir noch in England vorgekommen ist.

Man sieht noch den Söller, auf welchem der Name der *Elisabeth Bower* stand. Das Landvolk behauptet, dass man oft beim Mondscheine eine hohe weisse Gestalt hier erblicke, welche schweigend den vor ihr sich öffnenden Abgrund betrachte. Die Mauern des grossen Herren-Saales, die geräumigen Küchen und die Keller sind noch leicht erkennbar. Leider aber kann man nicht mehr zu den Thürmen emporsteigen, wo sich vielleicht noch manches erhaltene Zimmer befindet.

Birmingham liegt auf einer kleinen Landzunge am nordwestlichen Ende der Grafschaft *Warwick*, die auf dieser Seite an Stratford- und Worcestershire gränzt. Die Stadt ist jetzt mit London, Manchester und Liverpool durch Eisenbahnen verbunden; aber schon früher bestand mit diesen Städten, so wie mit Hull, eine Verbindung mittelst des Canals von *Fazeley*, der sich an den von *Oxford* und den *Great-Trunk* anschliesst. Der alte Kanal erleichtert den Transport von Eisen und Kohlen aus Staffordshire. Birmingham steht dadurch mit allen Meeren, die Gross-Britannien umgeben, in Verbindung, und verdankt dieser glücklichen Lage den Aufschwung der verschie-

densten Metallwaaren-Fabricationen, die sich hier concentrirt haben.

Die Stadt liegt am Abhange eines Hügels am Ufer der *Rea*, übrigens in sandiger und wasserloser Umgebung. Bei diesem Mangel an feuchter Luft, die sonst in England herrschend ist und besonders dem Fremden beschwerlich fällt, ist das hiesige Klima sehr gesund, und Birmingham behauptet, trotz der schwarzen Rauchwolken, die aus den zahllosen Oefen seiner Fabriken emporsteigen, in dieser Hinsicht einen der ersten Plätze unter allen Städten des Reiches. Das Verhältniss der Sterblichkeit soll wie 1 zu 59 seyn. Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so dürfte sich schwerlich ein anderer Fleck des Erdbodens finden, der mehr von der Natur begünstigt wäre. Seitdem man mir diess gesagt, bin ich sehr aufmerksam auf alte Leute, die mir auf der Strasse begegnen, und wenn mich meine Einbildung nicht täuscht, so scheint es wirklich, dass ich nirgendwo mehr und kräftigere Greise gesehen habe als hier in Birmingham.

Auffallend ist die geringe Zahl öffentlicher Gebäude. In der Mitte eines Gartens liegen die schönen Marmorbäder von *Ladywell*, von welchen das eine im buchstäblichen Sinne eine Schwimmschule ist. Ein Theater mit einer Vorderseite von Quadern (eine Seltenheit in England, wo Ziegel die Hauptrolle spielen), ungeheuere Kasernen, und die moderne St. Philipps-Kirche mit ihrem vier-

eckigen Thurm, verdienen ebenfalls ausgezeichnet zu werden. Geschmack und Glanz findet man fast ausschliessend nur in der obern Stadt, wo reiche Wohnungen den Wohlstand verkündigen, den ihr die arbeitsamen Bewohner der untern Stadt verschaffen. Letztere enthält die Kramläden, Werkstätten und Niederlagen, und besteht aus alten und kleinen Häusern.

Die Geschichte des Birminghamer Gewerbfleisses beginnt angeblich schon mit dem Jahre 585, wo die Stadt gegründet wurde. Birmingham, erzählt ein alter Chronist, war damals ein Lehngut, welches einem gewissen *Ulvine* gehörte, dessen Name sich späterhin in *Allen* verwandelte. Er war ein Verwandter jenes *Cridda*, welcher das sächsische Königreich *Mercia* stiftete. Diese erste Epoche geht bis zur Restauration unter *Karl II.* Schon seit und noch vor der Eroberung durch die Normannen betrieben die Einwohner Birminghams die Fabrication von Metallwaaren, namentlich von Lanzen, Schwertern und Schilden. Aber obgleich das Schiesspulver schon längst erfunden war, so blieb doch *London* immer noch die einzige Stadt, wo man Feuergewehre verfertigte. Die Gesellschaft der Gewehrfabrikanten entstand durch Privilegien *Karls I.* im J. 1638. Erst nach der Wiedereinsetzung der Stuarts drang dieser Industriezweig auch bis nach Birmingham, machte aber nur geringe Fortschritte, denn noch während der ersten

Regierungsjahre *Wilhelms III.* waren die englischen Flinten wenig geachtet. Als dieser Monarch eines Tages darüber klagte, dass er genöthigt sei, mit grossen Kosten und unter vielen Schwierigkeiten Gewehre aus Holland kommen zu lassen, empfahl *Sir Richard Newdegate*, Parlamentsglied für Warwickshire, die Fabriken zu *Birmingham* der Aufmerksamkeit des Königs, indem er versicherte, dass sie vollkommen dem Uebelstande abhelfen würden, wofern sie nur hinlängliche Aufmunterung erhielten. Der König bestellte sogleich eine beträchtliche Anzahl Flinten, und seit dieser Zeit kam dieser Artikel von Birmingham eben so sehr in Ruf wie alle übrigen.

In dem Masse als die Industrie sich entwickelte, musste auch die Bevölkerung der Stadt zunehmen. Die Zahl der Einwohner, welche im eilften Jahrhundert nicht über 3000 gewesen war, verdreifachte sich bis zum Jahre 1700. Im J. 1781, wo die ersten Dampfmaschinen eingeführt wurden, hatte Birmingham 50000 Einwohner, und im J. 1835 war die Seelenzahl auf 155000 gestiegen und das unbewegliche Vermögen hatte einen Werth von beinahe 10 Millionen Pfund. Merkwürdig ist dabei, dass vor nicht langer Zeit noch keine Post hier war und die Stadt keinen Vertreter im Parlament hatte.

Man nimmt an, dass die Metallfabriken Gross-Britanniens jährlich für 18 Mill. Pf. St. Waaren

liefern, und dass davon für 4 Mill. ins Ausland gehen. Diese Masse wird von 360000 Arbeitern gefertigt, von welchen auf Birmingham mehr als 50000 oder ungefähr ein Siebentel kommen. Von 1805 bis 1815 lieferte Birmingham allein für Rechnung der Regierung über drei Millionen Stück Flintenröhre und fast ebensoviel Schlösser, während es in derselben Zeit für die Ostindische Compagnie ebenfalls eine Million Röhre, und ausserdem auf andere Bestellungen eine sehr grosse Menge Jagdflinten etc. fabricirte. In der Regel können alle Werkstätten zusammen monatlich 6000 Stück Röhre liefern. Durch Parlaments-Beschluss ist ein Probir-Ofen errichtet worden. Alle fehlerhaften Röhre werden punzirt, und der Verkauf der nicht punzirten, so wie das Nachmachen der Stämpelung, sind mit den schwersten Strafen belegt.

Einer der einträglichsten Industriezweige Birminghams war lange Zeit die *Schuhschnallen-Fabrication*. Während diese Mode herrschte, erzeugte man jährlich mehr als 2½ Million Paare, welche an 5000 Arbeiter beschäftigten. Die Schnallen haben sich länger als ein Jahrhundert in England erhalten. Die ersten, welche *Wilhelm III.* trug, waren nicht grösser als eine Bohne, aber nachdem die Mode alle möglichen Formen erschöpft hatte, wurden sie zuletzt so ungestalt und wahrhaft geschmacklos, dass alle verständigen Männer ihrem Gebrauche entsagten. An die Stelle der

Schnallen traten die Bänder und bald noch allgemeiner wurden die Stiefel, so dass jener Industrie-Zweig ganz zu Grunde ging.

Dagegen läuft die Fabrication der *Knöpfe*, deren Nutzen entschiedener ist, durchaus keine Gefahr, jemals gänzlich aus der Mode zu kommen. Sie ist daher noch immer ein Hauptzweig des Birminghamer Verkehrs, und der Werth des jährlichen Erzeugnisses beläuft sich auf 1,600000 Pf. Sterling. Diese Fabrication theilt sich in sechzig verschiedene Zweige, deren einige viele Tausende von Weibern und Kindern beschäftigen. Die Gewerbsanstalt des verstorbenen *Taylor* war besonders durch ihre silbernen und vergoldeten Knöpfe berühmt. Man soll allein aus dem Verkauf der Abfälle und Feilspäne jährlich an 1000 Pfund gelöst haben. Die HH. *Heaton* erzeugen alle Jahre 40 Tonnen (800 Ctr.) Knopfformen, deren Werth 200000 Pf. beträgt. Die Gesammtzahl aller Knopfformen, welche die Fabriken von Birmingham jährlich liefern, ist 600 Millionen.

Ein Artikel, den man auf den ersten Anblick für ziemlich unbedeutend halten sollte, ist seit einiger Zeit so allgemein geworden, dass er jetzt einen sehr ansehnlichen Fabricationszweig ausmacht. Es sind diess die *stählernen Schreibfedern*. Sie sind in dem Masse wohlfeiler geworden, als man sie vervollkommnet hat. Der vornehmste Fabrikant dieser Federn beschäftigt 250 Arbeiter

und verbraucht jährlich mehr als 40 Tonnen Blätterstahl, von welchen jede ungefähr 10000 Grossdutzend (zu 12 Dutzend = 144 Stück) Federn liefert. Angenommen, dass dieser Fabrikant allein die Hälfte der von ganz Birmingham gelieferten Federn erzeugt, so haben wir eine Gesammtmasse von 800000 Grossdutzend oder 115,200000 Stück Stahlfedern, welche allein aus *Birmingham* kommen, ungerechnet jene, welche von *Sheffield* und andern Orten geliefert werden.

Zur Fabrication dieser Artikel muss noch die der *Stecknadeln*, wöchentlich ungefähr 2000 Millionen, so wie der unzähligen andern s. g. *Kurzen Waaren*, Tabaksdosen, Kinderspielzeug etc. etc. etc. hinzugefügt werden, deren vollständige Aufzählung im Einzelnen hier ganz unmöglich ist. Seit langer Zeit haben sich die Einwohner Birminghams auch auf die Verfertigung von *Glaswaaren* gelegt und sie liefern jetzt Kronleuchter (Luster), die nichts zu wünschen übrig lassen. Auch die Nachahmung des *Chinesischen Lacks* bildet einen ausgebreiteten Erwerbszweig, seitdem man darauf verfallen ist, diesen auf den Ueberzug von Papparbeiten anzuwenden.

Wer eine der grossartigsten Gewerbsanstalten, die den Reichthum und den Stolz Englands ausmachen, in allen ihren Einzelheiten genau kennen lernen will, der muss die Fabrik *Soho* besuchen und mehre Tage daselbst verweilen. Diese An-

stalt liegt ungefähr 2 engl. Meilen vom Mittelpunkte der Stadt, an der Strasse von *Wolverhampton*, und gehört eigentlich zur Grafschaft *Stafford*. Der Abhang des Hügels, welchen jetzt die ungeheuern Gebäude und Gärten von Soho einnehmen, war im J. 1757 eine unfruchtbare Haide, auf welcher einige Tausend Kaninchen unter der Aufsicht eines Jagdwächters lebten, dessen Hütte auf dem Gipfel des Berges stand. In dem genannten Jahre mietheten die HH. *Ruston* und *Evans* diesen Bezirk mittelst Erbpacht auf 99 Jahre und bauten hier ein Wohnhaus und ein Walzwerk. Im J. 1762 kaufte Hr. *Boulton*, Fabrikant zu Birmingham, diese Besitzung und erweiterte sie, indem er das Walzwerk vergrösserte. Später verlegte er seine ganze Fabrik hieher. Da aber die Gebäude zu den von ihm beabsichtigten Unternehmungen nicht gross genug waren, so legte er 1764 den Grund zu der neuen Fabrik, wie sie noch jetzt besteht.

Die Gebäude umschliessen vier Höfe, welche durch hinlänglich geräumige Flügel verbunden sind und Wohnungen für 1000 Arbeiter enthalten, deren mehr als 600 ununterbrochen beschäftigt werden. Es sind keine Kosten gespart, um den Gebäuden ein gleichförmiges und zierliches Ansehen und eine bequeme Einrichtung zu geben, während die trefflich unterhaltenen Gärten und der Park die Bewunderung aller Fremden erregen. Als die Fabrik

ursprünglich gegründet wurde, lieferte sie dieselben Artikel, wie die übrigen in der Umgebung, nämlich Knöpfe, Schnallen, Uhrketten u. dgl. Bald nachher aber verlegte man sich in grossem Massstabe auf die Erzeugung plattirter Waaren, und als der Erfolg dieses Industriezweiges, so wie einiger andern, gesichert war, unternahm Hr. *Boulton*, der sich unterdessen mit Hrn. *Fothergill* verbunden hatte, auch Arbeiten von Bronze und Malergold (*Or moulu*). Beide eröffneten eine ausgebreitete Correspondenz mit ganz Europa, und boten den Geschäftsleuten, die sie unterstützen würden, die grössten Vortheile an. Sie fabricirten Vasen, Armleuchter, Uhrgehäuse und andere Gegenstände dieser Art. Der in England noch neue Fabricationszweig wurde sowohl vom Hofe als von den Grossen des Reiches unterstützt und bald zeigte sich ein so günstiger Erfolg, dass die Einfuhr dieser Gegenstände aus dem Auslande beträchtlich abnahm und mit den vornehmsten Städten von Europa ein bedeutender Handelsverkehr eröffnet wurde. Das Gelingen des ersten Versuchs ermunterte zu neuen Unternehmungen. Die erste dieser Art war die Erzeugung von Silbergeschirr. Die Eigenthümer der Fabrik bewirkten bei der Regierung die Errichtung eines Controlle-Bureaus in Birmingham und seit dieser Zeit macht das Silbergeschirr eines der wichtigsten Fabrikate aus, welche aus dieser Anstalt hervorgehen. Die

Menge des nur allein zu Reissfedern, Bleistift-Röhren, Tabaksdosen, Ketten, Fingerhüten etc. etc. verwendeten Silbers wird wöchentlich zu 3000 Unzen oder 156000 Unzen jährlich berechnet.

Was aber dieser prachtvollen Gewerbsanstalt die grösste Ausdehnung gegeben hat, ist die, ihr fast ausschliesslich eigene Fabrication von *Dampfmaschinen*. Mit der Einführung derselben beginnt die dritte, und ohne Widerspruch die wichtigste, Epoche in der Geschichte des Aufblühens von Birmingham.

Doktor *Roebuck*, Watt's Gesellschafter und Miteigenthümer des Patents, welches Letzterer für den Bau von Dampfmaschinen erhalten, hatte beim Steinkohlen-Bergbau ansehnliche Verluste erlitten und befand sich ausser Stand, die mit *Watt* eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. *Boulton* war schon damals als einer der geschicktesten und unternehmendsten Fabrikanten Englands bekannt, und *Roebuck* trat ihm, mit Watts Einwilligung, seinen Antheil an dem Erfindungspatente der Dampfmaschinen käuflich ab. Diess geschah im J. 1773. *Watt* begab sich nun ebenfalls nach Birmingham, wo ihm ein Theil der Gebäude von *Soho* in dem Vertrage ausbedungen worden war, und *Boulton* durchschaute die ganze Wichtigkeit des neuen Unternehmens so schnell und tief, dass er kein Bedenken trug, 47000 Pf. St. darauf zu verwenden, ehe noch der mindeste Anschein von Erträgniss

da war. Eine lange Zeit verfloss, bis der Gebrauch der Dampfmaschinen Eingang fand. Allmählich wurden sie zuerst bei den Bergwerken und später in den Fabriken des Königreiches angewendet. Als aber die Fabrication grössere Ausdehnung gewann, erbaute man in passender Entfernung eine Eisengiesserei. An einem Arme des Kanals von Birmingham gelegen, hat sie den Vortheil, Kohlen, Eisen, Sand etc. zu Wasser zu erhalten und auf demselben Wege ihre Erzeugnisse zu verführen.

Während die Fabrik in Soho mit dem Baue von Dampfmaschinen für fremde Käufer beschäftigt war, unterliess sie nicht, auch für sich selbst allen möglichen Vortheil aus dieser neuen Erfindung zu ziehen. Ihre Walzen, Pumpen und Oefen wurden ebenfalls mit Hilfe des Dampfes gedreht, gebohrt und angeblasen. Zugleich machte sie eine Anwendung dieser neuen Kraft auf das Prägen von Münzen. Die Prägmaschine, welche *Boulton* im J. 1783 aufstellte und später wesentlich verbesserte, lieferte Münzen mit einer Schnelligkeit und von einer Schönheit, die bis dahin unbekannt gewesen waren. Seit dieser Zeit werden alle in England cursirenden Kupfermünzen in Soho geprägt. Die dazu verwendete Dampfmaschine setzt acht verschiedene Maschinen in Bewegung. Jede derselben kann in der Minute 70 bis 84 Stück, also in der Stunde 4- bis 5000 liefern, welches

für alle acht Maschinen 32- bis 40000 Stück in der Stunde beträgt.

Während meines Aufenthalts in Birmingham fand sich auch der Eigenthümer einer Menagerie, Hr. *Wombwel*, daselbst ein. Mit fremden Thieren die Jahrmärkte und öffentlichen Unterhaltungsplätze besuchen, ist in Gross-Britannien ein sehr einträgliches Geschäft. Diese herumziehenden Menagerien sind daher auch zahlreich, keine aber dürfte die des Hrn. Wombwel übertreffen, welcher sie jedes Jahr mit neuen Exemplaren und Gattungen bereichert. Wenn man seine Wagen auf der Strasse einherziehen sieht, glaubt man das Gepäck eines ganzen Armeecorps zu erblicken. Ein ungeheurer Fourgon ist förmlich zur Wohnung des Eigenthümers eingerichtet; er enthält eine Küche, ein Zimmer, Betten und alle zur Haushaltung einer Familie gehörigen Geräthschaften. Die Menagerie enthält zuvörderst 10 Löwen und 5 Elephanten, ausserdem von allen andern Thiergattungen so viel, dass alle Märkte von Europa damit versehen werden könnten. Das Musikcorps, ein bei diesem Unternehmen schlechterdings nothwendiges Beiwerk, kostet jährlich an 1000 Pf. St. Die Gesammtausgaben belaufen sich täglich auf 36 bis 40 Pf. Müsste der Eigenthümer nicht so häufig seinen Aufenthalt verändern, so würde er

viel ersparen, wenn er selbst den nöthigen Bedarf an Schlachtvieh einstellen könnte. Ich fragte Hrn. *Womwbell* nach dem Ankaufspreise seiner Thiere. »Dieser Preis« — war die Antwort — »ist wie bei allen andern Waaren zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sehr ungleich. Ich habe oft einen Tiger mit 300 Pf. bezahlen müssen, der zu einer andern Zeit oder an einem andern Orte nur 100 Pf. kostete. Ein schöner Panther ist in der Regel für 100 Pf., eine Hyäne für 30 bis 40 Pf. zu haben. Die Zebras kosten 150 bis 200 Pf. Sehr theuer sind die seltenen Affenarten, eben so die Llamas. Den Preis der Löwen und Elephanten zu bestimmen, ist unmöglich. Mein schönster Elephant kostet mich mehr als 1000 Pfund.«

Bemerkenswerth schien mir die Art, wie für die Gesundheit der Boas gesorgt wird. Die Hauptsache ist, sie in stets gleichförmiger Wärme zu erhalten. Zu dem Ende werden sie in wollne Decken gehüllt und in einen wohlverschlossenen hölzernen Kasten gelegt, welcher seinerseits wieder in einem kupfernen Gefässe mit heissem Wasser steht. Letzteres muss jeden Morgen und Abend, bei feuchter und kalter Witterung auch noch öfter, erneuert werden.

Stafford, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, hat nur 6000 Einwohner. Sie ist der

Geburtsort des berühmten Schriftstellers *Johnson* und des noch berühmtern Schauspielers *Garrick*.

Der Töpferthon ist die nächste Quelle des Wohlstandes, welcher in einem der vielen Fabriks-Bezirke dieser Grafschaft, dem s. g. *Pottery-Distrikt* (Töpferwaaren-Bezirk) herrscht. Man denke sich 14 volkreiche Dörfer, welche einen Raum von 10 (engl.) Meilen Länge und 2 Meilen Breite einnehmen und so nahe beisammen liegen, dass sie einen einzigen Ort auszumachen scheinen, und man wird eine Vorstellung von der Ausdehnung dieser Fabriken haben. Man denke sich ferner ein grosses und schönes Haus, aufs prachtvollste eingerichtet und dem Anscheine nach eher zum Palaste eines Grossen als zur Wohnung eines einfachen Gewerbsmannes bestimmt; man sehe die Oefen und Schuppen ringsherum, das Ganze stets in dichte Rauchwolken gehüllt, und man hat einen Begriff von der Wohnung eines Stafforder Töpferherrn (»Gentleman-Potter«).

Das Schmelzen des Bleies und die Oxidirung dieses Metalls sind als die Ursachen einer schrecklichen Krankheit bekannt, welche die Engländer *Belland* (?) nennen. Die Schwefeldämpfe erzeugen Krämpfe; das Einathmen des verflüchtigten Arseniks wird erstickend; auch die Bereitung des Zinns, Kupfers und Spiessglanzes ist nicht ohne Gefahr für die Gesundheit. Man denke sich alles dieses mit dem Dunste des trocknenden Thones

verbunden und man wird keinen Augenblick zweifeln, dass die Luft in diesen Fabriken höchst verdorben seyn müsse. Gleichwohl leben Tausende von Menschen in diesem verpesteten Dunstkreise und athmen die Keime von Krankheiten ein, welche mit Lungen- und Schwindsucht enden. Jeden Morgen sieht man diese Unglücklichen von neuem eine Arbeit beginnen, welche die Dauer ihres Lebens verkürzt. Aber sie haben keine Wahl, denn ohne den Verdienst in diesen Fabriken, wie gering er auch ist, wären sie nicht im Stande, ihr elendes Daseyn zu fristen. Wir sollten uns beim Anblick des schönen Geschirres auf unsern Speisetafeln und Theetischen doch zuweilen an die Entbehrungen und Leiden der armen Geschöpfe erinnern, welche diese blanken und zierlichen Gefässe verfertigen, die mit dem chinesischen Porzellan und den Vasen des Alterthums, deren Bereitung lange Zeit ein Geheimniss für die Neuern gewesen sind, wetteifern können.

Ueber den Ursprung dieser Fabrication erzählt man sich Folgendes. Ein alter Töpfer begab sich zu Pferde aus Staffordshire nach London. In einem Wirthshause an der Strasse angekommen, äusserte er die Besorgniss, dass sein Pferd, welches an einer Augenkrankheit litt, blind werden könnte. Der Wirth rieth ihm, er solle einen Feuerstein calciniren und den Staub dem Pferde in die Augen blasen. Der Reisende machte Gebrauch von die-

sem Mittel. Indem er aber den Feuerstein calcinirte, erhielt er ein so schönes weisses Pulver, dass er auf den Gedanken kam, dasselbe bei seiner Töpferei anzuwenden. Kaum war er wieder nach Hause gekommen, als er sogleich einen Versuch damit machte, und eine Gattung von Geschirren erhielt, welche die bisherigen in hohem Grade übertraf. Seit dieser Zeit wurde der Gebrauch des calcinirten Kiesels allgemein. Das Stampfen geschah zuerst durch Menschenhände, später durch Mühlen, welche von Pferden getrieben wurden, weiterhin durch Wassermühlen und durch Dampfmaschinen. Am Flusse *Churnet* liegen mehre solche Mühlen, die die Aufmerksamkeit des Reisenden verdienen.

Die Eisengruben und Eisenwerke sind für Staffordshire nicht minder wichtig als seine Thongruben und Irdenwaaren-Fabriken. Tausende von Menschen werden beim Bergbau, in den Hochöfen und Hammerwerken, so wie mit dem Vertrieb des Eisens beschäftigt.

Chester, das *Deva* der Römer, am Dee gelegen, hat schöne Umgebungen, besitzt aber keine Manufakturen und Fabriken. Indessen hat es eine Bevölkerung von 16000 (nach Andern 21000) Seelen und die Nähe des Meeres, in welches sich der Dee ergiesst, würde Gelegenheit zur Ausfuhr

der erzeugten Waaren darbieten. Eine Menge Familien sind Capitalisten, die bloss von ihren Renten leben.

Die Häuser sind von alter Bauart und zeichnen sich vor denen anderer Städte durch die sogenannten *Rows* aus, eine Art von Gallerien oder offenen Bogengängen (Arkaden) an der Vorderseite des ersten Stockwerks, welche je nach dem Wohlstande des Besitzers, mit mehr oder weniger kostbaren Brustwehren verziert sind. In einigen Strassen haben diese Rows gleiche Höhe und laufen in dieser Art zusammenhangend viele Häuser weit fort, so dass sie für die Bewohner auf jeder Seite der Strasse eine Art von Fusspfad (Trottoir) im ersten Stock bilden. Magazine, Handlungsgewölbe, Kramläden und Keller nehmen das Erdgeschoss ein. Die Gelehrten haben den Ursprung dieser Rows auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Die Einen erblicken darin eine Ueberlieferung der *Vestibula* der altrömischen Häuser; *Chester* war nämlich lange Zeit im Besitz der Römer. Aber dann kann man fragen, warum sich etwas Aehnliches nicht auch in andern ehemals römischen Städten befindet. Andere sagen, die Einwohner hätten die Absicht gehabt, sich in Kriegszeiten durch diese Rows vor plötzlichen Angriffen der Reiterei zu schützen; auch wäre durch diese Verbindung der Häuser eine gemeinschaftliche Vertheidigung sehr erleichtert worden. —

Die aus einem röthlichen Sandstein erbaute Kathedrale ist sehr verfallen. — Uebrigens hat man an mehren Stellen der Stadt römische Alterthümer gefunden. Die Reste eines Hippodroms haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten.

Ehemals wurde in Chester am Feste des heil. Johannes des Täufers eine feierliche Versammlung der Schenken-Musikanten gehalten, bei welcher ein Glied der adeligen Familie *Dutton* den Vorsitz führte. Alle Spielleute der Grafschaft waren verpflichtet, dabei zu erscheinen und ihre Patente durch *Lord Dutton* bestätigen zu lassen. Dieser pflanzte sein Banner vor einem Wirthshause auf. Die Spielleute begaben sich mit ihm in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Nach der Rückkehr in das Wirthshaus ernannte er unter den Musikanten eine Jury, welche die Patente prüfen und gegen Alle, die sich wider ihren Lord und Schutzherrn etwa mit Reden vergangen hatten, Beschwerde führen mussten. Die letzte Versammlung dieser Art wurde im J. 1756 gehalten. Der Ursprung dieses sonderbaren Gebrauchs wird auf folgende Weise erzählt. Während der Kriege zwischen den Wallisern und den Engländern wurde der Pfalzgraf von Chester, *Rundle Blundeville*, in seinem festen Schlosse *Ruddlan* von den Wallisern belagert. Er schickte unter diesen Umständen einen Boten an seinen Vogt *Roger Lacy*, und liess ihn auffordern, ihm zu Hilfe zu kommen. Es war

damals gerade Jahrmarkt in Chester. Der Vogt raffte alles »müssige Volk und Gesindel«, worunter in der Sprache der damaligen Chronisten auch die herumziehenden Musikanten gehörten, zusammen und begab sich mit diesem Haufen nach *Ruddlan*. Als die Walliser die Ankommenden von weitem erblickten, glaubten sie, es sei ein Armeecorps im Anzuge, und ergriffen die Flucht. Der Vogt führte darauf die Sieger nach Chester zurück, und der Pfalzgraf verlieh ihm aus Dankbarkeit die Gerichtsbarkeit über die Musikanten und die Schuhmacher, welche beide die Hauptrolle bei dieser Geschichte gespielt hatten. *Roger Lacy* behielt die Gerichtsbarkeit über die Schuhmacher für sich, die über die Spielleute aber trat er an seinen Verwalter *Dutton* ab, und da gewisse Einkünfte damit verbunden sind, so hat die Familie Dutton dieses Recht bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts behalten.

Das vormalige königliche Schloss in Chester ist in ein prachtvolles Provinzial-Gefängniss umgestaltet worden, dessen Einrichtung eben so menschenfreundlich als musterhaft ist. Es liegt auf einer hohen Felsen-Terrasse. Das Haupt-Gebäude enthält die Bureaux der Gerichtshöfe, und in den Flügeln befinden sich die Gefangenen, welchen der mit Bäumen bepflanzte Hof zur Erholung, um frische Luft zu schöpfen, dient.

Die Landwirthe der Grafschaft Chester zeichnen sich bekanntlich durch die *Käsebereitung* aus. Die hiesigen Käse sind seit dem grauesten Alterthum berühmt. *Plinius* und *Strabo* behaupten, dass schon die Römer die Bereitung derselben eingeführt haben, was aber die Engländer läugnen. Man macht auch wirklich vortreffliche Käse in solchen Ländern, wo die Römer keinen Einfluss gehabt haben. Dergleichen landwirthschaftliche Dinge sind Erzeugnisse des Hirtenlebens, welche sich ohne Unterbrechung Jahrhunderte hindurch bei den Völkern fortpflanzen. Die Chester-Käse wiegen an 60 Pfund. Eine tüchtige Kuh giebt täglich hinlänglich Milch für ein Pfund Käse. Auf grossen Maiereien werden täglich zwei Käse gemacht, indem man mit der heutigen Milch die von gestern übrig gebliebene vermischt. Im Durchschnitt kann man annehmen, dass eine Kuh jährlich 300 Pfund Käse liefert.

Während dieser landwirthschaftliche Industriezweig die Gutsbesitzer von Cheshire bereichert, nährt sich ein anderer Theil der Bevölkerung von der Bearbeitung der *Steinsalz*- und *Kohlen-Bergwerke*. Keine Gegend in England ist so reich an Salz wie Cheshire. Man gewinnt es entweder in seinem natürlichen Zustande, oder aus Quellen, die damit gesättigt sind und über Flötze von Steinsalz fliessen, welche sich 28 bis 48 Yards tief unter der Oberfläche des Bodens befinden. Das

erste Flötz ist an der obern Seite rothbraun wie Kandiszucker und hat eine Mächtigkeit von 15 bis 20 Yards. Unter demselben kommt man auf ein zweites Flötz, von schönster Weisse, aber weniger salzreich als das erste. Man treibt zuvörderst einen Schacht von oben hinab und gräbt dann, wenn man in die Flötze kommt, nach allen Richtungen seitwärts, jedoch so, dass von Strecke zu Strecke Pfeiler stehen bleiben, die die Decke des Gewölbes unterstützen. Die schönste Steinsalz-Grube ist die bei der Stadt *Wilton*. Sie bildet ein grosses Gewölbe von 800 Yards im Durchmesser und hat 25 Pfeiler. Die reichste Ausbeute liefern aber die Werke von *Northwich*, deren Ertrag man jährlich auf 1000 bis 1200 Centner schätzt. Davon bleibt jedoch nur etwa ein Viertel in England, um raffinirt zu werden; das Uebrige geht in rohem Zustande ins Ausland.

Lancashire oder die Grafschaft *Lancaster* ist ein schmaler Streifen Landes zwischen der Irländischen See und den Gebirgen von York, in den höhern Gegenden dürr und unfruchtbar, in den tiefern Theilen näher am Meere nass und sumpfig. Vier grosse Flüsse: *Loyne*, *Wyre*, *Ribble* und *Mersey*, welche auf ihrem Wege eine Menge kleiner empfangen, durchschneiden das Land und verursachen häufige Ueberschwemmungen. Das Klima

ist überdiess sehr veränderlich und die herrschenden Winde sind sehr kalt. Auch bleibt ein Drittel der Bodenfläche fast ganz unangebaut und das Grundeigenthum ist sehr zerstückt. Dennoch hat bei allen diesen ungünstigen Umständen der beharrliche Gewerbfleiss der Einwohner aus Lancashire eine der blühendsten Grafschaften Englands gemacht. Indem man, um die allzulockere Oberfläche des Bodens zu verbessern und die untern Schichten heraufzubringen, tiefer grub, entdeckte man reiche Steinkohlen-Lager, deren Ausbeute jetzt zur Unterhaltung der benachbarten zahlreichen Fabriken dient. Auch die Weber benützten die feuchte und dicke Luft dieses Landes, um ihre Stühle hier aufzustellen. Die Flussschiffahrt war oft durch bewegliche Sandmassen gehemmt und zahlreiche Bergschluchten mit ihren Schneehaufen und Giessbächen machten die Wege acht Monate jährlich ungangbar. Die Einwohner waren die Ersten, welche Kanäle an die Stelle dieser unbequemen Verbindungsmittel setzten, so wie sie auch seitdem die ersten Eisenbahnen gebaut haben. Es giebt keine einzige nützliche Erfindung, keine anwendbare Entdeckung, welche nicht in Lancashire entweder entstanden oder sogleich in Ausübung gebracht worden wäre.

Ich kam nach *Liverpool* von der linken Seite des Flusses Mersey, dessen Mündung hier eine gute halbe französische Lieue breit ist. Schon von

weitem sah ich die Stadt, die sich sanft am jenseitigen Ufer in Form eines Amphitheaters emporhebt. Sie erscheint als eine dichte Masse von Gebäuden mit zerstreuten Kirchthürmen und Kuppeln. Ueber dem Ganzen schwebt eine ungeheure Wolke von Rauch, welcher aus ungefähr 40 obelisk-ähnlichen, hohen Schornsteinen emporwirbelt. In dem Augenblicke, wo ich das Ufer erreichte, sah ich nichts als einen Wald von Masten, Segelstangen und Tauwerk, der an einzelnen Stellen sich öffnete und einen Theil von den zu den Docken gehörigen Bauwerken sichtbar werden liess. Einer meiner Reisegefährten war so gefällig, mir nach und nach das Zollhaus, die Tabaks-Niederlage und die Handelsspeicher zu zeigen, grosse Gebäude von sieben Stockwerken mit vielleicht tausend Fenstern. Alle diese Häuser und Gebäude hatten ein schwärzliches und düsteres Ansehen. Wäre ich in Frankreich gewesen, so hätte ich gesagt: »Das ist eine ehrwürdige Farbe, die die Hand der Zeit im Laufe der Jahrhunderte über eine alte Stadt ausgebreitet hat. Grüssen wir ehrfurchtsvoll die alte Matrone!« Aber es fiel mir ein, dass ich in England war und ich erkannte schnell den widrigen Einfluss des Steinkohlen-Rauches auf eine Stadt, die kaum das Jünglingsalter erreicht hat.

Der *Mersey* ist so breit, dass sich schwerlich eine Brücke über diesen Fluss schlagen liesse,

ausser etwa eine solche, auf welcher Darius und Xerxes einst über den Hellespont gingen. Indessen bietet die Schiffahrt hinlängliche Entschädigungen dar. Ich zählte wenigstens dreissig Dampfboote, welche zwischen beiden Ufern hin und her fuhren, ohne grössere Pausen zu machen, als der Nachen des Charon am Styx. Die Ueberfuhr kostet freilich mehr als einen Obolus, ist aber doch nicht übertrieben theuer; denn man bezahlt nur 3 Pence (7½ Kr. C. M.).

Ins Innere der Stadt führen schöne breite, luftige, mit Fusspfaden versehene Strassen, glatt und eben wie die Spaziergänge in einem Park, so dass die Wagen mit Leichtigkeit und ohne betäubendes Geräusch über dieselben hinrollen. Man befolgt in ganz England bei allen neuen Anlagen den Grundsatz, dass die Hauptstrassen stets breiter seyn müssen, als die zu denselben führenden Nebenstrassen. Da im Innern der Städte der Verkehr am lebhaftesten ist, so braucht er auch hier den weitesten Spielraum. Diess ist auch in Liverpool der Fall, wo die macadamisirten Hauptstrassen mit prachtvollen Kaufmanns-Gewölben eingefasst sind und von glänzenden Equipagen (denn es herrscht viel Luxus hier) durchflogen werden. Dennoch fand ich zu meinem Erstaunen viel schmale Seitengassen, die nur spärlich vom Tageslichte erhellt werden und eine Menge Schmutz enthalten. Hier wird der Kleinhandel getrieben. Halbnackte

Kinder wälzen sich im Koth. Es ist der Aufenthalt der unglücklichen Proletarier, dieser Barbaren der neuern Zeit, auf welche unsere Civilisation leider noch keinen Einfluss gehabt hat.

Liverpool hat keinen Hafen, im gewöhnlichen Sinne dieses Worts. Die weite Mündung des Mersey vertritt allein die Stelle desselben. Ehemals waren die Schiffe ganz ohne Schutz vor den Windstössen und Stürmen, welchen der St. Georgs-Kanal so häufig preisgegeben ist. Auch häufte sich im Mersey aus seinen zahlreichen Nebenflüssen und Bächen fortwährend eine Menge Sand und Schlamm an, welche sein Bett erhöhten und die Mündung beinahe verstopften, so dass die Schiffe beim Einlaufen oft sitzen blieben und beim geringsten Windstoss in die grösste Gefahr geriethen. Zahlreiche Unglücksfälle im XVI. und XVII. Jahrhundert brachten schon damals die Einwohner auf den Gedanken, das Hinderniss zu beseitigen, welches sich dem Aufblühen der Stadt entgegenstellte. Schwimmende Leuchtthürme wurden an der Mündung des Mersey aufgestellt, um die Durchfahrten zu bezeichnen, und im J. 1699 beschloss man, die erste Docke zu errichten, welche im J. 1725 vollendet wurde und an deren Stelle sich gegenwärtig das Zollgebäude befindet. Die *Docken* sind eine Erfindung der neuern Zeit, welche ausschliesslich England angehört, wie es auch der Name anzeigt, der von dem angelsächsischen Worte

Dekken (decken, einschliessen) herkommt. Die *Darse* der Alten war etwas Anderes. Die *Docke* ist ein im Boden am Ufer *ausgegrabenes* Becken, in welches das Meerwasser geleitet und auf eine künstliche Weise darin erhalten wird. Die *Darse* dagegen bestand darin, ein *natürliches* Becken am Meeresufer und die darin liegenden Schiffe zu schützen; der Eingang zu demselben war häufig mit einer Kette gesperrt. Das Bedürfniss der Vertheidigung in Kriegszeiten hatte die Darsen geschaffen. Die Docken verdanken dem Handelsgeiste und der Nothwendigkeit, vor Stürmen und Fluthen gesichert zu seyn, ihre Entstehung. Die glückliche Erfindung *Liverpools* wurde hundert Jahr später in *London* nachgeahmt und hat hier ebenfalls den herrlichsten Erfolg gehabt.

Liverpool hat 25 Docken, und zwar von dreierlei Art. Die wichtigsten sind die *Wet-Docks*, worin das Wasser stets in gleicher Höhe steht und welche vornehmlich für die grossen Schiffe bestimmt sind. Die *Dry-Docks* werden zur Ebbezeit trocken gelegt und dienen zur Aufnahme der kleinern Schiffe, welche meist Küstenfahrt treiben. Die *Graving-Docks* endlich unterscheiden sich durch ihre geringere Breite (50 bis 60 Fuss) und nehmen nur Schiffe auf, die ausgebessert werden sollen. Vor den meisten Docken befindet sich ein offenes Becken, eine Art Vorhof, wo das Schiff die Oeffnung der Schleussen abwartet, um

mit der Fluth einzulaufen. Zur Verbindung der Docken unter einander dienen eiserne Zugbrücken mit einem Fahrwege in der Mitte und Fusspfaden zu beiden Seiten.

Liverpool hat eine Menge öffentlicher Gebäude, die jedoch im Allgemeinen nicht eben unter die schönsten gehören. Mit Ausnahme der St. Lukas- und zwei oder drei anderer Kirchen, des Krankenhauses und des Zollgebäudes, sind alle übrigen höchst geschmacklos. Den Bahnhof der Eisenbahn (in der *Lime-Street*) könnte man beim Anblick seiner Vorderseite für einen königlichen Palast ansehen Sie ist schön, aber mit Verzierungen überladen. Die englischen Architekten wissen ihren Bauwerken keineswegs das Einfache, Leichte und Anmuthige zu geben, was die Denkmähler des Alterthums auszeichnet. An die Stelle des Grossartigen setzen sie das Plumpe und Schwerfällige.

Eine Anstalt, welche mehr werth ist als die Wunder der Baukunst, ist die *Nachtherberge für die Armen* (*the Night-Asylum*). London hat sie nur nachgeahmt, denn in Liverpool entstanden die ersten und zwar im J. 1816, wo die durch die Theurung verursachte Noth eine Anzahl Subscriptionen zur Errichtung mehrer solcher Anstalten hervorrief. Im J. 1830 gelang es einem wohlhabenden Menschenfreunde, *Sir Egerton Smith*, sie in eine einzige nach grösserem Massstabe zu vereinigen. Dieses Nacht-Asyl ist ein grosses, be-

quemes, hinlänglich luftiges und warmes Gebäude, in welchem jede Nacht die obdachlosen Armen unentgeldlich aufgenommen werden. Ueber der Thüre liest man als Inschrift den biblischen Spruch: Klopfet an, so wird euch aufgethan.

Wie alle grossen Städte in England und Amerika, hat *Liverpool* auch seine *Wasser* - und *Gasvertheilungs-Anstalten.* Zwei Gesellschaften sind mit der Beleuchtung der Stadt beauftragt; die eine besteht seit 1818, die andere seit 1823. Nicht bloss die Handlungsgewölbe, sondern auch die Kirchen, die Schauspielhäuser und alle andern öffentlichen Versammlungsorte werden mit Gas beleuchtet. Auch die Privathäuser werden nicht säumen, diese herrliche Beleuchtungsart bei sich einzuführen. Die Handlungsgewölbe bezahlen für eine Flamme jährlich nicht mehr als 8 Schillinge. Jede Flamme braucht stündlich $\frac{4}{5}$ Cubikfuss Gas. Die eine der beiden Gesellschaften lieferte Anfangs Palmenöl-Gas, welches ein sehr lebhaftes Licht gab und länger dauerte als das gewöhnliche Gas; aber statt Eines Schillings musste man für 100 Cubikfuss drei Schillinge bezahlen. Man bediente sich hierauf des Harzes statt des Oels, aber es wurde dadurch nur eine Ersparung von $\frac{1}{4}$ Schilling bewirkt. Jetzt wendet man Kohlengas an. Beide Compagnien liefern jährlich 110 bis 120 Millionen Cubikfuss Gas.

Gegenwärtig ist gewiss keine Stadt in Europa, London ausgenommen, welche mit allen Theilen des Erdbodens so regelmässige, sichere und unmittelbare Verbindungen unterhielte, wie *Liverpool*. Zahlreiche Packetboote nehmen Reisende auf, besorgen Briefe und Frachtstücke. Die wichtigste Linie dieser Art ist die von *New-York*. Die für diesen Dienst bestimmten Schiffe sind von bewundernswerther Bauart und der Werth ihrer Ladungen kann jedes Mal zu 4- bis 800000 Pf. St. angeschlagen werden. Jeden Monat gehen vier Packet-Boote nach New-York ab. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, geht man damit um, eine *Dampfbootfahrt* auf derselben Linie einzurichten . . . . . *). Ausserdem gehen monatlich zwei Packetboote nach *Philadelphia*, eines nach *Boston*, zwei nach *Rio Janeiro*, zwei nach *Genua*, zwei nach *Livorno* und drei nach *Lissabon*. Am lebhaftesten aber und für den Hafen von Liverpool am wichtigsten, sind die Linien von *Glasgow*, *Whitehaven*, *Belfast*, *Dublin* und andern Häfen Irlands, welche sämmtlich von Dampfbooten befahren werden. Irland führt auf diesem Wege sein Getraide und Schlachtvieh, in einem Gesammtwerthe von wenigstens 8 Mill. Pf. St. jährlich, aus.

*) Diese ist bekanntlich schon ins Leben getreten.

D. H.

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte *Liverpool* nur 5000 Einwohner, und keinen andern Handel als ein wenig Küstenfahrt, bis einige Kaufleute auf den Gedanken kamen, mit *Bristol* in Concurrenz zu treten, welches damals das Monopol des westindischen Handels hatte. Bristol führte nach Amerika, nebst der Ausbeute der Fischereien in der Nordsee, gestreifte und andere Stoffe aus teutschen Fabriken. Die Liverpooler befrachteten ihre Schiffe mit schottischen Geweben; aber der erste Versuch fiel unglücklich aus, denn die schottischen Stoffe waren von geringerem Werthe. *Manchester* zog sie aus der Verlegenheit. Es gab in dieser Stadt schon einige Fabrikanten, welche die teutschen Erzeugnisse nachahmten, ja sogar übertrafen. Mit diesen Fabrikaten konnten nun die Liverpooler Kaufleute denen von Bristol die Spitze bieten, und die Vereinigung zwischen Liverpool und Manchester wurde von Jahr zu Jahr immer inniger. Auch der Schleichhandel mit den spanischen Colonien, so wie der Negerhandel, der in Concurrenz mit Bristol unternommen wurde, trug zur Bereicherung beider verbundenen Städte mächtig bei. Während *Bristol* im J. 1764 nach Afrika 32 und nach Amerika 74 Schiffe ausrüstete, schickte *Liverpool* 105 und 141 dahin. In demselben Jahre liefen im Liverpooler Hafen 1589 Schiffe ein, dagegen in Bristol 675. Auch gegenwärtig ist Bristol in Bezug auf Liverpool nur ein

Hafen zweiten Ranges. Nicht etwa, als ob Bristol in Verfall gerathen wäre; es ist im Gegentheil eine sehr wohlhabende Stadt, deren Handel sich seit einem Jahrhundert vielleicht verzehnfacht hat. Aber bei diesem allgemeinen Fortschreiten ist ihm *Liverpool* dennoch vorausgeeilt. Es zählt jetzt ohne Fremde und Matrosen, 180000, und mit Einschluss der Vorstädte, 225000 Einwohner. Diese Stadt, welche zur Zeit der Belagerung von Calais, als *Eduard III.* alle Streitkräfte Englands versammelte, kaum eine Barke mit sechs Mann liefern konnte, besass im J. 1829 106 Schiffe von 161780 Tonnen Gehalt mit 9091 Mann. Während der durch die französische Revolution hervorgerufenen Kriege konnte sie nicht nur Alles, was von den England auferlegten Lasten ihr zugetheilt wurde, bestreiten, sondern auch jährlich eine Summe von 35000 Pf. St. auf öffentliche Gebäude und Verschönerungen verwenden. Ueberdiess stellte Liverpool im J. 1797 auf eigne Kosten eine Escadron Cavallerie und acht Compagnien Infanterie, im J. 1798 ein Regiment Freiwilliger nebst einer baaren Geldsumme von 16000 Pf. St., und 1803, als Napoleon England mit einem Einfalle bedrohte, abermals zwei Regimenter Infanterie und 600 Artilleristen. Gleichzeitig entstanden eine Menge öffentlicher Anstalten, namentlich die Börse, welche allein gegen 1,200000 Pf. St. gekostet hat. Alles dieses ist das Werk eines Jahrhunderts gewesen. Jakob II.

hatte nach der Revolution von 1688 kaum England verlassen, als schon die erste Docke in Liverpool vollendet war. Dreissig Jahre später waren der *Mersey* und der *Irwell* canalisirt.

Es ist sehr interessant, die Geschichte der Verbesserungen zu verfolgen, welche nach und nach in Hinsicht der Verbindungen Liverpools mit dem übrigen England Statt gefunden haben.

Im J. 1720 stand Liverpool mit *Manchester* nur durch den *Mersey* und den *Irwell* in Verbindung. Beide Flüsse waren aber häufig mit Sand verstopft und die Schiffahrt war unsicher, langsam und kostspielig. Die Landstrasse befand sich in einem fast unfahrbaren Zustande. Zu Wasser kostete die Tonne 12 Schillinge und die Fahrt dauerte 11 Tage; zu Lande kam die Tonne auf 40 Schillinge zu stehen. Man suchte nun zuvörderst die Flussbetten des Mersey und des Irwell zu reinigen und sie an einigen Stellen tiefer zu machen; später gelangte man dahin, beide Flüsse zu canalisiren. Gegenwärtig fahren Barken von 35 bis 40 Tonnen, mit Zucker, Getraide, Rum, Wein etc. etc. beladen, in 15 Stunden für die Fracht von 6 Schilling pr. Tonne nach Manchester und bringen Manufactur-Erzeugnisse von dort und aus der Grafschaft York zurück.

Da die Menge der zu verführenden Waaren von Tag zu Tag immer grösser wurde, so suchte die Concurrenz einen neuen Weg zu eröffnen. Der

Herzog von *Bridgewater*, den man als den eigentlichen Schöpfer des englischen Canalsystems betrachten kann, übernahm die Kosten des Unternehmens und übertrug die Leitung dem berühmten Ingenieur *Brindley*. Der Herzog besass die reichen Kohlenwerke von *Worsley-Hall*, einige Meilen von Manchester, hatte aber bis damals aus Mangel eines Absatzweges, keinen Nutzen davon ziehen können. Ein Kanal wurde gebaut, der sich von *Leigh* bis zu den Gruben bei Manchester erstreckte. Er musste den Irwell überschreiten, was mittelst einer Leitungsbrücke von 186 Meter Länge bewerkstelligt wurde. Diese konnte die grössten Barken tragen und die Bogen waren hinlänglich weit, um die Schiffahrt auf dem Flusse nicht zu unterbrechen. Als dieser Zweig des Kanals vollendet war, verband ihn der Herzog mit einem andern bis *Runcorn* am Mersey, und es war nun eine zweite Schiffahrtslinie zwischen Manchester und Liverpool hergestellt *).

Unter allen Kanälen aber, die sich jetzt rings um Liverpool ausbreiten, ist der wichtigste der von Liverpool nach *Leeds*, welcher nicht weniger als 106 engl. Meilen lang ist. Er wurde erst 1816 vollendet und kostete 2 Millionen Pf. St. Mittelst der Seitenarme dieser Kanäle sind die Verbin-

*) Man vergleiche den ersten Jahrgang unsers Taschenbuches (1823), S. 29 bis 32.

dungen Liverpools mit *London*, *Hull*, *Birmingham* und den vornehmsten Städten des Innern, ungeachtet der Entfernungen und der Schwierigkeiten, welche ziemlich hohe Bergketten darboten, gegenwärtig äusserst leicht und sicher.

Diess war allerdings viel, im Vergleich mit dem, was vor hundert Jahren Statt fand, aber es war nicht genug. Im J. 1825 war die Handelsbewegung in England so lebhaft geworden, die Fabriken hatten eine solche Ausdehnung gewonnen, die langsame Kanalschiffahrt entsprach der fieberhaften Ungeduld der Speculanten so schlecht, dass man überall diesem wesentlichen Mangel abzuhelfen suchte. Fünfzehn Stunden, um den Weg von Manchester nach Liverpool zurückzulegen! Diese Zeit erschien den damaligen Kaufleuten eben so ungeheuer lang, als ihre Urgrossväter die eilf Tage im J. 1720 gefunden hatten.

Jetzt kam nun die Anwendung der *Eisenbahnen*, welche bis dahin nur bei den Bergwerken gebraucht wurden, auf den Verkehr der Ortschaften in Vorschlag, eine Neuerung, die zu grosse Vortheile darbot, als dass man sie hätte verwerfen sollen. Die Grafschaft *Lancaster*, welche zuerst Docken gegraben und Kanäle gebaut hatte, war auch die erste, die von den Eisenbahnen Gebrauch machte. Zwischen *Liverpool* und *Manchester* sah man die erste Locomotive aus Stephensons Fabrik. In einigen Monaten waren für 400000 Pf.

St. Actien untergebracht. Seit 1828 ist die Bahn vollendet und der Weg von 36 engl. Meilen wird mit Waaren in 2½, mit Reisenden in 1¼ Stunde zurückgelegt. Welcher Jubel! Welcher Gewinn für eine Volksmenge, die ihr Daseyn nach Sekunden abmisst und unaufhörlich schreit: *Time is money* (Zeit ist Geld)! Der Ertrag für die Unternehmer war gleich im ersten Jahre 40000 Pf. und am Schluss des zweiten 85529 Pf. Und was für Schwierigkeiten waren zu besiegen, wie viel Thäler zu überschreiten, wie viel Berge abzugraben, wie viel Tunnels zu errichten, wie viel Dämme und Fahrbrücken über Sümpfe und Gewässer zu bauen gewesen! Das riesenhafte Unternehmen hatte in weniger, als vier Jahren die Summe von 800000 Pf. St. gekostet.

Vor der Errichtung der Eisenbahn versahen 26 Wagen den täglichen Dienst zwischen Liverpool und Manchester, so dass ungefähr 400 Reisende täglich befördert werden konnten. Kaum war die Eisenbahn eröffnet, so stieg diese Zahl auf 1200 und allmählich auf 1500. Gegenwärtig beträgt sie das Vierfache, so dass man für das ganze Jahr über 2 Millionen annehmen kann, während die beiden Städte etwa 400000 Einwohner zählen. Die Wagen brauchten drei Stunden und der Preis war auf der Imperiale (dem obern offenen Kutschendache) eine halbe Guinee für die Person. Ueberdiess musste man, um diese Zeit einzuhal-

ten, sich übertrieben anstrengen, und auf jeder Station waren *acht Menschen* zum Aus- und Einspannen nöthig, damit ja nicht weniger als 20 *Sekunden* verloren gingen. Unter diesen Umständen waren allerdings nur die Eisenbahnen im Stande, die Ungeduld des Publikums zu befriedigen. Gegenwärtig legt man die ganze Strecke, wie gesagt, in einer Stunde und zwanzig Minuten zurück und bezahlt nur 5 Schillinge. Der Transport der Waaren ist in demselben Verhältniss gestiegen. Im ersten Monate wurden 1432 Tonnen verführt, ein Jahr später hob sich diese Zahl monatlich auf 104356 Tonnen. Auch ist der Ertrag seit dieser Zeit fortwährend im Steigen gewesen. — Anfangs begann die Eisenbahn am Eingange von Liverpool. Gegenwärtig führt ein Tunnel die Reisenden bis in die Mitte der Stadt, während ein zweiter die Waaren bis nahe an die Docken bringt.

Der glänzende Erfolg des ganzen Unternehmens ist hauptsächlich der innigen Gemeinschaft zu verdanken, welche beide Städte mit einander verbindet. Es ist unmöglich irgendwo eine grössere und vollkommener durchgeführte Theilung der Arbeit anzutreffen. *Manchester* ist mit seinen Umgebungen auf 5 bis 6 geographische Meilen im Umkreise nur eine einzige Werkstatt. *Liverpool* dagegen fabricirt nichts, sondern verkauft nur, was seine Nachbarn erzeugt haben. *Liverpool* ist keineswegs, was auch der den Fremden herumführende Lohn-

bediente sagen mag, ein zweites Venedig, welches sich aus den Fluthen erhebt, sondern ein Comptoir, nichts weiter als ein Comptoir, aber das besteingerichtete Comptoir in der ganzen Welt. Alle Geschäfte sind hier auf den kleinsten Raum zusammengedrängt. Um vier oder fünf Uhr Nachmittags ist überall Feierabend. Jeder schliesst seine Zelle (die hiesigen Bureaux verdienen keinen andern Namen) und begiebt sich in seine Wohnung zur Familie oder auch ausserhalb der Stadt auf sein Landhaus. Um einen Begriff von der Masse und Grösse der Geschäfte zu geben, die auf diesem kleinen Raume abgemacht werden, darf man nur bemerken, dass die *Geviertklafter* Grund und Boden in neuester Zeit um 400 Pf. St. verkauft worden ist. Schon die Nachbarschaft von Manchester allein würde die Handelswichtigkeit Liverpools hinreichend erklären. Hiezu kommen aber noch die nahen Eisengiessereien und Hammerwerke von *Staffordshire* und *Shropshire*, die Fabriken aller Art von *Birmingham* und *Sheffield*, und überdiess der Umstand, dass England unter dem 53. Breitengrade so schmal ist, dass sich beide Küsten, die östliche und die westliche, die Hand reichen. Ferner ist Liverpool der Mittelpunkt aller Verbindungen zwischen Irland und Gross-Britannien; es berührt zu gleicher Zeit Schottland und Wales und ist das Hauptquartier der englischen Dampfschiffe. Eilf Tausend Fahr-

zeuge mit einer Tragfähigkeit von 1,400000 Tonnen, stellen sich jährlich in den hiesigen Docken ein. Seit 12 bis 15 Jahren ist die Ausfuhr des vereinigten Königreichs auf beinahe 40 Millionen Pf. St. gestiegen, von welchen allein zwei Fünftel auf Liverpool kommen. Auch wird hier ein Fünftel aller brittischen Zölle erhoben.

Manchesters Handelswichtigkeit schreibt sich nicht erst aus neuer Zeit her. Man kennt eine Verordnung von *Heinrich VIII.*, welche das damals hier bestandene Asylrecht für Verbrecher aufhebt und worin folgende Stelle vorkommt: »Da die Stadt von Kaufleuten bewohnt ist, die grosse Geschäfte in Sammt, Baumwollen- und Wollenwaaren machen, so wäre es gefährlich, wenn sich müssige und schlechte Leute hier aufhalten dürften.« Indessen datirt sich die eigentliche industrielle Entwickelung von der Zeit, wo die bürgerlichen Kriege in den Niederlanden einen grossen Theil der betriebsamen und verständigen Bevölkerung derselben nöthigten, nach andern europäischen Ländern auszuwandern. Manchester, welches jetzt eine Menge neuer Bürger empfing, hatte damals eine englische Meile Länge, breite Strassen, nette, gut gebaute Häuser und vier grosse öffentliche Plätze, wo wöchentlich zwei Märkte und jährlich drei Messen gehalten wurden. Eine englische Zeitschrift theilte vor einigen Jahren

mehre bemerkenswerthe Einzelheiten über die schlechte Lebensweise der Kaufleute jener Zeit mit, wo das Geld noch selten war und die im Umlauf befindliche Masse nicht über 4000 Pf. St. betrug. Die Kaufleute schlugen sich selbst ihr Geld, unter der Verpflichtung, es jeden Augenblick nöthigenfalls wieder einzuwechseln. Zu diesem Behuf hatte jeder nur einigermassen bedeutende Geschäftsmann ein eignes Behältniss mit Fächern für jede einzelne Sorte von Münzen (*Token*). Diese stellten bestimmte Werthe dar wie die Banknoten und waren für jedes Handlungshaus, das in gutem Credit stand, von ausserordentlichem Vortheil. Bei der damaligen geringen Grösse der Stadt und den einfachen Bestandtheilen der Bevölkerung war auch die Lebensweise der Einwohner sehr einfach. Der Handwerker ging des Morgens um sechs Uhr an seine Arbeit. Um 7 Uhr versammelte sich die ganze Familie, nebst Gesellen, Lehrlingen und Dienstboten um einen grossen Tisch von Eichenholz, auf dem eine gewaltige Schüssel voll Grütze stand, und jeder ass daraus mit seinem hölzernen Löffel, bis er genug hatte. Dabei wurde kein Wort gesprochen und Alles ging darauf wieder an seine Arbeit. Die Preise der Lebensmittel waren zu jener Zeit: der Bushel Gerste (zu 45 Gewichtspfund) 2 Schilling, der Bushel Waizen (70 Pfund) 5 Schilling, eine Gans 15 Pence, ¼ Pfund Käse 2 Pence, ¼ Pfund Rind-

fleisch 2 Pence. Der Acker Land kostete 40 bis 45 Schilling. Ein Weber zahlte für eine Wohnung mit zwei Webstühlen 20 bis 40 Schilling Miethe. Die Lehrzeit dauerte sieben Jahre.

Was den Arbeitslohn betrifft, so hat dieser Gegenstand nirgends in Europa so heftige Uneinigkeiten zwischen Herren und Arbeitern hervorgebracht, als in *Manchester*. Man findet beim Durchlesen der Jahrbücher dieser Stadt aus neuerer Zeit, dass beinahe alle fünf Jahre Unruhen deshalb ausbrachen, und dass jeder folgende Aufstand heftiger war als der vorhergehende. Im J. 1808 empörten sich die Arbeiter und verlangten eine Erhöhung des Lohnes. Im J. 1812 plünderten sie die Magazine und zerstörten die Maschinen. Die Gerichte mussten einschreiten. Vier Männer und ein Weib wurden gehenkt. Im J. 1817 nahm die Bedrängniss zu. Achtzig Bankbrüche wurden öffentlich erklärt. Die Arbeiter rotteten sich bewaffnet zusammen, wurden von der Cavallerie aus einander getrieben und 367 wurden vor die Assisen gestellt. Im J. 1818 entstand ein noch furchtbarerer Aufstand. Der weisse Hut wurde das Vereinigungszeichen der Empörer. Sie versammelten sich in Petersfield, wo sich 100000 durch einen Eid verpflichteten, die Fabrikanten umzubringen. Aber auch dieses Mal wurden sie durch Säbelhiebe zerstreut. In den Jahren 1825 und 1826 erschien das Uebel in noch furcht-

barerer Gestalt. Man suchte Abhilfe darin, dass man *Suppenanstalten* eröffnete, gewisse Häuser, wo man an 14000 Arbeiter, welche durch das Einstellen der Geschäfte in so vielen Fabriken brodlos geworden waren, Suppe austheilte. Das Mittel hatte keinen Erfolg. Die bewaffnete Macht musste abermals einschreiten und sechs Menschen verloren das Leben; andere wurden hingerichtet. Die Armentaxe musste verdoppelt werden und stieg auf 102000 Pf. St. In den Jahren 1831 und 1832 fanden ähnliche Auftritte Statt.

Diese periodischen Convulsionen, (wozu in der neuesten Zeit noch der *Chartismus* gekommen ist), diese Aufopferungen und Schrecknisse sind also der Preis, den der Wohlstand der Fabrikanten für sein Aufblühen und Erhalten entrichten muss.

In *Sheffield* beschäftigt sich die Bevölkerung mit der Verarbeitung von Eisen und Stahl unter tausend verschiedenen Formen, von den gröbsten Arbeiten bis zu den feinsten. In und vor der Stadt sieht man nichts als Schmelzöfen, Hammerwerke, Schmiede-, Schlosser- und Messerschmiedt-Werkstätten u. s. w. Das Brenn-Material ist die Steinkohle und Sheffield ist daher stets mit einer Wolke von Steinkohlen-Dämpfen bedeckt. Die Schmelshütten befinden sich an den Flüssen *Sheaf* und *Don*, welche sich in dem anmuthigen Thale

vereinigen, worin Sheffield liegt. Etwa eine halbe Stunde von der Stadt kommt man zu den Eisenbergwerken.

Man zählt in Sheffield ungefähr 2500 Schleifer, welche sich theils trockner, theils nasser Mühlen bedienen. Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts gewahrte man nicht, dass diese Arbeit mörderischer sei als jede andere; sie wurde grösstentheils auf dem Lande in grossen luftigen Räumen verrichtet. Ein und derselbe Mensch war nicht mit dem Schleifen allein beschäftigt; er betrieb auch andere Zweige des Messerschmiedt-Gewerbes. Das Wasser war damals die einzige bewegende Kraft und zwar eine sehr launenhafte; es geschah nicht selten, dass der Arbeiter ganze Monate lang nichts zu schleifen hatte. Aber seitdem in neuerer Zeit die Theilung der Arbeit aufs äusserste getrieben worden ist, bedarf die Schleiferei unausgesetzt ihren eigenen Arbeiter, und da überdiess seit 1786 der Dampf an die Stelle des Wassers als bewegende Kraft getreten ist, so hat man jetzt die Schleifer in kleine Kammern zusammengedrängt, welche 8 bis 10 Schleifsteine oft mit 16 Arbeitern enthalten.

Die Gesundheit dieser Leute geht dabei in kurzer Zeit zu Grunde. Die mit der trocknen Schleiferei beschäftigten Arbeiter sterben schon zwischen dem 28. und 32. Jahre; die sich abwechselnd trockner und nasser Steine bedienen, werden höchstens 40 oder 45 Jahr alt, und auch

die bloss am nassen Steine Arbeitenden erreichen nicht mehr als das fünfzigste Jahr, wenn sie ununterbrochen dieses Geschäft betreiben. Man hat verschiedene Mittel versucht, den nachtheiligen Einfluss abzuwenden, welchen der feine Stahlstaub auf die Brust ausübt. Man hat z. B. den Schleifstein mit einem hölzernen Behältniss umgeben, das nur eine einzige Oeffnung hat, durch welches der Arbeiter die Klinge an den Stein bringen kann und zugleich hat man über diesem offnen Raume eine Vorrichtung von Magnet angebracht, welche den Staub an sich zieht. Andere haben ein Rohr angewendet, durch welches mittelst des von der Umdrehung des Steines hervorgebrachten Luftzuges der Staub wie durch einen Rauchfang fortgetrieben werden kann. Aber keines dieser Mittel hat hinlänglich guten Erfolg gehabt. Auch sind die Leute in dieser Hinsicht allmählich so gleichgiltig geworden, dass Niemand mehr auf weitere Verbesserungen denkt.

Sheffield hat eine Menge Wohlthätigkeits-Anstalten und auch eine lateinische Schule. In der St. Peters-Kirche sieht man die Grabkapelle der *Talbots*, deren Familie in Sheffield sehr ansehnliches Grundeigenthum besass. Ein Talbot bewachte hier zwölf Jahre lang in seinem Schlosse die unglückliche *Maria Stuart*. Der berühmte *John Talbot*, der sich in den Kriegen der Engländer in Frankreich unter Karl VII. auszeichnete,

war der erste Herzog von *Shrewsbury*, unter welchem Namen seine Nachkommen bekannter geworden sind als unter dem ihres Ahnherrn. Heut zu Tage ist die männliche Linie des Hauses Talbot ausgestorben, und ihre Erbschaft ist durch die weibliche Linie auf den gegenwärtigen Herzog von *Norfolk* übergegangen.

Leeds ist der Mittelpunkt der englischen Tuchmacherei. Alle Dörfer in der Runde sind von Tuchmachern und andern Wollenwebern bewohnt, welche für die Niederlagen in Leeds arbeiten. In *Dewsbury* und um *Wakefield* fabricirt man weisse Tücher; in den Ortschaften westlich von der Stadt, im Thale des *Calder* und in den Umgebungen von *Dewsbury* werden farbige Tücher verfertigt. Zwei Mal in der Woche wird in der Halle Tuchmarkt gehalten. An bestimmten Tagen und zu gewissen Stunden haben die einheimischen Handelsleute allein das Recht, die ausgestellten Tücher zu kaufen, welche überdiess von eigens dazu verordneten Sachverständigen untersucht werden. Schlechte Waare, oder die nicht das gehörige Mass hat, wird zurückgewiesen. Auch in *Leeds* selbst sind viel Tuchfabriken, Wollspinnereien u. dgl. Die Volksmenge der Stadt beträgt 75000 Seelen.

Man hat mir so eben ein treffliches Buch geschenkt, dessen Verfasser, Hr. *Tackrah*, sowohl um seiner ausgebreiteten Kenntnisse als um seiner thätigen Menschenliebe willen in gutem Rufe steht. Der Zweck dieser Schrift ist, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Zustand der Manufakturen im Allgemeinen und der von *Leeds* insbesondere zu lenken, und zwar in Beziehung auf den Gesundheitszustand der Menschen, welche sich mit den verschiedenen in Fabriken vorkommenden Arbeiten beschäftigen. Aus seinen eignen Beobachtungen und aus den Mittheilungen, welche ihm aufgeklärte Fabriksbesitzer sowohl als auch Arbeiter selbst und Leute, die mit diesen in Verbindung stehen, gemacht haben, geht hervor, dass in *Leeds* bei einer Bevölkerung von 75000 Menschen jährlich 480 Personen mehr sterben, als nach dem natürlichen Laufe der Dinge sterben sollten. Der Verfasser schreibt dieses Uebermass der Sterblichkeit dem nachtheiligen Einflusse der Fabriksarbeiten auf die Gesundheit, der allzugrossen Zusammenhäufung von Menschen in einer Stadt, deren aus alter Zeit herrührende Strassen und Gassen sehr schmal sind, und endlich der unordentlichen Lebensweise der Menschen selbst zu.

Die Kathedrale von *York* erinnert durch den Reichthum ihrer Verzierungen und ihre gewaltige

Grösse einigermassen an die von Mailand. Der Grund zu derselben wurde vom Erzbischof *Scope* gelegt, welchen *Heinrich IV.* im Jahre 1405 enthaupten liess. Er liegt in der Kirche begraben und im Kapitel zeigt man noch einen mit einem Teppich bedeckten Tisch, welcher ihm gehört hatte. Der Teppich ist an mehren Stellen mit seinem Wappen geziert. Die Fenster der Kirche enthalten alte Glasmalereien. Die Bildhauer-Arbeiten besonders sind von höchster Vortrefflichkeit. An beiden Enden des Schiffes sind zwei grosse Fenster, deren eines 75 Fuss Höhe und 32 Fuss Breite hat. Das zweite stellt mit seinen seltsamen Verzweigungen das Geäder des menschlichen Herzens vor, was in Verbindung mit der blutrothen Farbe des Glases einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Eines der Seitenfenster ist nach Art einer Stickerei gemalt, so dass man einen Teppich von verschiedenen Farben und Mustern zu sehen glaubt. Der Chor enthält einen alten Lehnsessel, welcher bei der Krönung mehrer Könige von England gebraucht worden ist. In der Bibliothek des Domkapitels zeigt man auch ein merkwürdiges Gemälde, welches das feierliche Leichen-Begängniss des Herzogs von *Marlborough* darstellt.

In der Nähe von York liegt am Fusse einer schönen Ruine, der *Thurm von Clifford* genannt, das Grafschaftsgefängniss, dessen Aeusseres einem Palaste gleicht. Ein alter Kerkermeister hat hier

eine Sammlung von Werkzeugen und andern Gegenständen gemacht, welche berüchtigten Verbrechern angehört haben. »Hier sehen Sie« — sagte er zum Fürsten Pückler-Muskau — »die Perrücke des berühmten *Granby*,' mit welcher er sich so geschickt zu verstellen wusste, dass man ganzer zehn Jahre lang seiner nicht habhaft werden konnte; 1786 wurde er gehenkt. Diess da ist der Pfahl, mit welchem der N. N. auf der Strasse von *Doncaster* todtgeschlagen wurde; der Verbrecher erlitt seine Strafe im vorigen Jahre. Ferner sehen Sie hier den ungeheuern Prügel, mit welchem *Steffens* bei einer einzigen Gelegenheit sechs Personen umbrachte; er wurde ebenfalls vor zwei Jahren aufgehenkt. Da sind auch die starken Ketten, mit welchen *Kirk-Patrick* angeschlossen werden musste. Ehe man sich derselben bediente, war er sieben Mal aus den stärksten Gefängnissen entwichen. Freilich waren diese Ketten, die ich ihm selbst angelegt habe, etwas zu stark, aber er hatte nicht lange daran zu tragen, denn schon zwei Monate darauf wurde er in die andere Welt geschickt; es war gerade der erste Mai, ein wunderschöner Frühlingstag. Auch die Maschine kann ich Ihnen zeigen, mit welcher *Cork* die falschen Guineen machte; es war Schade um diesen Herrn; im J. 1810 wurde er gehenkt.« — Um Vergebung, fragte ich ihn unterbrechend, zu was für einem Verbrechen hat dieser grosse hölzerne Hammer da

gedient? — »O,« — sagte der Alte lachend, — »das ist mein Zuckerhammer, wenn ich mir Negus mache. Er liegt hier, damit ich ihn gleich bei der Hand habe.«

Studley-Park, in der Nachbarschaft von *Ripon*, umschliesst die berühmten Ruinen von *Fountain-Abbey*, welche die grössten und schönsten in ganz England seyn sollen. Die Abtei nahm einen Flächenraum von 15 Arpents ein; was davon übrig ist, bedeckt noch vier Arpents. Das Schiff der Kirche, deren Mauern noch grösstentheils stehen, ist 351 Fuss lang; das grosse Fenster über dem Altar ist 50 Fuss hoch, und der Thurm, von dem ein Theil eingestürzt ist, misst noch 166 Fuss. Die Architektur ist aus dem XII. und XIII. Jahrhundert und eben so einfach als grossartig. Wenn man die Kirche verlässt, betritt man eine doppelte Reihe von Kreuzgängen von 300 Fuss Länge und 42 Fuss Breite. Eine zweite Thüre führt in einen Garten des Klosters, welchen die neuen Eigenthümer zu Blumenbeeten umgeschaffen haben. Rings um denselben sieht man noch andere malerische Ruinen, nämlich die der Bibliothek, des Gerichtssaales und des Kapitels. Das Gewölbe des letztern Gebäudes wird von einer einzigen Säule in der Mitte getragen. Dagegen bewundert man in der Küche sehr kunstreiche Wölbungen, welche fast gar keine Stützen zu haben scheinen. Seitwärts davon ist

das prachtvolle Refectorium von 108 Fuss Länge und 45 Fuss Breite. Die Kirche enthält verschiedene Grabmähler; in einem jetzt leeren steinernen Sarge soll sich ehemals der Leichnam des berühmten *Hotspur* von *Percy* befunden haben, dessen aufbrausenden Charakter *Shakspeare* in einem seiner Trauerspiele dargestellt hat. Am obersten Theile des Thurmes liest man in riesenmässigen gothischen Buchstaben die lateinische Inschrift: Lob und Preis sei Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Verfall von *Fountain Abbey* begann seit der Zeit, wo Heinrich VIII. alle Klöster in England aufhob. Etwa 200 Schritte hinter der Abtei erhebt sich das ehemalige Wohnhaus des jetzigen Eigenthümers, welches schon im XVII. Jahrhunderte aus den Steinen des verfallnen Klosters errichtet worden ist. Die Gärten enthalten Eibenbäume, vielleicht die ältesten in ganz England. Einer davon, der an tausend Jahr alt seyn soll, hat am untern Theile des Stammes 30 Fuss Umfang.

Lange vorher, ehe man nach *Newcastle* kommt, bemerkt man eine plötzliche Veränderung in der Physiognomie des Landes. Die hübschen Bauernhäuser zu beiden Seiten der Strasse, die majestätischen Parks, die schönen Wiesen, wo zahlreiche Rinderheerden weiden oder Damhirsche und Rehe herumspringen, sind verschwunden. Dagegen er-

NEWCASTLE.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

UNIV. OF

NEWCASTLE.

UNIV OF MICH

hebt sich ein schwarzer dürrer Boden in ungeheuren Staubwolken unter den Füssen der mit der Postkutsche dahin fliegenden Rosse und bedeckt die Gesichter und Kleider der Reisenden, so wie die Dächer der nahen Gebäude. Die Schönheiten der Natur machen den Wundern des Gewerbfleisses Platz. Die Dörfer sind nur von Arbeitern bewohnt. Eisenbahnen durchschneiden das Land nach allen Richtungen. Lange Reihen von Wagen bewegen sich auf derselben nur von einem einzigen Pferde gezogen, oder, wo es bergab geht, der eignen Schwere überlassen. Ueberall herrscht eine ans Wunderbare gränzende Thätigkeit und dennoch verbirgt der Boden dem Auge das Merkwürdigste, was das Land darbietet, die unterirdischen Arbeiten jener *Kohlengruben*, welche Grossbritannien fast den grössten Theil seines Brennstoffes liefern.

Zur Linken des Flusses *Tyne* sieht man zerstreute Glasfabriken. Die grosse Eisengiesserei in der Vorstadt *Gateshead* beschäftigt 500 Arbeiter. Hier werden Anker und Kettenglieder für die Schiffe geschmiedet. Jedes solche Glied wiegt zwei Centner und man bringt sie von hier nach den Häfen, wo sie erst zu Ketten verbunden werden. *Newcastle* hat eine Flachsspinnerei, eine Berlinerblau-Fabrik, Seifen- und Töpfergeschirr-Fabriken. Nahe bei der Stadt sieht man auch eine Blei- und Zinnober-Fabrik.

Längs dem Flusse besteht die Bevölkerung von Newcastle aus Schiffern und Kohlen-Bergleuten nebst deren Familien. Dieses schlecht gebaute, unreinliche und unruhige Stadtviertel sticht sehr gegen den höher gelegenen Theil der Stadt ab, wo die Kauf- und Gewerbsleute schöne Häuser besitzen und unter den Einwohnern Wohlstand und Gesittung herrscht.

In den ersten zwei Jahrhunderten nach der normännischen Eroberung begann die Steinkohle ein Handelsartikel zu werden. Im Jahre 1239 ertheilte *Heinrich III.* den Bearbeitern der Gruben ein Privilegium. Vierzig Jahre später war Newcastle in Hinsicht auf diesen Erwerbszweig schon die erste Stadt in England. Sie verdankte überhaupt ihre Gründung dem Handel mit Steinkohlen. Bereits im J. 1078 besuchte der Sohn *Wilhelms des Eroberers* auf einer Reise, die er nach dem Norden von England unternahm, einen Kohlenschacht, welcher so eben im Dorfe *Monkcester* eröffnet worden war. Der Ort gefiel ihm; er liess hier ein Schloss bauen, um welches sich bald mehre Häuser ansiedelten. *Monkcester* ist heute die wohlhabende Stadt *Newcastle upon Tyne* (Newcastle am Tyne). Seit dreissig Jahren hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt, und jeden Tag wächst der Reichthum der Stadt durch die Menge der Schiffe, die hier aus allen Theilen der Welt

zusammenkommen und einen sehr lebhaften Tauschhandel veranlassen.

Im J. 1306 verbot der Magistrat. in *London* den Gebrauch der Steinkohlen; man behauptete, dass der Dampf der menschlichen Gesundheit nachtheilig sei. Indessen scheint das Irrige dieser Behauptung bald eingesehen worden zu seyn, oder auch der wohlfeile Preis dieses Brennstoffes schloss die Augen gegen die vermeintliche Gefahr. Wenigstens war das Verbot von kurzer Dauer. Im J. 1325 fing man an, Kohlen nach *Frankreich* auszuführen. Im J. 1379 wurden die ersten Steuern auf den Verbrauch der Kohlen im Innern des Königreichs gelegt. Man bediente sich übrigens damals nur der Kohlen aus den am Meere gelegenen Bergwerken, welche in England unter dem Namen Meerkohlen (*Sea-Coal*) bekannt waren. In den meisten Ländern des südlichen Europa hatte man noch gar keine Kenntniss von diesem neuen Brennstoffe. *Pius II.*, welcher vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl eine Reise nach England machte, bemerkte in seinem Tagebuch, dass die Armen in diesem Lande als Almosen eine Art »schwarzer Steine« empfingen, welche sie wie Holz zum Brennen gebrauchten. Die erste Grube, die in *Schottland* ausgebeutet wurde, war der Gegenstand eines Privilegiums, welches im J. 1291 das Kloster *Donfermline* erhielt. Die grossen Vortheile, welche die frommen Bewohner

desselben von dieser Ausbeutung zogen, trieb mehre Gutsbesitzer an, ihrem Beispiele zu folgen und mittelst ihrer Leibeigenen die Kohlenlager auf ihren Besitzungen bearbeiten zu lassen. Es verdient bemerkt zu werden, dass die Bergleute in den schottischen Steinkohlen-Gruben stets *Leibeigene* waren, welche, für sich und ihre Familien an die Kohlenwerke gebunden, mit diesem verkauft werden konnten. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1775, wo unter *Georg III.* ein besonderer Befehl zu ihrer Befreiung erlassen wurde. Es darf diess um so weniger auffallen, wenn man erfährt, dass fünfzehn Jahre später, im J. 1790, erst *drei* Arbeiter die Bedingung erfüllt hatten, unter welcher ihnen die Freiheit bewilligt worden war, nämlich die, einen Lehrling zu bilden. Späterhin wurden sie ohne diese Formalität befreit.

Seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hat die Krone selbst mehrmals ihre gierigen Blicke auf den blühenden Zustand der Kohlenwerke geworfen. Als *Wilhelm III.* zur Regierung kam, wurde eine Abgabe von 50 Perzent auf die Steinkohlen gelegt und zu dieser sind seitdem noch andere gekommen, welche der Erfindungsgeist der Minister zu ersinnen gewusst hat: Kriegsteuern, Eingangsgebühren an den Stadtthoren und Ausgangszölle in den Häfen. Diese unpolitischen Belastungen des Gewerbes würden bald den Aufschwung desselben zurückgehalten haben, wenn

nicht seit 1831 eine aufgeklärtere Verwaltung einen Theil dieser Abgaben gänzlich aufgehoben und die übrigen bedeutend ermässigt hätte.

Die reichsten Kohlenwerke *Englands* liegen in den nördlichen Grafschaften, und zwar ganz oder zum Theil in *Northumberland*, *Durham*, *York*, *Nottingham*, *Derby*, *Stafford*, *Lancaster* und *Cumberland*. Noch reicher sind die im Fürstenthum *Wales*. Die Lager in York sind 2 bis 9 Fuss mächtig; weiter nördlich übersteigt die Mächtigkeit nicht 7 Fuss, aber in *Staffordshire* giebt es ein Lager, welches 27 Fuss mächtig ist. Letzteres hat zugleich eine Länge von 7 Meilen und eine Breite von 4 Meilen. Es werden aber auch Lager bearbeitet, die nur 12 bis 18 Zoll mächtig sind. Man berechnet, dass die Ablagerungen von *Durham*, *Northumberland* und *Wales* allein ganz Grossbritannien auf 3000 Jahre lang mit Steinkohlen würden versorgen können. Auch die Insel *Anglesea*, so wie die Grafschaften *Warwick*, *Flint* und *Shrop* liefern eine beträchtliche Menge. London bezieht seinen Bedarf grösstentheils aus *Newcastle*. Die Kohlen sind ihren Eigenschaften nach sehr verschieden. Man nimmt an, dass alle Gruben von ganz Grossbritannien *siebenzig* verschiedene Sorten liefern, von welchen allein 45 auf *Newcastle* kommen.

Im J. 1835 war der *Verbrauch* der Ausbeute folgendermassen vertheilt:

Einheimischer Verbrauch	13,300000	Tonnen
Ausfuhr in fremde Länder	800000	»
» nach Irland . .	1,900000	»
Verbrauch in den Gruben selbst	3,000000	»
Zusammen .	19,000000	Tonnen

oder 380 Millionen Centner. London allein verbraucht jährlich 2,400000 Tonnen oder 48 Mill. Centner, fast so viel wie ganz Frankreich. Zur Gasbeleuchtung werden 300000 Tonnen erfordert, welche 2 Millionen Cubikfuss Gas liefern. In London ist eine eigne *Börse* für den Handel mit Steinkohlen errichtet worden und es sind besondere Agenten oder Mäkler angestellt, welche den Verkehr zwischen Verkäufer und Käufer vermitteln.

V.

KABUL.

(Aus *Vigné's* Reise *).

Das Land zwischen *Ghuzni* (*Ghusni*) und *Kabul* besteht aus flachen und weit ausgebreiteten Wüsten, welche von noch unfruchtbarern Gebirgen begränzt werden. Nur hie und da wurde der öde Anblick der Landschaft durch einzelne grüne Stellen belebt, welche ihr Daseyn künstlicher Bewässerung aus irgend einem Bache in der Nähe eines

*) *A personal Narrative of a Visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan, and of a Residence at the Court of Dost Mohamed*; etc. etc. etc. By *G. T. Vigne*, Esq. With Illustrations. London, 1840. (S. oben die Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen etc.)

Dorfes verdanken. Dagegen stellte sich das *Tschahar Deh* (Bezirk der vier Dörfer) als eine grosse Masse üppigen und reizenden Pflanzenwuchses dar. Schattige Obstpflanzungen und Wiesen, durch Kanäle aus den Bächen stets frisch erhalten, waren zu beiden Seiten der Strasse sichtbar. Ueberall erblickte man wohlbabende Dörfer, aus Lehmhäusern mit flachen vierseitigen Dächern bestehend, und von kleinen Stücken angebauten Landes umgeben, welche durch Pappel- oder Weiden-Alleen von einander getrennt wurden. Ich betrat die Stadt durch eine mit Staubwolken bedeckte Strasse und nahm meine Wohnung in dem Hause des *Nawab* *). Um dahin zu gelangen, mussten wir durch eine schmale Gasse in der Nähe des Bazars ziehen, bis wir uns einem Platze gegenüber befanden, der dem Eingange zum Stallhofe eines englischen Dorfwirthshauses nicht unähnlich sah. Diess war das Hauptthor vom Palaste des Nawab; in der gegenüberliegenden Gasse, wo kaum so viel Platz war, dass man sich mit einem Pferde umdrehen konnte, sahe ich eine Pfütze stehenden

*) *Nawab Dschubar Chan*, der den Reisenden schon früher in seinem Schlosse *Myrgusub*, drei engl. Meilen von Kabul, gegen Ghuzni, gastfreundlich aufgenommen hatte, war der Bruder des bekannten *Dost Mohammed Chan*, des letzten durch die Engländer und Schah Schudscha im J. 1839 vertriebenen Beherrschers von Kabul.

[illegible] verdanken. Dagegen stellte sich das *Tschahar Deh* (Bezirk der vier Dörfer) als eine grosse Masse üppigen und reizenden Pflanzenwuchses dar. Schattige Obstpflanzungen und Wiesen, durch Kanäle aus den Bächen stets frisch erhalten, waren zu beiden Seiten der Strasse sichtbar. Ueberall erblickte man wohlhabende Dörfer, aus Lehmhäusern mit flachen vierseitigen Dächern bestehend [illegible] von kleinen Stücken angebauten Landes umgeben, welche [illegible] Pappel- oder Weiden-Alleen von einander getrennt wurden. Ich betrat die Stadt durch [illegible] mit Staubwolken bedeckte Strasse und [illegible] meine Wohnung in dem Ha[illegible] [illegible] zu gelangen, [illegible] [illegible] Strasse in der Nähe des [illegible] [illegible] einem Platze gegenüber [illegible] [illegible] dem Eingange zum Stallhof eines engl[illegible] Dorfwirthshauses nicht unähnlich sah. Diess [illegible] das Hauptthor vom Palaste des Nawab; in d[illegible] gegenüberliegenden Gasse, wo kaum so viel Pl[illegible] dass man sich mit einem Pferde umwandte, sahe ich eine Pfütze stehenden

[illegible] Reisenden schon frühe[illegible] [illegible] engl. Meilen von [illegible] [illegible] genommen hatte, [illegible] [illegible] *Mohammed Chan* des letzten durch [illegible] an Schudscha im J. 1839 vertrieben [illegible] Kabul

DOST MOHAMED.

Verlag von J.G. Calve in Prag

WICH

Wassers. Die Damen des *Zenana* (Harems), welche ich vor Kurzem verlassen hatte, sollten in einigen Tagen eintreffen.

Ich wurde zunächst in einen offnen Hof, etwa 24 Fuss lang und breit, geführt. Auf zwei Seiten erhoben sich weisse Lehmmauern, und die beiden andern wurden von den Zimmern eingenommen, die ich und meine Leute bewohnen sollten. Die Fenster, welche nur durch hölzerne Stützpfosten von einander abgetheilt waren, konnten nach Belieben mittelst hölzerner Laden ganz oder theilweise geöffnet oder geschlossen werden. Die Stelle der Glasscheiben vertrat ein geschnitztes Gitterwerk. Die innern Wände der Zimmer waren mit Stuccatur-Arbeit überzogen und hatten flache Vertiefungen mit weit vorstehenden Rändern oder Leisten, deren man sich zur Noth als Tische bedienen konnte. Lange und dünne Teppiche bedeckten den Fussboden. Ueber den Zimmern befand sich eine flache Dach-Terrasse von Lehm, ringsum mit einem Gitter eingefasst. Die Hofmauern waren so hoch, dass man in den Zimmern von Niemanden in den Nachbarhäusern gesehen werden konnte. Als ich aber, um eine vollständige Kenntniss meines Wohnplatzes zu erhalten, auf die Dach-Terrasse stieg, wo ich einen schönen Ueberblick der ganzen Stadt hatte, wurden mich zwei oder drei Männer gewahr, die nicht wussten, dass ich des Nawabs Gast sei, und schalten mich tüchtig aus,

indem sie mich beschuldigten, dass ich ihre Frauen in den Zenanas beobachten wollte. Sie wurden indessen bald durch einen Diener des Nawab besänftigt, den ich herbeirief, um mit ihnen zu reden.

Die Beschreibung, die ich von diesem Hause gegeben habe, dürfte mehr oder weniger auf alle Häuser der wohlhabendern Einwohner von Kabul passen. Selbst des Nawabs Haus, welches mir späterhin gezeigt wurde, war in derselben Weise gebaut, nur grösser und zierlicher. Die Thüren sind im Allgemeinen so niedrig, dass ein erwachsener Mensch, selbst von gewöhnlicher Grösse, sich bücken muss, wenn er eintreten will. Diess scheint überhaupt in allen asiatischen Ländern der Fall zu seyn, wahrscheinlich zu dem Zweck, sich bei einem gewaltsamen feindlichen Angriff leichter vertheidigen zu können und das Eintreten überhaupt zu erschweren.

Man denke sich eine unzusammenhangende Reihe von Häusern, mit Lehmwänden von verschiedener Höhe, hie und da mit hölzernen Rinnen versehen, um das Regenwasser von den flachen Dächern abzuleiten; dann denke man sich einige viereckige niedrige Thüren und vor den Häusern eine Art von Fusspfad, der sich von selbst durch die auf die Seite geschobene Erde einer Strasse gebildet hat, auf welcher kein Räderwagen ohne umzuwerfen fahren könnte; hie und da ein grösseres Thor an dem Hause irgend eines vornehmen

Mannes, und stellenweise einen Maulbeerbaum, der über eine Gartenmauer emporragt, nebst einer dichten Volksmenge, und man wird sich einen ziemlich guten Begriff von einer Strasse in Kabul machen können. Das *Bala Hissar* oder die Citadelle, die schöne Moschee von weissem Marmor bei *Schah Babers* Grabe, und der grosse Bazar sind die einzigen bemerkenswerthen Gebäude. Vielleicht übertrifft, wenn ich Persien und namentlich Schiras ausnehme, kein anderer Bazar in Asien den von Kabul an Mannichfaltigkeit und Kostbarkeit der ausgelegten Waaren. Man muss sich erinnern, dass der Bazar einer morgenländischen Stadt dasselbe ist, was in einer europäischen die Laubengänge oder Bogenhallen (Arkaden) der öffentlichen Plätze sind, nur mit dem Unterschiede, dass in den asiatischen nicht nur Menschen, sondern auch Kameele, Pferde, Esel und Maulthiere, ja selbst Elephanten sich herumtummeln. Der grosse Bazar hat für alle diese verschiedenen Geschöpfe Platz genug; in den kleinern Markthallen aber bringt ein Bauer mit einem beladenen Esel die grösste Verwirrung hervor und er ist kaum im Stande durchzukommen, wenn ihm die Volksmasse nicht ausweicht. Eines Tages, als ich eben aus einer schmalen Gasse herauskam, stiess ich auf ein mit Gras beladenes Maulthier, welches in dieselbe Gasse hineinwollte. Ich konnte mit meinem Pferde nicht ohne Schwierigkeit ausweichen und

sagte dem Treiber, er möge zurückgehen. Diess that er auch, schrie aber laut auf: »Ist denn Dost-Mohammed gestorben, dass hier keine Gerechtigkeit mehr herrscht?« Diess ist eine gewöhnliche Redensart der Einwohner von Kabul bei dergleichen Vorfällen. — Der grosse Bazar hat ein festes gewölbtes Dach; aber die kleinern sind offen und erhalten nur in der heissen Jahreszeit eine Decke von Baumzweigen, über welche Teppiche ausgebreitet werden, um Schatten zu geben.

Kabul hat 34° 23′ nördliche Breite und folglich beinahe dieselbe geographische Lage wie Tripoli in Syrien, die Insel Candia, Tunis, Madera, Süd-Carolina, der südliche Theil von Korea und die Mündung des Gelben Flusses in China. Die Länge ist 69° 8′ östlich von Greenwich. Nach dem Siedepunkte des Wassers bestimmt, hat die Stadt eine Meereshöhe von ungefähr 6000 engl. Fuss. Von der Mitte des Juli bis zur Mitte des August stand das Fahrenheitsche Thermometer in meinem Zimmer auf 80 Grad (21⅓° R.), Das Klima ist sehr angenehm, noch milder als in Kaschmir, und der Himmel ist ganze Monate lang wolkenlos.

Die Stadt liegt am Fusse einer mässigen Bergkette, welche sich von Nordwest nach Südost erstreckt. Das Land wird dadurch in die »Ebene von Kabul« und das *Tschahar Deh* oder den »Bezirk der vier Dörfer« abgetheilt. Unmittelbar an der Stadt erhebt sich ein aus Gneus bestehender Berg

an tausend Fuss über dieselbe und umschliesst sie von Südosten nach Südwesten, wo er mit dem Abhange eines gegenüber stehenden Berges den 450 Fuss breiten Pass bildet, welcher in das Tschahar-Deh führt. Durch diesen Pass zog im J. 1839 ein Theil der englischen Armee in Kabul ein.

Die Stadt wird vom Flusse *Kabul* durchströmt, welcher bei Engeran, dem Schlosse des Nawab Dschubar Chan, etwa 30 (engl.) Meilen westlich von der Stadt, entspringt. Nachdem er sich um die das Tschahar Deh in Nordwesten umgebenden Berge gewunden hat, bewässert er die Ebene und erreicht Kabul durch den Pass zwischen der Stadt und *Ascha Mahi* (Mutter Eva). Das Wasser des Flusses bei der Stadt wird nicht gelobt. Wer es haben kann, lässt sich Wasser aus einem kleinen Bache holen, welcher von den Pughman-Bergen herabkommt. Der ganze nördliche Theil der Ebene wird von dem Flusse Kabul bewässert; aber der Bach *Logur* (oder *Meidan*) entspringt bei einem Kupfer-Bergwerke, welches ich auf meinem Wege von Ghuzni hieher besuchte, fliesst von *Meidan* nach *Logur* und über die Ebene südwärts vom Tschahar-Deh, bewässert hierauf den südöstlichen Theil der Kabul-Ebene und ergiesst sich in den Fluss Kabul unterhalb der Bergschlucht, nahe nördlich an der Strasse nach *Peschauer*, 15 Meilen von der Stadt. Das *Bala Hissar*, oder der obere Theil der Stadt, erhält sein Wasser durch einen vom

Logur abgeleiteten Arm, welcher aus dem schmalsten Theile des Passes zwischen Ascha Mahi und der Stadt fliesst. Eine starke, von *Chodscha Saffir* erbaute Mauer ist gerade aufwärts von der Vorderseite jedes Berges aufgeführt und läuft abwärts in der Richtung des Bala Hissar, bis ihr äusserster Endpunkt nur durch einen schmalen Weg von der Festung selbst getrennt wird. Der Umfang des Bala Hissar kann 1¼ Meile betragen, aber sowohl das untere als das obere Fort würde mit seiner doppelten und dreifachen Mauer nicht bloss eine Ausbesserung sondern eine beträchtliche Umänderung nöthig haben, wenn Kabul nach europäischen Begriffen den Namen einer starken Festung verdienen sollte.

Das *Bala Hissar* wurde von den Tschaghetais oder den Kaisern aus der Mogul-Dynastie gebaut. Die Mauern sind theils von Stein, theils von sonnengetrockneten Ziegeln und Lehm, 35 Fuss hoch. Die Residenz des Amir (oder Chan) ist im untern Fort, nahe bei dem Parade-Platze. Er hat vor Kurzem einen offenen neuen Garten anlegen lassen, *Baghi-schah* genannt, mit einem freistehenden Gebäude an jedem Ende desselben. Nächst dem Bala Hissar befinden sich die Ruinen der Moschee *Meid-schid-i-schah*. Uebrigens unterscheidet sich das Bala Hissar, was das Aeussere betrifft, durchaus nicht von der übrigen Stadt.

Ich schätze, wie Lieutenant *Burnes*, die Bevölkerung von Kabul auf 60000 Seelen. Sie besteht aus *Afghanen*, *Kisilbaschen*, *Tadschiks* und *Hazaras*, nebst einer kleinen Zahl *Hindus*, welche meistens Geldwechsler und Wucherer sind. Früher gab es in Bochara an 200 hindusche Häuser. Als aber der Amir daselbst den Befehl gab, dass die Hindus ihre Todten begraben und nicht verbrennen sollten, verliessen sie die Stadt und begaben sich zum Theil nach Kabul.

Was die Afghanen betrifft, so las mir *Mulla Choda Dad*, ein mit der Geschichte seiner Landsleute sehr vertrauter Mann, aus dem Buche *Modschma-ol-Onsab* (Sammlung von Geschlechtstafeln) folgende kurze Nachricht über ihren Ursprung vor. *Jakobs* ältester Sohn war *Juda*, und der älteste Sohn des Letztern war *Osruk*. Dieser war der Vater von *Oknur*, dem Vater von *Moalib*, dem Vater von *Farlai*, dem Vater von *Kys*, dem Vater von *Talut*, dem Vater von *Ermiah*, dem Vater von *Afghana*, von welchem die *Afghanen* den Namen führen. *Afghana* war ein Zeitgenosse von *Nebukadnezar*, und nannte sich selbst *Bin-i-Israel*. Er hatte 40 Söhne. Sein vier und dreissigster Abkömmling in gerader Linie, nach einem Zeitraume von 2000 Jahren, war *Kys*. Von diesem Kys, welcher zur Zeit des Propheten Mohammed lebte, sind bis jetzt 66 Generationen gekommen. *Sulum*, der älteste Sohn Afghanas, lebte zu *Scham*

(Damaskus), verliess diese Stadt und kam nach *Ghura Mischkon*, einem Lande bei *Herat*, von wo sich seine Nachkommen allmählich über das ganze jetzige *Afghanistan* ausbreiteten. Auch die Bevölkerung von *Kandahar* besteht aus Afghanen.

In *Kabul* sind vielleicht 18- bis 20000 Kisilbaschen. Als *Nadir Schah* gegen *Delhi* zog, hatte er 12000 Kisilbaschen in seinem Heere, von welchen er auf dem Rückmarsche von dieser Stadt 300 Mann nebst noch andern Truppen zurückliess, damit sie ihm seine Schätze nachbringen sollten. Ihr Weg führte dureh *Kabul*. Als sie aber, zwei Tagmärsche von *Kandahar*, die Nachricht von seinem Tode hörten und einige Tage darauf sein Stellvertreter *Ahmed Schah* mit 5- oder 600 *Duranis* ankam, bemächtigte sich dieser der Schätze und nahm die Kisilbaschen in seine Dienste. Die gute Behandlung, welche sie erfuhren, hatte zur Folge, dass noch viele andere ihrer Landsleute aus Tabris, Meschid, Kerman und Schiras, wo die echten Kisilbaschen als Landbauer und Schaf- und Pferdezüchter leben, ins Land gezogen wurden.

Unter den heutigen Kisilbaschen in Kabul sind vielleicht zehn Tausend stets bereit, sich als Söldlinge in Kriegsdienste zu verdingen. Ihre Anführer sind die reichsten, gebildetsten und einflussreichsten Männer in Kabul. Die *Tadschuks* sind die Eingebornen des Landes und keine Afghanen.

Wahrscheinlich fand sie schon *Alexander*, der Macedonier, hier als Feueranbeter. Die *Hazaras*, oder *Hazara Dschat*, haben den Namen von den unzähligen Stämmen, aus welchen sie bestehen; *Hazar* heisst im Persischen *tausend*. Sie bewohnen die ganze Kette des *Parapamisus* oder die Gebirge zwischen dem *Hindu Kusch* und *Herat*, und südwärts bis einige Tagreisen von *Kandahar*. Im Aeusserlichen sehen sie den *Ghorkas* (in Ostindien) sehr ähnlich. Sie haben eben so weit hervorstehende Jochbeine, so kleine Augen und so wenig Bart wie diese. Die Ghorkas aber bekennen sich zur brahmanischen Religion, während die Hazaras Mohammedaner, und zwar Schiiten, sind. Sie glauben, was aber keineswegs gegründet ist, dass der Prophet *Ali* selbst in ihrem Lande gewesen sei. In den Gebirgen bei Ghuzni ist ein Wasserdamm, den er durch ein Wunder errichtet haben soll. Auch befindet sich in der dortigen Gegend, östlich in der Ebene, ein ungeheurer Felsblock, welchen er vom Gipfel der *Siriku*-Gebirge herab geworfen haben soll.

Die *Hazaras* leben hauptsächlich vom Ertrage ihrer Heerden. Sie weben einen groben Zeug aus Wolle und finden im Flachlande guten Absatz für ihren Käse und ihr *Ghi* (zerlassene und wieder erkaltete Butter), welches Letztere bekanntermassen ein unentbehrliches Küchenbedürfniss im ganzen östlichen Asien ist. In den höhern Thälern des

Gebirges bauen sie Waizen, Gerste und Reiss. Eine Gattung Waizen wird, der Aehnlichkeit wegen, *Kameelzahn* (*Dundan-i-schutur*) genannt. Der Kern ist doppelt so gross als beim gewöhnlichen Waizen. Die religiösen Gebräuche der Hazaras sind dieselben wie die der andern schiitischen Mohammedaner. Ihre Spiele und Unterhaltungen bestehen in Reiten, Ringen und nach dem Ziele Schiessen. Sie reiten z. B. im schnellsten Laufe den Abhang eines Berges hinunter, werfen eine Kaurimuschel auf die Erde, schiessen mit ihrer Luntenflinte nach derselben und verfehlen sehr selten ihr Ziel. Auch ein Apfel wird auf diese Weise mit dem Schwerte aufgespiesst. Die Hazaras haben auch, wenn sie ihre Heerden im Gebirge weiden, einen ähnlichen Gesang wie das *Jodeln* der Tiroler und Schweizer.

Die nächsten Umgebungen von Kabul verdanken ihre wenigen Schönheiten nur der Hand des Menschen. Es sind gewiss keine zehn Bäume im Lande, welche nicht künstlich angepflanzt wären, und ich erinnere mich nicht, überhaupt eine grosse Baumgattung gesehen zu haben. Die Berge ringsum sind felsig und kahl; die Ebene ist von Natur ebenfalls unfruchtbar. Einige wilde Blumen, z. B. Tulpen, werden gefunden, aber im Laufe der Zeit und durch die Arbeit der Menschen hat sich aus den von den Bergen herabgeschwemmten Stoffen und den verwesten Pflanzentheilen eine Dammerde

von ausserordentlicher Fruchtbarkeit gebildet. Ich habe nirgends eine solche Fülle von Obst gesehen. Man hat vier- oder fünferlei Weintrauben, doch dürfte darunter nur die lange *Husseïn*-Traube, welche in Baumwolle gewickelt und in runde flache Schachteln gepackt nach Indien verführt wird, sich den bessern europäischen Trauben an die Seite stellen können. Auch die rothe Melone ist nicht besser als bei uns. Die weisse ist süss und zart, aber doch nicht so gut wie die von Bochara und Klein-Tübet. Der gewöhnliche Apfel gleicht dem englischen rothgestreiften; aber sie haben eine Winterfrucht, die ihn bei weitem übertrifft. Die Birne von Samarkand ist vortrefflich, sehr mürbe und saftig, aber gewiss noch grosser Veredelung fähig. Die europäische Maulbeere heisst hier *Schah-tut* oder Königs-Maulbeere, weil sie besser ist als die in ganz Asien gewöhnliche unschmackhafte rothe und weisse Frucht. Die Pfirschen, Aprikosen, Pflaumen und Kirschen sind schlechter als in England. Die Granatäpfel von Kandahar sind die schönsten in der Welt. Johannis- und Stachelbeeren, Erdbeeren, Pommeranzen und Nektarinen aber kommen in den hiesigen Gärten nicht vor. Walnüsse giebts im Ueberfluss. Die *Ruwasch* oder wilde Rhabarber-Wurzel fand ich zu sauer, um sie ohne Zucker zu geniessen; aber sie giebt ein gutes Eingemachtes. Bei der Masse von Obst, die ich täglich zum Frühstück hatte, kam

ich bald auf zwei Bemerkungen, zuerst, dass ich jede andere Sorte eher überdrüssig wurde als die Kirschen, und zweitens, dass eine gute *Mazagon-Mango* besser ist als die schönste Pfirsche. Capitän *Wade* in *Ludiana* hatte Erdäpfel nach Kabul geschickt, die im Garten des *Nawab* angepflanzt worden sind und sehr gut gedeihen. In *Persien* sind sie schon längst bekannt und von *Sir John Malcolm* dahin gebracht worden. Baron *Hügel* führte sie zuerst in *Kaschmir* ein, von wo sie nach *Klein-Tübet* gekommen sind. Die Küchengewächse von Kabul sind vortrefflich, aber nicht eben zahlreich. Man hat Kopfkohl, Salat, Weisse und Gelbe Rüben, Zwiebeln, Lauch, Gurken, Kürbisse, Bohnen, Erbsen, Endivien, Sellery und Blumenkohl. Diese Gemüse werden gemeiniglich im freien Felde gebaut, während man in Gärten nur Blumen und Obst findet. Ueberall ist die künstliche Bewässerung eingeführt. Die Felder werden durch Wassergräben von einander getrennt, welche auf der einen Seite, oder auch auf beiden, mit Maulbeerbäumen, Weiden oder Pappeln bepflanzt sind. Ein Stück Grund und Boden von sechzig Schritt Länge und Breite, heisst ein *Dscharid*, deren jedes für eine besondere Fruchtart bestimmt ist. Die Gärten sind mit Lehmmauern eingefasst, und die Obstbäume stehen unregelmässig neben und durch einander. Die Fusswege bestehen aus dammartigen Erhöhungen und zwischen denselben sieht man achteckige

Beete mit Blumen, nebst jungen Obstpflanzungen und Wildlingen.

Die höhern Klassen der Afghanen bringen, wie überhaupt bei den östlichen Völkern, einen grossen Theil ihrer Zeit in den Gärten zu. Hier sitzen sie stundenlang auf einem im Schatten ausgebreiteten Teppich, schwatzen mit einander, oder horchen auf die Gesänge ihrer Musiker, welche sie selbst mit dem *Saringi*, einer Art Guitarre, begleiten. Gewöhnlich wird Thee getrunken und Tabak geraucht, auch häufig eine förmliche Mahlzeit gehalten. Zuweilen trinkt man auch, aber nur insgeheim oder in vertrauter Gesellschaft, einen Becher Wein, aber niemals darf eine Frauensperson dabei seyn. Ich war drei oder vier Mal zu einem solchen Frühstück eingeladen. Bei *Futi Mohammed Chan*, dem Schwiegervater des Nawabs, war ein alter gutmüthiger, aber bigotter Muselmann in Begriff, Scherbet zu sich zu nehmen, als sein Nachbar ihn aufmerksam machte, dass ich zuvor davon genossen hätte. Der Alte setzte es sogleich wieder weg und sagte, er könne nicht aus derselben Flasche mit einem Manne trinken, welcher Schweinefleisch zu essen pflege. Der Nawab, an dessen Seite ich sass, gab ihm deshalb einen Verweis und er wurde von der übrigen Gesellschaft tüchtig ausgelacht. Der junge Prinz *Mohammed Akbar Chan*, zweiter Sohn von *Dost Mohammed* (dem damaligen Chan von Kabul), fragte mich, ob ich oft Schweine-

fleisch ässe; ich bejahte es und setzte hinzu, es sei viel besser als Schöpsenfleisch. Kein Entsetzen, kein Zeichen des Abscheus folgte auf diese Aeusserung. So wenig bigott war *Mohammed Akbar*, dass er häufig, wenn ich zu trinken verlangte, mir seinen eignen Becher darreichen liess. Ich glaube, er wäre ein vollkommener Europäer geworden, wenn er einen Monat lang bei uns in *Ludiana* zugebracht hätte. Da er meine Jagdlust kannte, so zeigte er mir seine Hunde und fragte, was ich von ihnen halte. Ich bat ihn, sich nicht beleidigt zu fühlen, wenn ich ihm die Wahrheit sagte. Auf seine Versicherung, dass ich frei reden könnte, bemerkte ich ihm, in England würde ich keinen von diesen Hunden als Geschenk annehmen. Der Prinz war nicht im Mindesten unwillig über diese Aeusserung.

Die Pferde des *Amir* (so betitelt der Verfasser den Chan oder Schah Dost Mohammed) waren schöne Thiere von afghanischer und turkomanischer Zucht, meistens sechzehn Faust hoch. Sie schienen mir besser zum Kriegsdienste geeignet, als die Pferde seines mächtigern Nachbars *Rundschit Singh*. Aber *Dost Mohammed* hatte, wegen der nähern Lage seines Landes, den Vortheil, das Beste aus den von Turkestan ankommenden Transporten auswählen zu können.

Vom Gipfel des *Tukt-i-Schah*, der sich an tausend Fuss südlich von der Stadt über die Ebene

erhebt, hat man den besten Ueberblick des ganzen Landes. Schon Kaiser *Baber* (in seiner Lebensbeschreibung) macht auf diesen Standpunkt aufmerksam. Die Gegend um Kabul kann als eine weite Ebene beschrieben werden, von kahlen Bergen und Hügeln verschiedener Höhe umschlossen, zwischen welchen mehre Pässe hindurch führen, bis zu denen sich die Ebene erstreckt. Queer über das Flachland streicht von Norden nach Süden eine zweite Hügelkette, von derselben Beschaffenheit wie jene, die den Umkreis bildet. Der *Tukt-i-Schah* ist der höchste Punkt. Gegen Westen liegt am Fusse dieses Berges die Ebene von *Tschahar Deh*, etwa 10 bis 12 engl. Meilen breit, aber beträchtlich länger. Diese wird hauptsächlich von den Gebirgen begränzt. An der südöstlichen Seite sind die Ebenen von *Logur* und in derselben Richtung die offenen Pässe. Der Fluss Kabul strömt durch die Schlucht am südlichen Ende des Bergrückens, vereinigt sich, nachdem er die Fläche, über die die Strasse nach Peschauer führt, durchschnitten hat, mit dem Flusse vom *Tschahar Deh*, welcher aus der Schlucht unterhalb des Berges *Ascha-mahi* kommt, und geht nun durch die Gebirge von Lughman nach *Attok*, wo er sich in den *Indus* ergiesst.

Nach Norden und Nordwesten begränzen den Horizont die Gebirge von *Pughman*, der *Ku-Damon* und die 40 Meilen entfernten gewaltigen Gipfel des

Hindu Kusch. Gerade unter dem *Tukt-i-Schah* ist eine Quelle und ein Sommerhaus, welches häufig von Lustwandelnden besucht wird. Wahrscheinlich ist es das *Kelkeneh* oder *Gulguneh*, von dem *Baber* spricht. In der Gegend ringsum sind längs dem Fusse des Berges eine Menge Gräber, bei denen sich öfters verschleierte Frauen aus der Stadt einfinden, angeblich um hier zu trauern, eigentlich aber wohl, um geheime Liebesangelegenheiten zu verhandeln. Auch werden hier zahlreiche alte *hindusche* Bildwerke und andere Gegenstände ausgegraben, über die sich keine Rechenschaft geben lässt; nur so viel ist klar, dass sie aus der Zeit herrühren müssen, wo der Islam hier noch nicht Wurzel gefasst hatte. Der von *Baber* erwähnte See, südwestlich von der Stadt, war zu der Zeit, als ich ihn sah, wenig mehr als ein Sumpf. Einige Meilen nördlich von der Stadt liegt ein anderer kleiner und sehr seichter See, mit brackischem Wasser, an dessen Ufer man salpetrige Niederschläge sieht.

In den Gebirgen von *Hazara Dschat*, durch welche ein Fussgänger in neun Tagen nach *Herat* kommen kann, giebt es schwarze und braune Bären, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Füchse und Schakals. Auch Steinböcke und Muflons sind gemein. Man erzählte mir, was ich aber nicht verbürgen will, dass bei *Korghan*, etwa zehn Tagreisen von Kabul, unweit der Strasse nach *Banian*, eine Höhle sei,

aus welcher am Tage ein kalter Wind wehe, zur Nachtzeit aber ein helles Licht oder eine Feuerflamme hervorbreche. Auch sollen die Gebirge um Kabul Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Spiessglanz, Lasurstein und Asbest enthalten. Aus dem Sande des Kirman-Flusses wird Gold gewaschen. Die Formation um Kabul ist Gneus. Auf der Höhe eines Passes gegen Ascha-Mahi, zwischen den Ebenen von Kabul und Tschahar Deh, schlug ich ein Stückchen von einem grünen Steine ab, welcher dem chinesischen Jaspis-Agat (dem Steine *Yu*) ähnlich sieht. Aus diesem Steine werden allerlei kunstreiche Verzierungen, z. B. Schwert- oder Dolchgriffe, Mundstücke für Schibuks oder Kaliuns (Tabakspfeifen), etc. gearbeitet, die man in Kabul zu sehr billigen Preisen kaufen kann. Sie kommen aus *Yarkand*. Die Bazars sind überdiess auch reichlich mit vielen chemischen Artikeln, Gewürzen und Arzneistoffen, wie sie in Europa gebraucht werden, versehen. Das hier verkaufte Manna, welches als Heilmittel sehr gesucht ist, kommt von *Herat*. Der Taglohn für einen Feldarbeiter ist ungefähr 10 Kreuzer; ein geschickter Zimmermann oder Maurer kann es täglich auf eine halbe Rupie (30 Kr.) bringen. *Rennell* glaubt, dass in Indien die Lebensmittel acht Mal wohlfeiler seien als in England. In Kabul sind sie etwa vier Mal so wohlfeil, mit Ausnahme der Baumfrüchte

Fünf Sir (40 engl. Pfund) Weintrauben kosten eine Rupie.

Der Glaube an *Gin's* (Genien oder Geister) ist, wie in allen mohammedanischen Ländern, so auch in Kabul sehr gemein. Die Gin's können jede Gestalt annehmen, sind beiderlei Geschlechts und jedem religiösen Glauben zugethan, also nach Umständen Hindus, Muselmänner, Sunniten und Schiiten. Wenn in einer Hazara-Familie ein Kind geboren wird, so stellt man in ein Zimmer besondere Speisen und Getränke für die Gins, welche dann das Kind unter ihren Schutz nehmen. Im Frühlinge ergötzen sie sich in Gärten und Fluren; im Winter dagegen verbergen sie sich in den Ruinen alter Gebäude oder in Kellern und Höhlen. Wenn ein gewöhnlicher Mensch einen Gin zu Gesicht bekommt, so wird er wahnsinnig; ist er aber ein *Syud* (oder Nachkomme des Propheten), so macht ihm der Gin einen *Salaam* (eine Verbeugung oder Ehrenbezeigung), nimmt eine bittende Stellung an und erwartet die Befehle des heiligen Mannes. — Eine andere Klasse übernatürlicher Wesen sind die *Aals*; sie sehen aus wie Mädchen von etwa zwanzig Jahren, haben aber lange Zähne und Fingernägel, und ihre Augen sind einwärts gegen die Nase gekrümmt. Die Füsse stehen verkehrt, mit den Fersen vorn und der Zehen hinten. Wahrscheinlich sind sie einerlei mit den *Gauls* der persischen und türkischen Mährchen; denn sie

halten sich wie diese an Begräbnissplätzen auf und leben von den Leichnamen der Menschen und Pferde.

Während meines Aufenthalts in Kabul fanden mehrmals Erdbeben Statt. Gewöhnlich rechnet man zehn bis zwölf des Jahrs. Schah Baber beschreibt ein sehr verheerendes Naturereigniss dieser Art. Die Muselmänner sagen, es entstehe, wenn die Seele eines grossen Mannes ihren Platz verändere und sich anderswohin begebe.

Am 15. August verliess ich *Kabul* und brach nach *Kuhistan* auf, in Begleitung des Hrn. *Masson*, welcher mir die Ebene von *Beghram* zu zeigen versprach, von wo durch seine Veranstaltung neuerlich so viele altbaktrische Münzen in die europäischen Sammlungen gekommen sind. Den Namen *Kuhistan*, welcher »Bergland« bedeutet, führt eigentlich der grosse Strich flachen Landes, welcher gerade nördlich am Fusse des *Hindu-Kusch*, etwa 30 engl. Meilen von Kabul, liegt. *Kuh-Damon* oder »Saum des Gebirges« heisst das offene Thal, welches beim Dorfe *Schikardera*, am nördlichen Ende der *Tukt-i-Schah*-Kette, beginnt und von dort mit abwechselnder Breite bis Kuhistan aufwärts zieht, während es in Westen von den Gebirgen der Turkomanischen Hazaras begränzt wird, welches sich von dem *Pughman*-Gebirge ablöst und sich nördlich an den *Hindu-Kusch* anschliesst.

Schikardera (»der Platz der Jagd«) liegt etwa 15 Meilen von Kabul. Ich begab mich zu Pferde dahin, ausser andern Personen auch von des Nawabs Barbier begleitet, der hier wie anderwärts an asiatischen Höfen, eine wichtige Person ist. Ich wurde von seinem Haushofmeister und seinen Söhnen in seinem Schlosse empfangen und in ein kleines Zimmer im obersten Stockwerk eines Lehmthurmes gebracht. Die schöne Gegend, die gesunde Luft und das treffliche Wasser machen Schikardera zu einem Lieblingsplatz der schwelgerischen Grossen in Kabul, welche hier heimlich Wein oder *Bang* (ein aus der Schale der Hanfpflanze bereitetes Getränk) schlürfen, singen, rauchen, oder sich auf andere Weise im Schatten der Aprikosen-Bäume belustigen. *Timur Schah* hatte hier einen Garten, der jetzt ganz verfallen ist. Die steinernen Mauern um denselben erinnerten mich an Klein-Tübet. In der Nähe sind zahlreiche Weinpflanzungen, ebenfalls mit solchen Mauern umgeben. Alles, was ich von Pflanzenwuchs sah, war das Werk der Menschen. Wo der Anbau aufhört, beginnt die Wüste. Längs dem *Ku-Damon* sind vielleicht an fünfzig Dörfer zerstreut. *Istalif*, mit seinen grossen und schönen Gärten, liegt in einem Gebirgswinkel, einige Meilen links von der Strasse. Mitten durch läuft ein breiter Fluss, der zur Bewässerung der Gärten dient. Sein Wasser ist krystallhell und so kalt, dass man hier nicht, wie

anderwärts, nöthig hat, es mit Eis abzukühlen. Die von Kabul über den Hindu Kusch nach Chulum ziehenden Karawanen gehen durch *Tscharika*, ein weitläuftiges Dorf, nahe am Fusse des Hindu Kusch. Wir schliefen in *Bagh Arak*, einem dem Nawab gehörigen Weingarten, wo die Trauben noch nicht reif waren, und setzten am nächsten Morgen unsere Reise nordwärts fort. Es giebt noch bis auf den heutigen Tag keine bessere Beschreibung von Kabul und seinen Umgebungen als die vom Kaiser *Baber*. Die von ihm erwähnten Orte führen noch jetzt dieselben Namen. Jedem, dem an Kenntniss der asiatischen Verhältnisse gelegen ist, muss dieses Werk empfohlen werden. Von der Strasse nach Kuhistan sahen wir das *Chodschaseh-Yiran*, einen seiner Lieblingsplätze. Es liegt ein wenig aufwärts am Gebirge. Auch das von ihm gebaute Sommerschloss *Bara Deri* (zwölf Thore), so wie die Bäume, die er gepflanzt, sind noch vorhanden. In wenigen Stunden erreichten wir, nach einem sehr malerischen Ritte, das Schloss *Killah Bulund* unsers Wirthes *Belutsch Chan*. Letzterer war ein unabhängiger Tadschik, welcher sich vor Kurzem geweigert hatte, dem *Dost Mohammed* Tribut zu bezahlen, und dem dafür die Hälfte der Mauern seiner Veste durch Kanonen zerstört worden waren.

Die Ebenen der Lombardei, wie sie sich von den Gebirgen aus dem Auge darstellen, sind nicht

reizender als das Kuhistan von Kabul. Zur Linken und in Norden gewahrt man Theile des Hindu Kusch, die bis über die Schneegränze hinausgehen. Wo die Abhänge zu steil sind, als dass der Schnee liegen bleiben könnte, sieht man lichte Sandstein-Felsen, während die hinter den vordern Bergen sich erhebenden Riesengipfel eine Höhe von 17- bis 18000 Fuss erreichen. Abwärts gegen Nordosten erblickt man die kahlen Berge *Pendschir* und *Nidschra*, nach zwei schönen Thälern so benannt, die am Fusse derselben liegen. Nach Südosten erstreckt sich das Kuhistan bis zu den Bergen von *Tagha* und weiterhin bis *Lughman*, wo, nach Baber, *Lamech*, der Vater Noahs (Nuhs), begraben seyn soll. Von *Tscharika* nach *Dschelalabad* ist die Strasse offen. Zwei Dörfer, *Bolergehin* und *Durnaneh*, die sehr romantisch in den Gebirgs-Vertiefungen liegen, sind die vornehmsten Schlupfwinkel der Räuber, welche die Reisenden in der Ebene plündern und auch Verbrechern aus Kabul eine Zuflucht darbieten.

An einem freistehenden, mässig hohen Berge sieht man einen weissen Streifen, der sich vom Gipfel bis zum Fusse herab zieht. Diess ist der von Baber erwähnte *Reg-Ruwan* oder fliessende Sand. Die Eingebornen sagen, dass er wieder bergauf fliesse und sich nie vermindere; auch sei am Fusse des Berges eine Höhle, worin man stets ein Geräusch höre und in welches der Sand falle

und verschwinde. *Sir Alexander Burnes* hat eine Zeichnung von dieser Stelle geliefert.

Ich wollte nach *Kunduz* gehen und den gefürchteten *Mir 'Murad Beg* besuchen; aber die Geschenke für ihn, welche mir von Calcutta aus zugeschickt werden sollten, trafen nicht ein, und so musste ich das Vorhaben aufgeben. Auch *Bamian* konnte ich wegen des unruhigen Zustandes, in dem sich das Land befand, nicht persönlich besuchen. In *Kabul* verschaffte ich mir eine grosse Menge alter Münzen, hauptsächlich baktrische.

VI.

SKIZZEN AUS UNGARN.

(Nach dem Englischen *.)

In *Waitzen* nahm vorzüglich das *Taubstummen-Institut* meine Aufmerksamkeit in Anspruch Es ist eine Anstalt, die jedem Lande und jedem Zeitalter zur Ehre gereichen würde. Die erste Gründung geschah durch die Kaiserinn *Maria Theresia*. Späterhin wurde der Fonds durch ansehnliche Geldbeiträge von Privatpersonen vergrössert. In neuerer Zeit war das Institut etwas herabgekommen, bis es Se. Majestät wailand Kaiser *Franz I.* wieder in seinem vorigen Zustande herstellen liess. Die

*) *Hungary and Transylvania*, etc. etc. II. Volls. London 1839. Der Verfasser machte die Reise im J. 1835.

Anstalt enthält jetzt ungefähr 50 Zöglinge, mit Inbegriff der Israeliten, welche indessen nur an dem Unterrichte Theil nehmen, aber nicht im Hause wohnen. Einige Kinder werden in Allem frei gehalten; für andere zahlen die Eltern jährlich 120 fl. C. Mze. — Die Lehrer waren ungemein artig und zeigten mir die ganze Einrichtung der Anstalt mit der grössten Bereitwilligkeit. Ich sah, wie die jüngern Kinder unterrichtet wurden. Sie lernen schreiben und lesen, die Buchstaben durch gewisse Stellungen und Bewegungen der Finger bezeichnen und auch, obwohl natürlicherweise unvollkommen, aussprechen. Auch werden sie angeleitet, die Worte zu verstehen, zu welchem Ende Gemälde, Zeichnungen oder Vergleichungen zu Hilfe genommen werden Die vollständige Erziehung dauert sechs Jahr. Die Mädchen lernen nähen und andere weibliche Arbeiten, und die Knaben widmen sich irgend einem Handwerke oder sonst einer Beschäftigung, von der sie künftig leben können. Ein kleines Mädchen zeigte mir auf der Landkarte *England* und *London*, und antwortete richtig auf meine Fragen. Diese Kinder sind weniger scheu als andere, wahrscheinlich weil sie freundlich behandelt werden. Sobald sie erfuhren, dass ich ein Engländer sei, umringten sie mich und untersuchten meine Kleidungsstücke aufs genaueste. Der Lehrer sagte mir, ich würde auf eine lange Zeit für die Taubstummen das Ideal eines Bewohners

der Brittischen Inseln seyn. Sie haben zum Theil seltsame Zeichen für manche Begriffe. Wenn sie einen *Ungar* bezeichnen wollen, so berühren sie die Oberlippe, weil er einen Schnauzbart trägt. *Teutsch* wird durch Berührung der Kniee angedeutet, weil die teutschen Soldaten kurze Beinkleider tragen; *Englisch* oder *Engländer* durch die Nachahmung einer Scheere am Hintertheile des Kopfes, weil sie kurz abgeschnittene Haare tragen u. dgl. m.

Die Strasse von Waitzen nach *Schemnitz* bot wenig Merkwürdiges dar. Die Ruinen der alten Burgen *Neograd* und *Honth* führe ich nur deshalb an, weil zwei Comitate nach ihnen benannt werden. Es war August, und an mehren Stellen sah ich die Bauern mit der Einsammlung der Tabaksblätter beschäftigt. Diese Aernte dauert länger als einen Monat, da die Blätter nur von Zeit zu Zeit gepflückt werden, wie sie reifen, und die obern noch grün sind, während man schon die untern abnimmt. Die erste Aernte war bereits vorbei, und die Blätter hingen, zum Trocknen an Fäden aufgereiht, in langen Festons unter den Dachrändern der Häuser. Sie machten in Verbindung mit den hellgelben Guirlanden von Maiskolben und im Contrast mit den schwarzen hölzernen Bauernhäusern, einen äusserst angenehmen Eindruck auf das Auge. Der beste Tabak wächst übrigens nicht hier, sondern in der *Heveser* Gespannschaft. Als ein alter Raucher muss ich erklären,

dass nichts über eine Pfeife guten ungarischen Tabaks geht, ausgenommen vielleicht der beste türkische. Nach *Csaplovics* ist der beste ungarische Rauchtabak der *Debröer*, im Heveser Comitat. Von diesem werden etwa 15000 Ctr. jährlich gewonnen. Debreczin und die benachbarten Comitate geben 50- bis 80000 Ctr. und das Honther Comitat 8- bis 12000. Unter den Schnupftabak-Sorten ist der aus den Gespanschaften Szegedin und Csongrád, im Handel unter dem Namen *Fünfkirchner* bekannt, am meisten geschätzt und mag jährlich an 50- bis 80000 Ctr. betragen. Ausser diesen liefern andere Comitate noch 12- bis 16000 Ctr..... In runder Zahl kann das gesammte Erzeugniss 250000 Ctr. ausmachen, von welchen 150000 in den österreichischen Fabriken für Rechnung der Regierung verarbeitet, 60000 in Ungarn selbst consumirt und 40000 ausgeführt werden.

Wir kamen in ein ärmlich aussehendes kleines Dorf, *Terény*, wo jedoch unser Vorspannsbauer versicherte, dass wir bei einem Ungarn ein gutes Wirthshaus finden würden. Ich hatte so oft gehört, dass in Ungarn nur diejenigen Gasthöfe gut wären, welche von teutschen Wirthen gehalten würden. Auch schien es mir, dass der unabhängige Sinn des Ungarn sich nicht wohl mit der Gefälligkeit und Schmiegsamkeit vertragen könne welche für nothwendige Eigenschaften eines guten Gastwirthes gehalten werden. Da es indessen schon

dunkel war, so beschloss ich der Empfehlung des Vorspannsbauers Vertrauen zu schenken. Und ich hatte es auch wirklich nicht zu bereuen. Der Wirth war ein wohlbeleibter Mann voll guten Willens und ziemlich höflich. Das Haus war reinlicher als die meisten Dorf-Wirthshäuser, die ich bis jetzt gesehen hatte. Unser Abendessen war ebenfalls gut und reichlich, obschon nicht eben sehr elegant hergerichtet. Auch hatten wir am andern Morgen nicht Ursache, uns über die Rechnung zu beklagen.

Wir brachen zeitig früh auf und folgten einem kleinen Bache, welcher, bei Schemnitz entspringend, in den *Ipoly* fällt und auf seinem Laufe ein kleines anmuthiges Thal bewässert, welches sich abwechselnd zu schönen Wiesenflächen erweitert und dann wieder verengert, so dass nur Raum für den Bach und die Strasse bleibt. In *Nemeti*, der ersten Station, erfuhren wir mit Schrecken, dass alle Pferde des Dorfes zwei Stunden weit entfernt auf der Feldarbeit wären und dass wir warten müssten, bis sie zurückkämen. Was war zu thun? Kein Wirthshaus gab es hier, und das Dorf bestand nur aus elenden Hütten. Die einzige Unterhaltung, die wir während vierstündigen Wartens haben konnten, verschafften uns die hier einquartierten Husaren, wenn sie auf das vorschriftmässige Klopfen am s. g. Hackbrett aus den Häusern kommen mussten, um zu zeigen, dass sie nicht ab-

wesend seien. Mein Begleiter entwarf eine Zeichnung und ich beschwichtigte meine Ungeduld, indem ich mein Tagebuch vervollständigte.

Schon eine Strecke vor *Schemnitz* wird man gewahr, dass man sich einer Bergstadt nähert. Strassen mit Schlacken bedeckt, geschäftige Bergleute, Waschhäuser, Schmelzhütten, Haufen gestampften Erzes und das Geräusch der Stampfmühlen — alles diess verkündigte uns, wo wir wären. Wir betraten die Stadt durch ein altes, gemauertes Thor, welches zu einer langen, schmalen, bergauf gehenden Strasse führte, die allem Anscheine nach ursprünglich das Bett eines Bergstromes gewesen und zu beiden Seiten durch die Bergabhänge so beschränkt war, dass kaum Platz für die Häuser rechts und links hatten gewonnen werden können. Am Ende dieser Strasse bilden die Gebirge ein prachtvolles Amphitheater, dessen Proscenium (um bei dem Gleichniss zu bleiben) von den Kirchen und andern grossen Gebäuden eingenommen wird, während die Bergseiten mit den weissgetünchten Hütten der Bergleute bedeckt sind, welche malerisch über die sie umgebenden grünen Bäume emporragen und diesem Theile der Stadt ein äusserst hübsches Ansehen verleihen. Das Innere des Gebirges ist von Adern edeln Metalles durchzogen und der Bergbau darin so weit ausgebreitet, dass man fast überall unterirdisch die Stadt durchwandern könnte. Das Pflaster der

erwähnten langen Strasse war so schlecht und das Aufsteigen so steil, dass uns eben so sehr um die armen Pferde als um unsere Gliedmassen leid war, und wir es vorzogen, zu Fusse zu gehen. Ich weiss in der That nicht, wie ich einem Engländer einen Begriff von diesem schlechten Strassenpflaster beibringen soll. Einem Ungar würde ich sagen, es sei noch viel schlechter als das in Presburg, welches für das schlechteste in der ganzen Welt gehalten wird. Als die Ursache davon giebt man an, dass im Winter, welcher sieben Monate dauert, die Strasse oft mit einer einzigen Eisdecke überzogen ist, und dass dann die Löcher und Höcker, in und über welche wir fielen, die einzigen Schutzmittel gegen das Ausgleiten der Menschen und Thiere seien. Ich sprach zu Gunsten einer macadamisirten Strasse; aber man sagte, diese würde den Regenströmen nicht widerstehen, welche die Strasse oft in wenig Minuten einige Fuss hoch bedecken und mit solcher Gewalt von den Bergen herabkommen, dass Alles, wass ihnen in den Weg tritt, mit fortgeschwemmt wird . . . .

Nachdem wir uns in dem besten Gasthofe von Schemnitz, dem *Hohen Hause*, Zimmer genommen und uns umgekleidet hatten, fanden wir, es sei noch Zeit bis zum Abend einen Spaziergang zu machen. Wir liessen uns zunächst auf den Thurm der Hauptkirche führen, wo wir von der Wohnung des Thürmers einen schönen Ueberblick der

Stadt genossen. Nach der dürren braunen Ebene von Pest bis hieher, machte es einen angenehmen Eindruck, die an den Bergabhängen wie Schwalbennester hingebauten Häuser zu sehen, jedes mit einem hübschen Garten umgeben und halb unter Obstbäumen versteckt, hie und da einen malerischen Kirchthurm, die Ruinen einer alten Burg oder das hohe Dach einer Schmelzhütte zu erblicken. Ueber die Stadt hinaus öffnete sich eine prachtvolle unermessliche Aussicht auf wilde Gebirge und anmuthige Thäler, während in der Nähe ein Calvarien-Berg seinen steilen Gipfel erhob und die frommen Gläubigen zur Andacht einlud....

Schemnitz kann als die vornehmste Bergstadt Ungarns betrachtet werden. Die Gruben sind nach ihrer Lage in vier Bezirke eingetheilt, den *Schemnitzer*, *Schmölnitzer*, *Nagy Bányaer* und *Banater*, worunter der erste bei weitem der ansehnlichste ist. Jeder Bezirk hat seine eigne Verwaltung und seine besondern Schmelzhäuser; alle aber liefern ihr Erzeugniss nach *Kremnitz*, im Schemnitzer Bezirke, wo das Gold vom Silber geschieden und das rohe Metall vermünzt wird. Im Jahre 1760 wurde zu Schemnitz eine *Berg-Akademie*, nach dem Muster der zu Freiberg im Königreich Sachsen, errichtet; sie hat bereits einen ausgebreiteten Ruf erlangt. Gegenwärtig enthält sie ungefähr 200 Studenten, unter welchen mehre ein jährliches Stipendium von 2- bis 300 Gulden beziehen.

Uebrigens ist der Unterricht unentgeldlich und selbst Schreibmaterialien, Zeichenpapier etc. werden von der Regierung geliefert. Es sind fünf Professoren angestellt, welche Chemie, Hüttenkunde oder Metallurgie, Mineralogie, Bergbaukunst, Mathematik und Zeichnen lehren. Der Lehrkurs ist drei Jahr, wozu noch zwei Jahre praktische Arbeiten in den Gruben kommen. Am Schluss des Ganzen muss sich jeder Student einer strengen Hauptprüfung unterwerfen. Die Vorlesungen werden in teutscher Sprache gehalten; auch sind die meisten Studenten Teutsche oder Slowaken. Die Akademie hat eine ansehnliche Bibliothek, zu welcher jeder Studierende freien Zutritt hat. Sie enthält die wichtigsten den Bergbau und dessen Hilfswissenschaften betreffenden Werke und auch eine Menge teutscher und französischer Zeitschriften werden angeschafft. Minder vorzüglich ist die Mineralien-Sammlung der Akademie. Die Studenten tragen eine hübsche Uniform, grün mit rothen Aufschlägen, zu welcher auch ein Bergleder und in vollem Staate goldne Epauletten und ein Säbel gehören.

Es war uns vorzüglich daran gelegen, die berühmten Silber-Bergwerke zu sehen. Ein s. g. *Praktikant* (ein schon bei den Arbeiten angestellter Student, welcher die Vorlesungen bereits absolvirt hat) begleitete uns, um uns auf die wichtigsten Gegenstände aufmerksam zu machen. Mit

dem gebräuchlichen Bergmanns-Gruss »Glück auf!» betraten wir den *Spitalgang*, einen neun Fuss breiten Stollen, wo wir einige neu begonnene Arbeiten sahen. Es wird hier eine grössere Menge Erz gewonnen als in irgend einer andern Schemnitzer Grube. Die Art, wie gearbeitet wird, fand ich wenig von der in England gebräuchlichen verschieden. Das Erz enthält vornehmlich Gold, Silber und Blei, zuweilen auch mit Eisen, Kupfer, Zink und Arsenik vermischt. Um das Erz an die Oberfläche (»zu Tage«) zu schaffen, ist ein sinnreiches Wasserrad angebracht, wie ich glaube, das erste dieser Art. Es hat eine doppelte Reihe von fassähnlichen Eimern, deren eine sich vorwärts, die andere rückwärts bewegt, und der hölzerne Wasserkanal ist so eingerichtet, dass er leicht von einer Reihe zur andern gerichtet werden kann. Sobald daher die gefüllten Eimer an dem einen Ende des Stollens ankommen und hier entleert werden, lenkt sich die Bewegung des Rades nach der andern Seite; die leeren Eimer kommen zurück und andere gefüllte steigen wieder empor. Eine merkwürdige Stelle wurde uns gezeigt, wo der Grünstein von einem Schiefergange mit schwachen Spuren von Steinkohlen durchsetzt wird. Von diesem Punkte führt eine Eisenbahn bis zur Tagesöffnung, auf welcher die Wagen von Pferden gezogen werden.

Als wir auf dieser Eisenbahn hinaus gekommen waren, befanden wir uns gerade vor dem Thore am tiefsten Theile der Stadt. Wir stiegen dann wieder den Berg hinauf und begaben uns, ungefähr in der Mitte der Stadt, in den *Theresien-Stollen*, wo jetzt wenig gearbeitet wird, welcher aber, so wie ein anderer weiter oben, mit den untern auf verschiedene Weise in Verbindung steht. Die älteste dieser Gruben ist die *Rosalia*, welche schon vor der Römerzeit in Betrieb gestanden haben soll. Es sind theilweise noch viele alte Werke vorhanden; man erkennt sie leicht daran, dass sie mit Meissel und Hammer bearbeitet worden, anstatt mit Pulver gesprengt worden zu seyn. Die ungeheure Mühe, die dieses gekostet haben muss, übersteigt alle Vorstellung, zumal da die meisten Gänge zehn Fuss hoch, am Boden zum Theil sehr breit sind und nur nach der Decke schmäler zulaufen. Ich habe in mehren andern Bergwerken sowohl in Ungarn als Siebenbürgen, dieselben Spuren uralter Arbeiten gesehen, welche sämmtlich den Römern zugeschrieben werden müssen. Auch stellen die römischen Lampen, Münzen, Werkzeuge und andere Gegenstände, die man häufig noch in solchen Gruben findet, die Sache ausser allen Zweifel. Wir kamen weiterhin zu einer gewaltigen Höhlung, deren Ausdehnung nach oben das Auge bei dem schwachen Lichte der Grubenlampe nicht verfolgen konnte. Auch diese

wird für ein Werk der Römer gehalten, das aber durch Feuer hervorgebracht worden ist .... Es scheint, dass es den damaligen Bergleuten nur um das gediegene Silber zu thun gewesen sei, da die Höhle weit hinauf mit Abfällen des Gesteines angefüllt ist, welche noch eine grosse Menge guten Erzes enthalten sollen.

Die Verwaltung der gesammten ungarischen Bergwerke, welche Eigenthum der Regierun sind, steht unter dem *Oberst-Kammergrafen*, welcher unmittelbar von der *k. k. Hofkammer* in Wien abhängig ist. Jeder Bezirk hat sein eignes *Bergamt*, das aus den vornehmsten Bergbeamten des Bezirks besteht.

Wir konnten Schemnitz nicht verlassen, ohne das *Schloss* besucht zu haben. Dieses ist ein viereckiges Gebäude von mässiger Grösse, von einem hohen Walle mit vier Bollwerken umgeben, nebst einem Thurme neuerer Bauart, welchen die Stadt als Wohnung eines Thurmwächters erbaut hat, der alle Viertelstunden Tag und Nacht durch einen Ruf anzeigen muss, dass er auf seinem Posten ist. Der mittlere Theil des Schlosses war ursprünglich eine Kirche und trägt noch Spuren davon an sich. Am Chor sieht man die Jahrzahl 1491; die Bauart war die s. g. gothische, wie in England bei den Gebäuden, die sich aus dem vierzehnten Jahrhunderte herschreiben. Eine Wendeltreppe ist von grosser Schönheit. Der Castellan

erzählte uns blutige Geschichten von Türken und Templern, wie die Christen gekämpft und die Heiden in die Flucht geschlagen hätten. In einem der untern Räume zeigte er uns eine Handmühle, wo während der Belagerungen die Ritter der Besatzung das Getraide mit eigner Hand gemahlen hatten; ferner ein Feldstück von sieben Röhren, eine Menge Handgranaten, kleine Pfeile für die stählernen Armbrüste, Lanzen, Schwerter und mehre andere alte Waffen und Rüstungsbestandtheile . . .

Es war sieben Uhr Morgens, als wir Schemnitz verliessen, und, obschon in der Mitte des Augusts, empfindlich kalt. Der Reisende in Ungarn muss stets seinen Pelzmantel bei sich haben, sowohl im Sommer als im Winter, denn selbst zur Zeit der grössten Hitze sind die Abende und Morgen oft sehr kalt. Es war Sonntag und die Leute, meistens Teutsche, strömten in die Kirchen. Die Weiber trugen »Pelzröckel« oder kurze weisse Schafpelze, vorn mit silbernen Ketten und Haken befestigt und mit grossen silbernen Knöpfen verziert, während unter dem dunkelfarbigen Rocke Stiefel mit hohen Absätzen, wie sie unsere Grossmütter an den Schuhen hatten, hervorguckten. Ueberhaupt gehört in ganz Ungarn zum Sonntagsstaate der Weiber ein Paar Stiefel, die bis an die Kniee hinauf reichen, entweder von rothem, gelbem oder schwarzem Leder, je nachdem der Geschmack ist. Wer den Zustand der Dorfwege und Strassen

im Winter kennen gelernt hat, wo man bis an die Knie im Koth waten muss, wird keinen Augenblick an der Nützlichkeit und Anständigkeit dieser Mode zweifeln. Die Männer trugen ungarische Kleidung, welche die Teutschen überall angenommen haben, reich mit Schnüren besetzt und mit silbernen Knöpfen und Spangen verziert. Die Bergleute klagen über den Verlust der »guten alten Zeiten«, wo jeder Handwerksmann seine Stiefelabsätze mit silbernen Nägeln beschlagen lassen konnte. Man sieht indessen, dass der Sparsame und Fleissige noch immer genug, wenn auch nicht mehr so viel als ehemals, auf seinen Sonntagsputz verwenden kann.

Das erste Dorf, durch das wir auf unserm Wege nach *Neusohl* kamen, war *Bela Bánya*, gewissermassen noch ein Zubehör von Schemnitz, da es Bergwerke und Pochmühlen enthält. Später kamen wir an mehren Wagen mit Bauersleuten vorbei, die allem Anscheine nach aus einer entfernten Kirche zurückkehrten. Auf der einen sass ein städtischer Mann, welcher Gebete las, während die Andern andächtig zuhörten, mit entblössten Häuptern, obschon es sehr kalt war und das (Fahrenheitsche) Thermometer auf 50° (8° R.) stand. Weiterhin überschritten wir die *Gran* auf einer jener langen hölzernen Brücken, die in Ungarn so häufig sind, und folgten dem Laufe des Flusses bis *Bucsa*, wo wir frische Pferde bekamen. End-

lich erreichten wir nach zwei Stunden *Neusohl* und mussten uns im Gasthofe mit einem einzigen ärmlichen Zimmer begnügen, welches überdiess des Wirthes eigenes Wohngemach war, da alle übrigen mit Reisenden angefüllt waren. Es war so unreinlich, dass wir die ganze Nacht nicht schlafen konnten und am Morgen in einem fieberhaften Zustande das elende Lager verliessen.

Neusohl ist eine ziemlich gut gebaute Landstadt mit breiten Strassen und fast in italiänischem Styl gebauten Häusern, indem das Dach durch eine Vordermauer mit blinden Fenstern gegen die Strassenseite so verdeckt ist, dass es aussieht, als ob die Häuser flache Dächer hätten. Auch sind alle Gebäude mit schönen grossen Glasfenstern versehen, welche übrigens in ganz Ungarn, etwa die ganz geringen Bauerhütten ausgenommen, sehr häufig angetroffen werden.

Wir unterhielten uns am frühen Morgen mit der Betrachtung des Marktverkehrs vor unsern Fenstern. Schon den Abend vorher hatten wir einige Hundert kleiner und leichter vierspänniger Bauerwagen gesehen, mit welchen der grosse Marktplatz angefüllt war und welche ihren Besitzern zugleich als Schlafstätten für die Nacht dienten. Obschon es nur ein gewöhnlicher Wochenmarkt war, so hatte sich doch eine sehr grosse Menge Volks eingefunden. In der Nachbarschaft der Bergstädte ist mehr Geld in Umlauf als anderswo und die

Märkte sind stärker besucht. Die verschiedenen Waaren hatten ihre besondern Stände. Gerade unter unsern Fenstern waren die Hutmacher, die ihre liebe Noth mit den slowakischen Käufern hatten. Bei diesem Hute war der Kopf zu flach, bei jenem der Rand zu schmal — nicht breiter als 18 Zoll! »Wer wird einen so abscheulichen Hut kaufen?« sagte der Eine, indem er ihn lustig auf eine Seite seines fettglänzenden Haarbusches stülpte; oder »Was für ein dünner Filz ist das!« rief ein Anderer aus und schlug so derb darauf, als ob er die Stärke von Mambrinos Helme versuchen wollte. Und nun das Handeln und Feilschen, obschon der Preis eines guten Hutes, gross genug, um in jedem andern Lande zwei oder drei daraus zu machen, nur eine halbe Krone war! Die Schuster hatten einen stattlichen Vorrath von Stiefeln und Schuhen aufgestellt, fast so spitzig, wie türkische Pantoffeln und auch diesen, wenn sie von gelbem Leder waren, sehr ähnlich. Die besten s. g. Zischmen kosteten etwa sieben Schillinge (3½ fl.) das Paar. Sehr zahlreich waren auch die Lederhändler. Ein grosser Theil ihrer Waare bestand in grossen Gürteln, wie sie die Bauern tragen, fast einen Fuss breit und so dick und fest, dass vielleicht eine Pistolenkugel davon abprallen würde. Dem Slowaken ist ein solcher Gürtel unentbehrlich. Er gebraucht ihn als Tasche, um Messer und Gabel und Tabaksbeutel hineinzu-

stecken, Stahl und Feuerstein daran zu hängen, und auch die kurze hölzerne Pfeife, wenn sie weder im Stiefel noch im Nacken zwischen dem Hemd ein Plätzchen finden kann, muss im Gürtel untergebracht werden. Da die Slowaken wie die Ungarn kurze Hemden tragen, so dient der Gürtel auch zur Ausfüllung des Raumes zwischen dem Hemd und den Hosen, was jedoch nur unvollkommen bewerkstelligt wird. Grosse lederne Schnappsäcke sind ebenfalls ein wichtiger Artikel. Der Bauer bedient sich ihrer auf der Reise, um sein Brod, Käse, Schinken oder geräuchertes Fleisch hineinzustecken. Alle diese und mehre andere Gegenstände, die ich in den Gärberbuden fand, waren sehr hübsch gemacht, mit Ausnahme der Schnallen, die nichts weniger als dauerhaft waren. Einige hübsche Pelzröcke, auswendig mit Blumen von rothem Leder ausgenäht, wurden das Stück mit 10 Schilling (5 fl.) ausgeboten. Auch allerlei Getraide war zum Verkauf gebracht, so wie Buchwaizen, Erbsen, weisse Bohnen, gedörrte Pflaumen, Mohn und eine Gattung kleiner runder mehliger Samenkörner, *Prein* oder *Gelbe Kascha* genannt. Dagegen fand ich den Obstmarkt schlecht versehen.

Die Kleidung der Bauern gefiel mir sehr. Der Morgen war kalt, und viele hatten ihre »Pelzröckel« nach wahrhaft spanischer Weise und sehr malerisch über die linke Schulter geworfen. Dieses Kleidungsstück ist ein kurzer Mantel mit Schleifen,

gemeiniglich von dunkler Farbe, und mit Pelz verbrämt. Es reicht bis zur Hälfte des Schenkels hinab und ist vorn mit einer silbernen Schliesse befestigt. Die Beine stecken in dicken weissen Pantalons und den Fuss schützt eine grobgearbeitete, mit Bändern befestigte Sandale, während der ganze übrige Körper von dem ungewöhnlich breiten Rande des Hutes beschattet wird. Weniger hübsch ist die Kleidung der Frauenspersonen. Die ärmern gehen häufig barfuss und haben nur ein kleines Röckchen um die Lenden; die wohlhabendern tragen Kniestiefeln und Schafpelze. Die slowakischen Weiber werden nicht eben sanft von ihren Männern behandelt. Ich habe sie häufig schwere Lasten tragen sehen, während die Männer ruhig ihr Pfeifchen schmauchend nebenher gingen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist ein Tuch, welches hinten weit über den Rücken hinabgeht, vorn aber unter dem Kinn zugebunden wird. Die unverheuratheten Mädchen haben das Haar in lange Zöpfe geflochten, die auf dem Rücken hinabhangen: die Frauen binden es oben auf dem Wirbel zusammen und tragen ein Band um die Stirn.

. . . . . Wir betraten die schwarzgeräucherten Vorstädte von *Kremnitz* auf einem Strassenpflaster, das beinahe so schlecht war als das in Schemnitz. Man sollte fast glauben, die Einwohner dieser Bergstädte hätten alle ihre Gedanken so sehr auf das Innere der Erde gerichtet, dass sie gänzlich

für die Bequemlichkeit derjenigen zu sorgen vergessen haben, welche auf der Oberfläche herumwandeln. Wir kehrten im Gasthofe zur Krone ein. Unsere Empfehlungsbriefe verschaffben uns Zutritt zu Allem, was Kremnitz Merkwürdiges darbietet. Das altungarische Sprüchwort: »Kremnitz hat goldne, Schemnitz silberne und Neusohl kupferne Mauern« liess uns grössere Reichthümer erwarten als die Gruben jetzt aufzuweisen haben. Obschon noch auf Gold und Silber gebaut wird, so sind die reichsten Adern doch zum Theil schon erschöpft, und von den ältern Werken steht Vieles unter Wasser .... Die Gangmasse ist durchaus Quarz, die Felsart Grünstein. Die Gruben liefern jährlich etwa 15000 Mark Silber und 250 Mark Gold. Die Wäschereien, welche wir besuchten, gehören Privat-Gesellschaften .... Kremnitz hat einen reichlichen Vorrath an Wasser und verdankt dieses einem ehemaligen Erzbischof von Gran. Der Primas von Ungarn führte ehemals den Titel eines königlichen Münzwardeins und stand daher einigermassen in Verbindung mit den Bergwerken. Der patriotische Kirchenfürst baute auf eigene Kosten eine Wasserleitung aus der Gespanschaft Thurocz bis Kremnitz, von beinahe 50 engl. Meilen Länge, mittelst welcher jetzt die Stadt mit Wasser von der andern Seite der Gebirge versorgt wird.

..... In Kremnitz muss alles Gold und Silber vermünzt werden, welches in Ungarn gewon-

nen wird, es mag Privatgewerken oder der Regierung gehören. Die Ungarn haben sich von jeher dagegen gesträubt, ihre edlen Metalle ausser Landes gehen zu sehen, und es sind daher zu verschiedenen Zeiten Gesetze dagegen erlassen worden, unter andern auch jenes, welches Kremnitz zum alleinigen Sitze der Vermünzung bestimmt. Der jährliche Betrag des zu Kremnitz geprägten Geldes ist ungefähr 250000 Pfund Sterling (2½ Mill. fl. C. M.) . . . . Das Verfahren ist ungefähr dasselbe wie in den Münzstätten anderer Länder. Die Prägmaschinen sind in Wien nach einem preussischen Modell neu verfertigt worden.

In geringer Entfernung jenseits der Stadt machte man uns auf eine merkwürdige Naturbegebenheit, einen Bergsturz, aufmerksam. Der Kamm eines Bergrückens, etwa 1800 Fuss lang und 600 Fuss breit, ist eingesunken und dadurch eine Art Kessel von beträchtlicher Tiefe entstanden. Wir konnten nicht erfahren, zu welcher Zeit diess geschehen war, aber in gewisser Hinsicht liess sich die Ursache errathen. Die senkrechte Wand des Felsens ist mit den offenen Mündungen alter Schachte und Stollen bedeckt, welche jetzt ganz unzugänglich sind, aber schon vorhanden gewesen seyn müssen, ehe das Ereigniss Statt fand. Man hat gemuthmasst, dass das Innere des Gebirges durch das in alter Zeit gebräuchliche s. g. Feuersetzen beim Bergbau dergestalt ausgehöhlt

worden, dass bei einer etwanigen *leichten Erderschütterung* die obere Decke leicht habe einstürzen können. Ich halte es aber für wahrscheinlicher, dass ein *sehr heftiges Erdbeben* die Ursache gewesen seyn müsse, welches zuerst die Felsen in die Höhe geworfen und sie dann wieder in die dadurch entstandene Vertiefung geschleudert hat. Am Abhange des Berges bis nahe an die Stadt herab sind einige Hundert Blöcke von weissem Quarz, aus welchem auch die ganze Oberfläche des entblössten Felsen besteht, zerstreut, welche mehr den Trümmern eines sicilianischen Tempels als gewöhnlichen Felsmassen gleich sehen, eine Erscheinung, die sich nur auf die obige Weise erklären lässt. An demselben Abhange sieht man auch Spuren ehemaliger Gebäude, die ganz natürlich schon vorhanden gewesen seyn müssen, ehe die Felsmassen in diese unordentliche Lage gekommen sind. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es Bergwerks-Gebäude waren und dass sie gleichzeitig mit den Gruben zerstört wurden. Unabhängig von der Wahrnehmung, dass die blossgestellte Oberfläche keine Spuren irgend einer grossen Aushöhlung zeigt, waren die Römer zu geschickte Bergleute, als dass sie sich einem solchen unglücklichen Zufalle hätten aussetzen sollen. Diese Meinung wird noch durch die Bemerkung unsers Führers bestätigt, dass auf der andern Seite des Gebirges, wo es keine Bergwerke gibt, ein

ähnlicher Einsturz Statt gefunden habe, und dass die dadurch gebildete Vertiefung jetzt das Becken eines Sees sei.

Von Kremnitz führte uns der Plan unserer Reise an den Fuss des *Kriwan*, eines der grossartigsten Berge, die ich jemals gesehen habe. Es ist nicht sowohl die absolute Höhe eines Berges, welche den meisten Eindruck auf den Beobachter macht, als seine Lage, Gestalt und Erhebung über die ihn zunächst umgebenden Gegenstände. Der Kriwan hat zwar nur eine Meereshöhe von etwa 7800 Fuss, aber er steigt so unmittelbar aus der Ebene empor und beherrscht dadurch, so wie durch seine kegelförmige Gestalt und seinen schönen Felsgipfel, die ganze Nachbarschaft so mächtig, dass er einen weit grossartigern Eindruck auf mich machte als irgend ein anderer Berg, der mir jemals zu Gesicht gekommen. Wir brachten die Nacht in *Wichodna*, einem kleinen Dorfe am Fusse des Kriwan, zu, in der Hoffnung, den Berg selbst am nächsten Morgen besteigen, oder, was noch besser seyn würde, an einer Gemsenjagd Theil nehmen zu können, welche im Laufe dieser Woche im Gebirge Statt finden sollte. In beider Hinsicht sahen wir uns getäuscht. Die Jagd war auf unbestimmte Zeit ausgesetzt, und die Wolken, die wir gestern als zierlichen Schmuck des Berges so bewundert hatten, umhüllten ihn jetzt so gänzlich,

dass wir nicht einmal die Umrisse seiner Form wahrnehmen konnten.

Obschon kaum die Mitte des Augustmonats vorüber war, so empfanden wir doch in Folge des vom Tatra-Gebirge herab wehenden Windes eine erstarrende Kälte und waren auf dem Wege nach *Lomnitz* nicht im Stande, uns zu erwärmen. Der höchste Gipfel des Tatra-Gebirges, die *Lomnitzer Spitze*, wie sie die Teutschen nennen, lag jetzt gerade vor uns, und wir beschlossen, einigermassen in das Innere des Gebirges einzudringen und uns mit seinen, fast ganz unbekannten Schönheiten wenigstens oberflächlich bekannt zu machen. Etwa 10 engl. Meilen von Lomnitz liegt dicht am Fusse des Berges ein kleiner Badeort, *Schmöcks* genannt. Hier beschlossen wir, unsern Wohnsitz aufzuschlagen und nach Gefallen Ausflüge in die Umgebungen zu machen. Der Weg war einer der schlechtesten, die mir je vorgekommen, und die grösste Vorsicht war nöthig, dass wir nicht umwarfen.

Dicht am Fusse des Berges liegt *Schmöcks* in einem dunkeln Nadelwalde, von dem es gleichsam einen Theil auszumachen scheint; denn es ist aus Fichtenstämmen gebaut und die Dächer sind mit Schindeln von demselben Holze gedeckt. Der Ort nimmt sich gar nicht übel aus und könnte mit seiner Umgebung an eine Niederlassung in Nord-Amerika erinnern. Seine Ansprüche auf den

Namen eines Badeplatzes beruhen auf zwei oder drei kalten Quellen, welche kohlensaures Gas, Magnesia und etwas Eisen enthalten und unter andern trefflichen Eigenschaften auch die besitzen, wunderbar starke Esslust zu machen (*of giving a 'glorious appetite*). Die hölzernen Hütten haben zwar ein rohes Ansehen, sind aber in ziemlich gutem und wohnlichem Zustande. Auch ist ein guter Restaurateur vorhanden, und es lebt sich überhaupt hier einige Tage recht angenehm. Es scheint sogar, als ob der Ort mehr von Gesunden als von Kranken besucht würde; denn als Ausgangspunkt für den Besuch der Lomnitzer Spitze und der Thäler in den Karpathen ist er unstreitig am besten gelegen. Wir fanden eine zahlreiche Gesellschaft hier beisammen, und wurden bei einigen Gliedern derselben sogleich eingeführt. Unter diesen befand sich Graf C., welcher uns, da er hörte, dass wir an seinem Wohnsitze vorbeikommen würden, gastfreundlich aufforderte, einige Zeit bei ihm zu verweilen. Bei der gemeinschaftlichen Abendtafel fanden sich einige hungerige Reisende ein, welche eben von einem zweitägigen Ausfluge zurückkehrten, auf dem sie die Spitze bestiegen hatten und von der andern Seite zurückgekommen waren. Sie gaben keinen sehr günstigen Bericht von ihrer Wanderung, denn nachdem sie mit unsäglicher Mühe und Gefahr auf den Gipfel gekommen, hatten sie es wegen der äusserst stren-

gen Kälte nur einige Minuten daselbst aushalten können. Auch versicherten die meisten Anwesenden, dass selten Jemand Ausdauer genug besitze, das Unternehmen zu vollenden. Indessen braucht man dazu nur einen festen Willen und ein Paar gesunde und starke Beine. Wirkliche Gefahr ist nicht vorhanden, ausgenommen wenn starker Nebel eintritt, der freilich hier etwas sehr Gewöhnliches ist. — Ehe die Mahlzeit beendigt war, kehrte noch eine zweite Gesellschaft von einer Gemsenjagd zurück. Ein schöner zweijähriger Bock war Alles, was sie erlegt hatten, aber schon diess wurde bei der Jagd eines so scheuen Wildes für eine gute Ausbeute erklärt.

Am nächsten Morgen brachen wir, mit einem Führer versehen und von einem jungen Künstler begleitet, nach dem *Kleinern Kahlbacher Thale* und den *Fünf Seen* auf, zwei Parthien, die uns allgemein als die sehenswerthesten angerühmt worden waren. Die erste halbe Stunde ging es sanft bergan bis zur Spitze eines Hügels, von dem wir das *Grosse Kahlbacher Thal* übersehen konnten. Wir stiegen auf einem holprigen Fusssteige schnell zu einer kleinen Brücke über den *Kahlbach* hinab, der hier einen schönen Wasserfall bildet, folgten dann dem Laufe des Thales zwischen der *Lomnitzer Spitze* einer-, und der *Königsnase* andererseits, und gelangten an den Eingang des kleinern Thales. Eine seltsame wilde Landschaft entfal-

tete sich hier vor unsern Blicken. Von Stürmen umgeworfene Fichten, ungeheure gestaltlose kahle Felsmassen und der wüthend einher brausende Waldstrom schienen die einzigen Bewohner dieser schauerlichen Einöde zu seyn. Etwas weiter hin war die beträchtliche Höhe, die wir erreicht hatten, an der allmählichen Abnahme des Pflanzenwuchses zu erkennen. Noch weiter aufwärts erhob sich kein Gewächs mehr als drei oder vier Fuss über den Boden, während der einzige Baum eine Fichte ist, der schottischen Blättertanne ähnlich, die sich aber, anstatt in die Luft emporzusteigen, mit ihren Aesten strauchartig längs dem Erdboden ausbreitet. Die Bauern nennen sie Krummholz. Uebrigens giebt es für den Botaniker eine reiche Ausbeute kleinerer merkwürdiger Pflanzen.

Dieser Theil des Kahlenbacher Thales ist die Stelle, wo die Reisenden zu übernachten pflegen, ehe sie die *Spitze* besteigen. Die Natur hat hier selbst für Unterkunft gesorgt; ein Haufen grosser Granitblöcke hat sich zufällig so über einander gethürmt, dass eine Höhlung entstanden ist, worin wenigstens ein halbes Dutzend Personen Platz finden können. Gerade über diesem Punkte erhob sich die Lomnitzer Spitze in ganz reiner Luft und schien kaum eine Stunde weit von uns entfernt zu seyn, obschon man wenigstens sechs bis acht Stunden braucht, um diesen Weg zurückzulegen.

Der von unserm Führer bezeichnete Pfad stieg fast senkrecht empor und folgte dem Laufe eines Baches durch eine mit losen Steinen angefüllte Schlucht. Jetzt begann der schlimmste Theil des Weges, ehe wir die *Fünf Seen* erreichten. Gerade vor uns lag ein steilrecht aufsteigender Weg mit Granit-Bruchstücken jeder Grösse bedeckt und so locker, dass sie bei der leisesten Berührung fortrollten. Obschon die Höhe nicht beträchtlich war, so brauchten wir doch eine gute Stunde und es kostete uns wunde Hände und geschundene Schienbeine, um sie zurückzulegen. Aber die Mühe ward reichlich belohnt. Vor uns lag der *Polnische Kamm*, eine Reihe hoher Berggipfel, die die Gränze zwischen Ungarn und Galizien bilden; über diesen erhob sich rechts die *Lomnitzer Spitze*, während man zur Linken eine riesenhafte Granitmauer erblickte, die allem Anscheine nach durch eine gewaltige Natur-Convulsion vom benachbarten Berge abgerissen worden war und nun aufrecht dastand unter den zertrümmerten Massen, die noch täglich ringsum herabstürzen. Diese ungeheure Masse war das grösste Felsgebilde, das mir jemals vor die Augen gekommen, und übertraf Alles, was die Einbildungskraft sich ausgemalt hatte. Auf der einen Seite waren zwei Felsstücke so auf einander gestürzt, dass sie eine natürliche Brücke bildeten und ihre geringe Stärke erhöhte noch den Eindruck, welchen die schwindelnde Tiefe machte.

Der Vordergrund war dem ganzen Landschaftsgemälde angemessen. Riesige Granitblöcke, hier mit Schnee bedeckt, dort mit zwerghaftem Gras und Moos bewachsen, waren nebst den kalten grünen Gewässern der fünf Seen, von denen das Thal den Namen führt, der einzige Schmuck, mit welchem die karge Natur diese schauerliche Einöde ausgestattet hatte.

Rückwärts blickend war der Contrast nicht minder auffallend. Unter uns lag das *Kahlenbacher Thal*, durch welches wir heraufgestiegen waren und dessen verkümmerter Pflanzenwuchs im Gegensatze zu dem, was wir in unserer Nähe sahen, üppig erschien. Darüber hinaus entfaltete sich die reiche Ebene mit ihren Städten und Dörfern, gelb wie frisch gemähtes Korn, und jeden Augenblick anders beleuchtet, in dem Masse als die fliehenden Wolken am Himmel die Sonne bedeckten oder entblössten. Aber der Wind wehte so ungemein kalt über die Schneefelder hier oben, dass wir es nicht lange aushalten konnten. Da mein Gefährte, der Zeichner Hr. *Héring*, der mit seiner Mappe sich entfernt hatte, nicht zurückkam, so wurde mir um seine Sicherheit bange. Nach langem Suchen fanden wir ihn auf einem mit Schnee bedeckten Steine sitzen, in seinen Mantel gehüllt und mit Zeichnen beschäftigt, während sein Gesicht blauer aussah als die fernen Gebirge und die Dampfwolken seiner Pfeife, die

wirbelnd in die Luft stiegen. Wir verliessen das Thal der Fünf Seen zeitig genug, um einem Regengusse zu entgehen. Schwarze Wolken sammelten sich um die Lomnitzer Spitze und verfinsterten, den Berg sich herabwälzend, das obere Thal, vertheilten sich dann zu beiden Seiten und schienen uns den steilen Abhang hinunter folgen zu wollen. Einmal im *Kahlbacher Thale* angelangt, waren wir jedoch vollkommen sicher. Die Sonne zerstreute den Nebel und verbreitete eine liebliche Wärme, die uns nach der Kälte, welcher wir ausgesetzt gewesen, recht wohl that.

Auf unserer ganzen Wanderung hatten wir keine andere Felsart als Granit gesehen, wie denn das ganze Tatra-Gebirge daraus besteht. Im Kahlbacher Thale sind einige Bergbau-Versuche gemacht worden. Eine mächtige Kupferader soll gefunden worden seyn, die reiche Ausgabe gab, aber der Bau ist aus Mangel an Capital wieder liegen geblieben.

Die Gesellschaft bei der Abendtafel war nur klein. Die meisten Gäste vom vorigen Tage waren abgereist und nur ein ältlicher Edelmann mit seinem Sohne und seiner kränklichen Tochter, die das Bad gebrauchen wollte, hatten sich zum Ersatz eingefunden. Die Unterhaltung wurde bald allgemein. Der alte Herr, ein echter Magyar, war kein Freund von den neumodischen Ideen, Sitten und Gebräuchen, sondern hing noch an der guten

alten Tracht und der Weise seiner Vorfahren. Er suchte mich zu überreden, dass Ungarn nicht nur England sondern auch jedem andern Lande des Erdbodens überlegen sei. »Kann ich als freier Edelmann nicht thun was ich will? Wer darf meinen Hof betreten? . . . . Haben wir nicht Alles, was der Mensch nur verlangen kann? Haben wir nicht« — fuhr er fort und zählte an den Fingern her — »haben wir nicht Felder und Gebirge — Wälder und Wiesen — Gold, Silber, Kupfer und Eisen, — Wolle, Flachs und Seide — Rindfleisch, Wildpret und Fische — Wein, Korn und Tabak? — Es fehlt uns nichts weiter als Kaffeh und Zucker — und auch diese Dinge könnten wir haben, wenn wir sie anbauen wollten! Wo ist ein Land auf der Erde wie dieses? Heisst es nicht im Lateinischen:

Felix ergo Hungaria,
Cui dona data sunt varia!

Nur« — setzte er mit etwas gedämpfter Stimme hinzu — »*nur kein Geld haben wir nicht.*« *)

Unsere fernere Reise führte durch die *Zips*, die Städte *Kesmark*, *Leutschau* und *Eperies*. In

*) Der Verf. führt die letztern Worte in *teutscher* Sprache an. Er war überhaupt des Teutschen mächtig, und alle teutschen Ausdrücke, so wie auch die slowakischen und magyarischen, sind im Buche richtig geschrieben, — eine grosse Seltenheit in englischen und französischen Werken.

Kesmark ist nichts zu bemerken als die Ruine einer alten Burg, die ehemals der Familie *Tökäly* gehört hat, deren ehrgeiziges Streben und kriegerisches Wesen Ungarn in eine Reihe bürgerlicher Kriege verwickelten, welche, wenn *Sobieski* nicht gewesen wäre, zuletzt das ganze Land in die Gewalt der Türken gebracht haben würde. *Leutschau*, wo wir ein wenig vor Sonnenuntergang eintrafen, ist eine altmodische Stadt von teutscher Bauart, mit hohen Mauern, festen Thoren und einem schönen Marktplatz. Als wir, nachdem wir die Pferde gewechselt hatten, die Stadt verliessen, rief ein hübsches Bauernmädchen von etwa achtzehn Jahren unserm Vorspannsbauer zu, anzuhalten, kam darauf an den Wagen und fragte in teutscher Sprache, ob wir die Engländer wären, die nach dem Schlosse des Grafen C. fahren wollten. Wir bejahten diess, und nun übergab sie uns einen Korb mit den schönsten Blumen nebst zwei Flaschen Tokayer und einem Briefe. In der Meinung, dass wir diese Sachen auf dem Schlosse abliefern sollten, verwahrte ich sie sorgfältig im Wagen und befahl dem Bauer weiter zu fahren. Auch würde ich nicht ferner daran gedacht haben, wenn mir nicht die Adresse des Briefes aufgefallen wäre. Diese lautete: »An die englischen Herren Reisenden, welche sich auf das Schloss des Grafen C. begeben.“ War ich schon über diese Adresse erstaunt, so wurde ich noch mehr durch den In-

halt des Briefes überrascht, der von weiblicher Hand in teutscher Sprache geschrieben und mit »eine Unbekannte« unterzeichnet war. Wir würden — hiess es in dem Briefe — »im Namen der ungarischen Frauen« als die Landsleute *Shakspeare's*, *Byron's*, *Scott's* und *Bulwer's* begrüsst und mit Blumen und Tokayer beschenkt, um uns die Schönheiten des Landes zu zeigen, das wir besuchten, und zur Fortsetzung unserer beschwerlichen Reise zu stärken. Mit was für Augen blickten wir einander an, als wir diesen Brief gelesen hatten, der von ganz unbekannter Hand kam, und den wir an einem Orte empfingen, wo wir nur einige Minuten verweilt hatten und unsere Namen ohne Zweifel ganz unbekannt waren.

. . . . In *Schmölnitz* befanden wir uns wieder in einem Bergbau-Bezirke. Es war mir lieb, hier eine Gelegenheit zu haben, die ich in *Neusohl* versäumt hatte, das Verfahren beim Gewinnen des Kupfers aus dem *Cementwasser* (Wasser mit aufgelöstem schwefelsaurem Kupfer) kennen zu lernen. Der Herr Bergrath gab einem jungen Praktikanten den Auftrag, uns Alles zu zeigen, was wir wünschten. Man lässt das Cementwasser langsam über schiefe hölzerne Mulden fliessen, welche zusammen an 600 Fuss Länge haben. Diese werden dicht mit kleinen Stückchen Eisen bedeckt, welche wegen ihrer grössern chemischen Verwandtschaft zur Schwefelsäure diese an sich ziehen,

während das Kupfer in einem ziemlich reinen Zustande zurückbleibt. Da wir gerade an einem Sonnabend zur Nachtzeit angekommen waren, wo die Bergleute schon ihre Wochenarbeit beendigt hatten, so konnten wir die Gruben nicht besuchen.

Der Schmölnitzer Bezirk liefert jährlich 12000 Centner Kupfer, von welchem aber nur 1000 aus dem Cementwasser gewonnen werden. Nach amtlichen Angaben beläuft sich die Ausbeute an Silber auf 30000 Mark. Bei der Aufarbeitung des Letztern wird der Amalgamations-Prozess angewendet. Es befinden sich auch einige Quecksilber-Gruben in diesem Bezirk, hauptsächlich im Besitz von Privat-Gewerken. Die Eisengruben in der Nähe von Schmölnitz, vornehmlich die des Grafen *Andrásy*, gehören unter die besten in Ungarn. Auch Antimon und Blei wird gewonnen. *Schmölnitz* selbst war die freundlichste Bergstadt, die wir bis dahin gesehen hatten. Das reinliche und anständige Aeussere der hiesigen Einwohner zeugte für ihren teutschen Ursprung. Als wir uns am nächsten Sonntage zur Abreise anschickten, waren die Strassen mit Bergleuten und andern Personen angefüllt, die eben aus der Kirche kamen. Die Frauenspersonen hatten noch ihre teutsche Tracht, aber die Männer trugen Husaren-Pelze, Stiefel und Spornen wie die echten Magyaren. Hr. Hering ersuchte ein hübsches Mädchen, einige Minuten stehen zu bleiben, damit er sie abzeichnen

könne. Sie willigte ein und benahm sich so anmuthig und anständig wie man es von einer gebildeten Dame hätte erwarten können. Das einzige Ungarische an ihrer Kleidung waren die gelben Stiefel, die aber fast ganz von der Länge des Kleides versteckt wurden. Es ist merkwürdig, mit was für einer Hartnäckigkeit die Bäuerinnen in ganz Ungarn das Costum ihrer Vorältern bewahren . . . .

Die Fortsetzung unsers Weges führte, durch eine schöne waldige Gegend, auf den Gipfel eines Berges, zu dessen Füssen sich eine herrliche Landschaft ausbreitete. Wir brauchten zwei Stunden, um wieder hinabzukommen und fuhren dann an einem alten dem Grafen *Andrásy* gehörigen Schlosse vorüber, das noch bewohnbar, aber durch neuere Reparaturen entstellt war. Gleich darauf ging es durch ein Dorf desselben Magnaten, aus hübschen netten Häusern mit grossen Glasfenstern bestehend und mit kleinen anmuthigen Gärten versehen . . . .

Kaum hatten wir unsere Sachen abgepackt, als wir Herings Farbenschachtel und ein Portfolio vermissten, welches alle seine Zeichnungen enthielt und mit jener in einem ledernen Futteral verwahrt gewesen war, das hinten am Wagen hing und sich auf dem letzten schlechten Wege losgemacht haben mochte. Das Erste, was sich vor der Hand thun liess, war, unsern Diener (einen jungen Bergmann, den wir auf einer der letzten

Stationen bis zur Ankunft in Pesth gemiethet hatten und der aller drei Landessprachen kundig war) zurückzuschicken, um das Verlorne aufzusuchen, und falls er nichts fände, die Behörden um Beistand anzugehen und eine gute Belohnung zu versprechen. Da er unter zwei oder drei Tagen nicht zurückkommen würde, so beschlossen wir unterdessen das Schloss *Murány* zu besuchen, welches nur eine kleine Tagreise von Rosenau entfernt war.

Der slowakische Bauer, den der Wirth gemiethet hatte, uns auf einem Leiterwagen dahin zu bringen (wir wollten der schlechten Strasse wegen unsern eignen Wagen nicht gebrauchen), war, statt um fünf Uhr, wie es bedungen, um sieben Uhr noch nicht da, obschon er einen Theil des Geldes vorausbezahlt erhalten hatte. In dieser Verlegenheit erinnerte ich mich an die Furcht, welche ein *Haiduk* den Bauern einflösst, und verlangte, dass ein solcher obrigkeitlicher Amtsdiener sogleich abgeschickt werden sollte, um den saumseligen Bauer zu holen. Ich hatte das rechte Mittel gewählt. In einer Viertelstunde kam der Wagen mit dem Haiduken darauf in vollem Galopp gefahren. Auch war ich, als sich der Haiduk in seiner Uniform, mit klirrenden Spornen, einem dicken Stock und dem ungeheuersten Knebelbart, den ich jemals gesehen, darstellte, über den glücklichen Erfolg seiner Sendung keineswegs erstaunt. Er hätte noch andere Leute als unsern Fuhrmann

in Schrecken setzen können. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass der steife, schwarzgewichste und ausgestreckte Knebelbart des Haiduken von einer Spitze bis zur andern einen Fuss lang war. Es soll viele Ungarn geben, die ihren Knebelbart um die Ohren wickeln können; dieser Mann konnte den seinigen füglich hinten am Kopfe zusammenbinden. Diese Länge ist für den Besitzer des Bartes ein wahrhafter Ehrenpunkt. Man erzählt, dass ein Husar, der von diesem Schmuck ein vorzüglich merkwürdiges Exemplar besass, von seinem Rittmeister eine besondere Zulage erhielt, um die vermehrte Ausgabe für Wachs bestreiten zu können. Ueberhaupt wird in keinem Lande von Europa der Knebelbart so in Ehren gehalten, wie in Ungarn. Mit Ausnahme der Geistlichkeit pflegt Alles — Herren und Diener, Professoren und Studenten, der vornehmste Magnat wie der geringste Bauer — aufs sorgfältigste diese buschige Zierde der Oberlippe. Wir selbst waren genöthigt, uns nach der Landessitte zu bequemen; denn die Begriffe von Männlichkeit und Knebelbart sind so unzertrennlich mit einander verbunden, dass ein kleines Kind, als wir ihm sagten, in England würden keine solchen Bärte getragen, ausrief: »Ei, so müssen ja die Männer wie grosse Mädchen aussehen!«

Wir fuhren nach *Murány* durch verschiedene anmuthige Thäler, von klaren Bächen bewässert

und vom Geräusch der Eisenwerke und der Thätigkeit belebt, welche man überall findet, wo ein betriebsames Volk wohnt. Bald sahen wir in beträchtlicher Ferne einen gewaltigen Felsen steilrecht aus dem Thale emporsteigen, welchen der Bauer als den Gegenstand unserer Fahrt bezeichnete, obschon wir nur mit Mühe die Reste der alten Burg wahrnehmen konnten, so klein erschienen diese im Verhältniss zu dem ungeheuern Berge selbst. Dicht am Fusse desselben liegt das kleine niedliche Dorf gleiches Namens, wo ein grosses Wirthshaus mit der Inschrift: *Morantes gaudent Baccho* uns eine gute Einkehr zu versprechen schien. Aber wie erstaunt waren wir, nicht nur zu erfahren, dass keine Zimmer für uns vorhanden seien, sondern auch auf unsere Fragen sehr unhöfliche Antworten zu erhalten. Wir hatten vergessen, dass wir in einem Bauerwagen und ohne Bedienten reisten: zwei Dinge, so sehr unter der Würde eines ungarischen Herrn, der stets einen Bedienten bei sich hat, wäre es auch nur, um die Pfeife zu stopfen und Feuer zu machen, dass es wirklich ein Wunder war, dass wir überhaupt eine Antwort erhielten. Indessen brachten wir es doch dahin, dass man uns wenigstens ein Abendessen versprach und da sich ein Führer fand, der uns den Weg zeigte, so richteten wir unsere Schritte nach dem Schlosse.

lerthalb Stunden klet-
es Felsens erreichten.
igen Burg noch übrig.
llene Thürme ausge-
e vollkommene Ruine,
gehauenen breiten
ein Thor ein, mit
eren Grundmauern
anden. Der grosse
as eben jetzt ge-
tand ein kleines,
cknick - Parthien
er Ferne war der
begränzt, über-
sichtbar, aus-
sich sein stei-
kleine Thal
Führer Glau-
n Seiten auf
aufmerksam
s Jagdland!
und selten
rinn Junge

kte eines
gerlicher
sen Er-
yn. Der
in der

ungarischen Geschichte. Bald schmäht es der Reichstag als einen Zufluchtsort für Räuber und Verräther; bald wird es durch einen feierlichen Beschluss der Nation für das Bollwerk des Königreichs erklärt und verordnet, dass die Krone des heil. Stephan hier aufbewahrt werden soll. Zu der Zeit, wo Siebenbürgen unter dem ersten *Georg Rakóczy*, von den teutschen Protestanten und der türkischen Mohammedanern unterstützt, fast unablässig Krieg mit dem katholischen Kaiser und Könige führte, wurde der Besitz von *Murány* ein Gegenstand besonderer Wichtigkeit. Die heldenmüthige Vertheidigung unter seiner damaligen Besitzerinn, *Szecsi Maria*, einer Protestantinn, gegen die königlichen Truppen unter *Wesselényi Ferencz*, und die seltsame Weise, wie durch die Allgewalt der Liebe die Eroberung der Veste bewirkt wurde, ist vielfach von magyarischen Dichtern besungen *) und von teutschen Romanschreibern mit allerlei poetischem Zusatz ausgebeutet worden.... Das Uebereinstimmende in allen diesen Berichten ist, dass *Wesselenyi* zu gleicher Zeit die Veste und die Hand der schönen Besitzerinn eroberte. Der Führer bezeichnete uns den nördlichen Thurm als denjenigen, durch welchen der Ritter in die

*) Das älteste und berühmteste Gedicht ist die „*Murányi Venus*" von *Gyöngyösi*, für welches der Dichter von Marien selbst mit einem Landgute fürstlich belohnt wurde.

Berg gelangte. Der Berg ist gerade hier am höchsten und steilsten. Im Sommerhause ist ein Wand-Gemälde, welches sich auf die Begebenheit bezieht.... In späterer Zeit wurde die Veste geschleift und von der Krone nebst den dazu gehörigen grossen Gütern dem Judex Curiae, Fürsten *Kohári*, verliehen. Gegenwärtig gehört es dem bekanntlich mit einer Fürstin Kohári vermählten Herzog *Ferdinand* von *Sachsen-Coburg*.

Als wir von unserm Ausfluge zurückkehrten, waren wir gar nicht unangenehm überrascht, dass der Wirth unterdessen sich bessere Begriffe von unserm Stande zu machen angefangen hatte; denn er setzte uns nicht nur ein gutes Abendessen vor, sondern versah uns auch mit guten Betten. Sein Betragen gegen uns mag künftigen Reisenden in diesem Lande zur Warnung dienen, ihr äusseres Auftreten nicht zu vernachlässigen. Ein guter Wagen und ein Bedienter, welcher einer von den drei Landessprachen mächtig ist, sind schlechterdings nothwendig. Ein Fussgänger mit Bluse und Felleisen oder Schnappsack würde vielleicht aus dem ersten Dorfe, das er beträte, hinausgeprügelt werden (?). Nur teutsche Handwerksbursche und hausirende Juden sieht man in diesem Aufzuge, und jeder ungarische Bauer hält es für eine patriotische Handlung, sie, wo sich nur Gelegenheit dazu findet, zu misshandeln oder gar zu berauben (?).

Wie gross war unsere Freude, als wir bei der Rückkunft nach *Rosenau* das verlorne Portfolio wieder antrafen. Es war von einem Bauer gefunden worden, der es sogleich zurückgestellt hatte, ohne es geöffnet zu haben. Aber zugleich erwartete uns neuer Verdruss. Unser Bergmann, den wir nach den verlornen Sachen ausgeschickt hatten, war nicht *allein* zurückgekommen; ein hübsches blauäugiges Mädchen begleitete ihn, um ihm, wie er mit einer sehr verlegenen Miene sagte, »das Buch tragen zu helfen.« In dem Augenblick, wo wir aufbrechen wollten, wurde ihm plötzlich so unwohl, dass er erklärte, es sei ihm nicht möglich, eine so weite Reise mit uns zu machen. Seine Herzalleliebste war augenscheinlich in Furcht, ihn zu verlieren, wenn er sich auf so lange Zeit von ihr entfernte; alles Zureden wäre vergeblich gewesen; es blieb uns also nichts übrig, als ihn zu entlassen. Während wir noch unentschlossen waren, was in dieser misslichen Lage zu thun sei, stellte uns der Aufwärter im Gasthofe einen jungen Polen vor, welcher Teutsch sprach und nach *Pest* reisen wollte. Der Bursche war nicht älter als vierzehn Jahr und sein Vater, ein Schulmeister in Galizien, hatte ihn in die Welt geschickt, ausgerüstet mit einer oberflächlichen Kenntniss von Teutsch und Latein, und versehen mit einem langen lateinischen Empfehlungsbriefe an Gott und fromme Wohlthäter, dem Knaben zu seinem Fort-

kommen behilflich zu seyn. Der arme Kerl wünschte so sehnlich uns zu begleiten, dass wir ihn mitnahmen, mehr aus Mitleid als in der Hoffnung, sonderlichen Nutzen von ihm ziehen zu können.

Die Köpfe unserer Pferde wurden nun gegen *Aggtelek* gewendet, ein kleines Dorf, welches um seiner Höhle willen, die unter die grössten bekannten gehört, merkwürdig ist. Da sie so oft schon beschrieben worden, so brauche ich keinen Bericht über unsern Besuch derselben mitzutheilen . . .

Als wir zurückkamen, war zwar die Sonne schon untergegangen; aber das Wirthshaus in Aggtelek war so wenig nach unserm Geschmack, dass wir noch eine Station weiter zu fahren beschlossen. Der Haiduck stand mit vier Pferden in Bereitschaft, aber man sah es ihnen an, dass sie den ganzen Tag gearbeitet hatten und wenig Lust bezeigten, noch eine Nachtfahrt zu machen. Wir waren kaum zwei (engl.) Meilen weit gekommen, bis dicht an den Rand eines grossen Waldes, wo die Strasse besonders übel zugerichtet war, als die Pferde plötzlich still standen. Da half kein Peitschen, kein Schreien und kein Fluchen! Es war eine verzweifelte Lage. Schon wurde es finster; wir kannten die Gegend durchaus nicht, hatten aber in Wien gehört, dass sie der Räuber wegen eine der gefährlichsten in ganz Ungarn sei und dass man ohne Militärbegleitung hier nicht sicher reisen könne. Dennoch musste etwas geschehen.

Ich bat daher meinen Begleiter, Herrn Hering, Achtung zu geben, dass der Bauerknecht nicht die Pferde ausspanne und davon gehe, und begab mich zu Fuss nach *Aggtelek* zurück, um von dort Beistand zu holen. Hier fand ich zum Glück einen alten Mann, der etwas Teutsch verstand, und mit Hilfe desselben durchforschte ich alle Pferd- und Ochsenställe des Dorfes, und war endlich, nachdem ich von zahllosen bösen Hunden angefallen worden, vor denen mich nur ein tüchtiger Stock und eine Pistole (?) schützen konnte, so glücklich, vier Ochsen zu erhalten, mit welchen ich nebst einigen Bauern zu unserm Fuhrwerk zurückkehrte. Aber hier erwartete mich ein neues Missgeschick. Man fand es in der Dunkelheit unmöglich, die Ochsen mit ihrem Geschirr in den Wagen einzuspannen. Nachdem die Bauern sich eine Stunde herumgezankt hatten — zum Glück konnte ich aus Mangel an Sprachkenntniss nicht Theil an diesem Zwiste nehmen — kehrten sie mit den Ochsen ruhig nach *Aggtelek* zurück und liessen uns bis zum nächsten Morgen im Kothe stecken.

Meine Philosophie ist glücklicherweise von jener praktischen Art, welche stets Tröstung zu finden weiss, wo nur immer ein Fünkchen davon vorhanden ist. Ich schickte daher unsern kleinen Polen mit den Bauern ins Dorf, wo er versuchen sollte, einige Lebensmittel für uns aufzutreiben. Hierauf zündete ich die Wagenlampen an, legte

die geladenen Gewehre zurecht, und nachdem wir unsere Pfeifen gestopft hatten, zogen wir ein Paar Flaschen Wein aus dem Gepäck hervor und bereiteten uns in Erwartung eines hinlänglichen Abendessens zu einem fröhlichen Bivouak vor. Bald kam der kleine Pole zurück, von einem stämmigen Bauer begleitet, welcher einen Krug Wein und zwei grosse Töpfe mit Fleischspeisen trug, die wir uns denn sogleich trefflich schmecken liessen. Der Bauer zündete hierauf ein grosses Feuer an und legte sich bei demselben nieder, indem er zu verstehen gab, dass er die Nacht bei uns bleiben und Wache halten wollte. Wahrscheinlich hatte der Wein, den wir ihm überliessen, keinen geringen Antheil an diesem Entschlusse. Es thut mir um meiner Leser willen, die vielleicht ein Abenteuer erwarten, herzlich leid, dass ich nichts weiter zu berichten habe, als dass wir unser Abendbrod assen, unsern Wein tranken, unsere Pfeifen schmauchten, über die Begebenheiten des Tages lachten, und so gut schliefen, dass bereits ein Dutzend munterer Bauern am Wagen standen und sechs Pferde eingespannt hatten, als wir am nächsten Morgen die Augen öffneten. Wir kamen noch an demselben Tage bis *Miskolcz* und erhielten hier ein reinliches Zimmer und gute Betten — Bequemlichkeiten, die wir seit der Abreise von *Kaschau* hatten entbehren müssen.

Eine öde Strasse über eine zwar fruchtbare, aber flache, von zahllosen kleinen Bächen durchschnittene Landstrecke brachte uns an den Fuss einer niedrigen Bergkette, welche, weit nach Norden ausgedehnt, in Süden bei der Stadt *Tokay* an der Theiss endigte. Wir befanden uns jetzt im Mittelpunkte der Weinberge, wo der König aller Weine seinen Thron aufgeschlagen hat.

Tokay ist eine kleine Stadt, die nur durch den Weinbau und Weinhandel zur Berühmheit gelangt ist. Die Bevölkerung ist ein seltsames Gemisch von Juden, Armeniern, Griechen und Magyaren, Slowaken etc. etc., und enthält Kirchen von nicht weniger als sechs verschiedenen Religionspartheien. Die *Theiss*, welche dicht oberhalb der Stadt den *Bodrog* aufnimmt, ist ein schöner, schiffbarer Fluss und mit grossen Fahrzeugen bedeckt, fast von derselben Art, wie die Donauschiffe. Bis jetzt sieht man noch kein Dampfboot auf der Theiss, aber es ist bei dem Produkten-Reichthume des Landes und der Wichtigkeit so vieler Ortschaften an ihren Ufern, besonders aber bei den schlechten Strassen in ihrer Nachbarschaft, nicht zu bezweifeln, dass über kurz oder lang eine Dampfschifffahrt auf diesem Flusse ins Leben treten wird. Seine Tiefe, Breite und Stromkraft sind so günstig, als man nur wünschen kann. Freilich würde den Krümmungen des Stromes durch Kanäle abgeholfen werden müssen, und manche Entfernun-

gen von 30 bis 40 engl. Meilen würden dadurch auf 3 bis 4 vermindert werden. Sollte der bereits in Vorschlag gebrachte Kanal von der Donau bei *Pest* bis zur Theiss bei *Szolnok* zur Ausführung kommen, so würde die Theiss dadurch eine weit grössere Wichtigkeit erhalten, als man bis jetzt zu glauben geneigt ist. Die schlammigen Gewässer der Theiss sagen den Fischen besser zu als die jedes andern Flusses in Ungarn, und die Ufer sind nach grossen Ueberschwemmungen dergestalt mit Fischen bedeckt, dass sie als Viehfutter und zur Düngung verwendet werden.

Der weltberühmte *Tokayer* Wein wächst auf dem *Hegyalla*-Gebirge, welches sich längs den Ufern des Bodrog bis an 20 engl. Meilen nördlich von Tokay erstreckt. Die besten Sorten sind die von *Tokay*, *Tartzal*, *Zombor*, *Tállya*, *Mád*, *Keresztur* und einigen andern Dörfern. Der allerbeste wächst nur auf einem kleinen Hügel, dem *Mézes-Mále*, in dem Kirchsprengel von Tartzal. Der Boden besteht hauptsächlich aus trachytischen Gesteinen und ist mit einer tiefen Schicht saudigen Erdreichs bedeckt. Die Weinlese beginnt erst mit dem 26. Oktober, wenn sie anderwärts im Lande schon beendigt ist, ein Umstand, der beträchtlichen Einfluss auf die Güte des Weines hat.

Man bereitet dreierlei Weine in Tokay, die *Essenz*, den *Ausbruch* und den *Maslás*. Da die Trauben so lange am Stocke bleiben, so beginnt

ein grosser Theil derselben zu welken und wird dadurch ausserordentlich süss. Bei der Lese werden die Trauben in hölzerne Tröge gethan und Stück für Stück mit der grössten Sorgfalt ausgesucht, so dass nur die schönsten bleiben, während die zu sehr gewelkten oder die noch unreifen abgesondert werden. Will man nun *Essenz* bereiten, so legt man die besten Trauben in ein hölzernes Fass mit Löchern am Boden, durch welches der bloss *durch die eigene Schwere* der Traubenmasse ausgedrückte Saft abfliessen kann und dieser ist es, welcher die Essenz giebt. Wenn auf diese Weise nichts mehr abfliesst oder, — was häufig geschieht — wenn man überhaupt keine Essenz bereiten will, so legt man die Trauben in eine Kufe und presst sie sanft mit der Hand, indem man zugleich eine Quantität guten Most, der auf die gewöhnliche Weise erhalten worden, darauf giesst, um eine grössere Menge zu erhalten und das Abfliessen zu erleichtern. Das Ergebniss dieses Verfahrens ist der *Ausbruch*. Will man nun noch *Máslás* erhalten, so wird eine grosse Menge weniger ausgesuchten Mostes auf dieselben Beeren gegossen, welche nun auf die gewöhnliche Weise gepresst werden. Die Essenz kann nur in den allerbesten Jahrgängen gewonnen werden, und auch zur Bereitung eines guten Ausbruchs wird ein günstiges Jahr erfordert. Der Wein muss eine schöne, glänzende Topasfarbe haben. Die Essenz ist über-

mässig süss und wird mehr als Curiosität als um ihres Geschmacks willen geschätzt. Der wahre Ruhm des Tokayers beruht hauptsächlich auf dem *Ausbruch*. Ich habe ihn vollkommen echt nur an Privattafeln, und zwar nur zwei Mal, getrunken. Es ist ohne Widerrede der köstlichste Wein des Erdbodens. Der *Máslás* ist viel schwächer, zwar ziemlich süss, aber mit einem vorwiegenden Geschmack nach der getrockneten Traube. Der ganze Ertrag des Hegyalla-Gebirges wird in gewöhnlich guten Jahren zu 250000 Eimer (jeder zu 60 gewöhnlichen Flaschen) berechnet, von welchen aber nur ein Viertel, vielleicht auch noch weniger, in Ausbruch besteht. — Ein echter Ausbruch muss mehre Jahre alt seyn und ist natürlich nicht wohlfeil. Selbst in Ungarn wird eine Flasche vom besten alten Tokayer mit einem Dukaten bezahlt. Indessen kann man einen gewöhnlichen guten Wein auch um 4 Schillinge (2 fl. C. M.) ohne Schwierigkeit erhalten.

Verbesserungen und Zusätze.

S. XXI. Schomburgk hat sich den *Quellen* des *Orinoko* bis auf 15 engl. Meilen genähert. Was ihn abhielt, die Quellen selbst zu erreichen, waren Feindseligkeiten zwischen den Indier-Stämmen, die vor 39 Jahren auch Hrn. von *Humboldt* gehindert hatten, von Esmeralda an weiter stromaufwärts zu gelangen.

„ 70 Z. 7 v. o. statt *sind* lese man *ist.*
„ 109 „ 7 „ „ „ 155 „ „ 455
„ 200 „ 4 „ „ „ *keinen* „ „ *keinen*
„ 251 „ 4 v. u. „ *den Gebirgen* lese man *dem Gebirge*